Geschichte

der

Jesuiten

vom

religiosen, politischen

und

literarischen Standpunkte.

Aus

ungedruckten authentischen Quellen

von

J. Crétineau-Joly.

Uebersetzt

von

Dr. Johannes Emanuel Ludwig.

Nebst einer Vorrede von Brinkmann, Probst zu St. Hedwig in Berlin, fürstbischöflichen Delegaten und Domherrn.

Mit Anmerkungen.

Erster Band.

Berlin, 1845.

Verlag der **Eyssenhardt'schen** Buchhandlung,
(Baumann u. Kuhn).

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erstes Kapitel.

Ich unterfange mich eines schwierigen, vielleicht unmöglichen Werkes. Den Ursprung, die Entwickelung, die Größe, die Opfer, die Studien, die geheimnißvollen Verbindungen, die Kämpfe, alle jene Wechselfälle, den Ehrgeiz, die Fehler, den Sieg, die Verfolgung und das Marterthum der Gesellschaft Jesu will ich erzählen.

Ich muß zu dem Ende den wundervollen Einfluß berichten, den diese Gesellschaft auf die Religion durch ihre Heiligen, ihre Apostel, ihre Theologen, ihre Redner und ihre Moralisten; auf die Könige durch ihre Beichtiger und Diplomaten; auf das Volk durch ihre christliche Liebe und ihren gelehrten Unterricht; auf die Literatur durch ihre Dichter, ihre Historiker, ihre Philosophen und ihre sich durch geschmackvollen und reinen Styl in allen Sprachen auszeichnenden Schriftsteller, ausübte.

Ich muß diese Gesellschaft schon an ihrer Wiege, streitend für die katholische Kirche und die Monarchien, darstellen, deren Ueberwältigung sich der auftauchende Protestantismus zur Aufgabe machte.

Ich muß in ihre Schulen vordringen, aus denen so viele berühmte Männer, zum Ruhme oder Unglück ihres Vaterlandes, hervorgingen.

Ich werde dieser Gesellschaft über die Meere, über alle jene unbekannten Oceane folgen, wohin der Eifer um des Herrn Haus ihre Väter trieb, welche, als Licht zu erleuchten die Heiden, den Grund zu aller Civilisation und Wissenschaft legten und die Völker, die da saßen im Schatten des Todes, erkennen lehrten, wie lieblich die Füße derer sind, die da verkünden den Frieden.

Ich muß ihre wenig gekannten, bald in Liebe gerühmten, bald in Haß verdammten Institutionen studieren. Ich muß jene von ihren Fein-

den heimlich und verborgen genannte, von ihren Vertheidigern als offen und klar daliegend gerühmte Staatskunst ergründen, die dem 16ten, 17ten und 18ten Jahrhundert — unstreitig der durch Ideenverbreitung und Bedeutsamkeit der Ereignisse merkwürdigste Abschnitt der Geschichte — ein unauslöschliches Gepräge aufdrückte.

Selbst die geheimnißvolle Tiefe dieser Gesellschaft — dies einigen als das himmlische, andern als das höllische sich darstellende Jerusalem — muß ich aufsuchen, ausgraben, die auf Alles, was Gutes in der Welt geschah, influirte, die man mit Allem, was Uebles geschah, in Verbindung setzte.

Ich darf mich nicht, weder von dem Enthusiasm, den diese Gesellschaft zu erregen wußte, gewinnen, noch von den Vorurtheilen und Schmähungen, welche ihre ausgedehnte Macht bei der Nachwelt hervorgerufen, einnehmen lassen.

Nie bin ich ein Schüler der Jesuiten gewesen; nie habe ich in den Reihen ihrer Neophyten gestanden. Ich war nie ihr Freund, nie ihr Bewunderer, nie ihr Gegner. Ich bin ihnen keine Erkenntlichkeit schuldig, habe aber auch keine Vorurtheile gegen sie. Ich gehöre ihnen weder an, noch bin ich mit ihnen, noch für, noch wider sie. Sie stehen im selben Verhältniß zu mir, wie Vitellius, Otto und Galba zum Taczitus. Weder durch Verletzungen, noch durch Wohlthaten bin ich mit ihnen bekannt geworden.

Als Geschichtschreiber darf ich den historischen Boden nicht verlassen, darf nur an der Wahrheit halten, aus unerwiesenen und unerweislichen Factis nur logische Folgerungen ziehen und erst nach der gewissenhaftesten Untersuchung meine Ansicht begründen. Der, meiner Geschichte des Vendeer Aufstandes und der Geschichte der Tractate von 1815 unterlegten, Methode werde ich auch in diesem Werke getreu bleiben.

Einmal muß der Tag der Gerechtigkeit für Alle anbrechen, selbst sogar für die Schüler des heiligen Ignaz von Loyola. Wie alle, ein zu entwickelndes Princip einschließenden menschlichen Schöpfungen, sind auch die Jesuiten auf die zwei Klippen gestoßen, welche menschliche Schwäche auch sie nicht umschiffen ließ. Sie besaßen zu große Macht, um ohne Schmeichler zu bleiben; noch jetzt fürchtet man sie und sie erregen daher leidenschaftliche Feindschaft.

Inmitten dieses Conflicts sich durchkreuzender und bekämpfender Meinungen, welche, wunderbar genug, drei Jahrhunderte hindurch die

Aufmerksamkeit der Welt auf einen Streit richteten, dessen Interesse selbst die, eine Welt in Anspruch nehmenden Umwälzungen nicht zu schwächen vermogten, sind aus der Gesellschaft Jesu mehr ausgezeichnete Männer hervorgegangen, hat sie mehr Siege errungen, mehr Niederlagen gut gemacht, mehr Außerordentliches erzeugt, oder vollendet, als zwanzig andere Orden zusammengenommen.

Berufen zum Kampfe rief dieser stets schlagfertige Verein aus der stillen Abgeschlossenheit die unerschrockensten Streiter auf den heißesten Kampfplatz; er benutzte alle Waffen, die ein Priester handhaben darf, er entrann der Gefahr, um sich in eine neue zu stürzen, er trotzte zugleich den ausgezeichnetsten Geistern und den wildesten Horden, kämpfte gegen die, mitunter selbst erregten Stürme, hier siegreich, dort unterliegend. Stets erscheint er, wenngleich immer und überall streitend, wenngleich inmitten der Streitfragen lebend, oder den Geist auf der Folter aushauchend, unter dem Panier und mit dem Schilde der katholisch-apostolisch-römischen Kirche.

Dieser Orden hat Zeiten der Größe erlebt, die in solchem Maße schwerlich des glücklichsten Herrschers Regierung verklärt haben; aber wie aller Glanz hienieden, so konnte auch diese leuchtende Sonne nicht ohne ihre Finsterniße bleiben. Den Tagen des Glücks sind Jahre der Trauer gefolgt. Der Reichthum ruft den Neid wach. Macht erzeugt Nebenbuhler, oder Feinde; besonders eine so ehrwürdige Macht, die nach keiner Auszeichnung strebte, sich nicht gelüsten ließ nach äußerem Glanze, die sich bescheiden zurückzog, selbst sich verbarg. Von den Stufen des Thrones eilten die Jesuiten als Beichtiger in die Wohnungen des Handwerkers und in die Hütten des Tagelöhners. Im Reichsrathe der Könige, wie in den Kleinkinderschulen sah man die Jesuiten sitzen. Aus den Wohnungen der Großen, aus den alten Basiliken, wo die Concile gehalten wurden, eilten sie ohne Weiteres an das Lager der duldenden Armuth und endlich, um Allen zu genügen, wohnen sie in gleicher Liebe mit dem Gefangenen im Kerker, mit den Fürsten der Erde im Pallast und mit den Wilden in der Hütte.

Von dem ersten Augenblicke ihrer Gründung bis auf heute, da ich diese Zeilen niederschreibe, hat der Name der Jesuiten die Welt mit Lärm erfüllt. Religion, Moral, Politik, Redekunst, Dichtkunst, Wissenschaft, Literatur, Reisen, Erziehung, Entdeckungen, die bildenden Künste, alles stand unter ihrem Einflusse, alles gehörte ihrer Herrschaft an.

Durch die Könige, deren geistliche Führer sie waren, beherrschten sie die Welt.

Dadurch, daß sie sich an die Spitze aufkeimender Ideen und der Civilisation stellten, daß sie — dem Eintritte in den Orden Schwierigkeiten entgegenstellend — die gescheutesten Köpfe für sich zu gewinnen und unter einen passiven Gehorsam zu zwingen wußten, daß sie durch Anmuth und Bescheidenheit sich beliebt machten, daß sie die Wahrheiten göttlicher und menschlicher Wissenschaft der geoffenbarten Lehre mit den Vorschriften des bürgerlichen Lebens vereinten, gelangten sie zur Herrschaft über die Völker.

Die Erziehung der Jugend, deren gründliche Kenntniß sie mit dem Predigerorden theilten, übten sie auf wahrhaft liberale Weise; sie prägten dem Gemüthe des aufkeimenden Geschlechtes jene, als pflichtmäßig in der Verbreitung erkannten, Grundsätze tief und anhaltend ein.

Auf diese Weise verfügten sie als Meister der Gegenwart in dem erwachsenen Geschlechte, über die Zukunft in den Kindern, und verwirklichten einen frommen Wunsch, den Niemand bis zur Zeit des heiligen Ignatius aufzufassen gewagt hatte.

Die Geschichte dieses in der Vergangenheit groß dastehenden, mit dem Anbruche einer Zeit der Umwälzungen bekämpften, stets in seinen Hoffnungen geduldig tragenden, immer wieder bei neu auftauchendem Kampfe mit Muth belebten, stets im Unglück und Verfolgung glorreichen, nur, wenn der Hauch des Glücks ihre Segel mit mehr als gewünschter Schnelle vorwärts treibt, Zeugniß der Schwäche verrathenden Institutes, will ich schreiben.

Gutes und Schlimmes soll berichtet werden. Das Gute ohne Lobeserhebung, das Schlimme ohne Bitterkeit. Alles ohne Partheilichkeit.

Seit langer Zeit schon ist der Orden der Jesuiten der Zankapfel der Welt. Ich bilde mir nicht ein, diesem Gezänke ein Ziel gesetzt zu haben; wenn auch dies Werk vollendet vorliegt, das Gezänke wird nicht verstummen. Aber die Köpfe, die denken können, die nicht dürstet nach der Lüge, und die der Finsterniß nicht bedürfen, werden wenigstens ein Buch finden, in welchem die Gewissenhaftigkeit des Historikers sich an die Stelle der Vergötterung oder der Schmähung stellt, ein Buch, in welchem die Gesellschaft Jesu nach officiellen Akten, ungedruckten Dokumenten, beurtheilt wird, in welchem Ernst und Strenge

der Geschichte an die Stelle der Märchen und des Irrwahns, aller Lobhudelei und aller Spötterei tritt.

Nach mühevollen Untersuchungen, nach langen Reisen, nach ernsten Studien übergebe ich meinen Zeitgenossen hier mein Werk.

Man hielt die Zeit des Kampfes mit gewappneter Faust gegen das Christenthum für eine völlig abgeschlossene. Mit dem 16ten Jahrhundert aber sah die Kirche, bis dahin durch die Energie ihrer Statthalter wohl beschirmt, erstarkt durch die Verehrung der Könige und Völker, einen neuen Feind aufstehen.

Statt des Schwertes ergriff der neue Feind die Feder und das Wort. Nun bedurfte die Kirche nicht der Kriegsknechte, sie bedurfte der Gelehrten. Zerstoben waren die Ritterorden, gleich den Werkleuten, wenn des Tages Arbeit vollendet. Die schon gegründeten geistlichen Orden hatten sich ein besonderes Ziel gesteckt. Sie erfüllten auf Erden die Mission, wozu sie von Gott und ihren Gründern berufen waren, aber sie vermogten nicht den Stürmen, die das 16te Jahrhundert gegen sie erregte, die Spitze zu bieten. In ihrer Existenz selbst lag ein der lebendigen Theilnahme an den Spaltungen, deren Schauplatz Europa ward, widerstrebendes Prinzip.

Der Stille ergeben, die Zurückgezogenheit für eine Pflicht erkennend, waren sie keinesweges beauftragt, sich in die Händel der Welt einzumischen, die sie nur sahen, und die sie nur betrachteten, wenn der Dienst der Regel oder des Altars ihnen Zeit vergönnte, gemeinhin sogar durch das Prisma ihrer Leidenschaften oder durch die Beschränktheit ihrer Gebräuche eingenommen. Das Gebet sollte ihre einzige Waffe sein, aber berauscht von mysteriösen Genüssen, oder gar einer freiwilligen Abtödtung ergeben, die den Leib entnerven, die Seele verklären sollte, hatten sie selbst sich unfähig gemacht, der bedroheten Kirche Dienste zu leisten.

Ueberall erhoben sich Wetterwolken, im Gebiete der Ideen, der Wissenschaft und besonders in den Neigungen, welche Genußgier und Sucht nach Ungebundenheit den Neuerungen entgegen trieb. Das 16te Jahrhundert bauete schon bei seinem Beginne an der Aufrichtung einer neuen Welt.

Wiklef und Johann Huß, ersterer ein englischer Mönch, letzterer ein deutscher Priester, hatten den ersten Saamen der Zwietracht auf den Acker eines Familienvaters ausgestreuet. Anmaßung hatte sich

ihrer bemächtigt, Ruhmsucht und Ehrgeiz bestärkten sie in dem gegen die Kirche unternommenen Kampfe.

Die Kirche sprach das Anathema über sie aus und ließ sie durch den Arm der weltlichen Gerechtigkeit zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilen. Ihre, dem unwissenden, von blinder Leidenschaft getriebenen, Enthusiasmus anvertraueten Forschungen verbreiteten sich unter dem großen Haufen. Der Irrglaube schöpfte aus diesem, seinem Opfer, neue Kraft und steigerte sich, bis es ein Mann wagte, ihm eine anerkannte Geltung zu verschaffen.

Wer in jenen Zeiten die Blicke des großen Haufens sich zuwenden wollte, mußte vor demselben mit Wunderthaten, wie sie ein Heiliger nur zu verrichten vermag, mit dem Ruhme eines Eroberers oder mit neuen Phantasmen der Irrlehre erscheinen.

Die beiden erstgenannten Mittel waren nur unter großen Schwierigkeiten zu verwenden, denn die Kirche stellte nur Personen der öffentlichen Verehrung dar, die während ihres Lebens die christlichen Tugenden auf eine eminente Weise geübt.

Nur dann beugte Europa das Knie vor dem Schwerte eines Kriegers, wenn dieser, gekrönt von staunenswerthen Erfolgen, denen sich persönlicher Muth und hohe Geburt anschlossen, der Erde eine neue Gestalt gegeben. Auf diesen beiden Wegen Berühmtheit zu erlangen, hatte mithin seine großen Schwierigkeiten, allein das dritte Mittel bot ihrer weniger dar.

Der Weg des Irrglaubens lag der Ruhmgierde, dem Eigendünkel, der befangenen individuellen Meinung offen, und jeder durfte erwarten, aus der Zahl Beschränkter, oder Ueberspannter, verderbter Machthaber, oder nach Gleichheit strebender Untergebenen, sich einen Anhang zu verschaffen. Dem Boden dieser unbeachteten, Vernichtung des Christenthums beabsichtigenden, Berühmtheit erstrebenden Secten, entstiegen von Zeit zu Zeit namhafte Neuerer. Dem Kloster entsprungen, dem Schutze des Altars entsagend, verkündigten sie der Christenheit das unerträgliche Joch der Kirche und das große Glück, das das Volk auf diesem, von der Neigung zu Controversen nur dunkler und dunkler gewordenen Pfade erreichen werde.

Der Stuhl Peters hatte allen diesen Gefahren die Spitze geboten. Er hatte ihnen widerstanden; stets siegreich im Streite, schickte er sich zu neuem Kampfe an; aber mit dem 16ten Jahrhundert durfte man sich nicht mehr auf demselben Gebiete des Kampfes bewegen.

Dieser durch Meinungen und Einsicht lang hingehaltene Ausbruch warf — wenn frühere Gährungen der Art den wirklichen Zustand Europas mehr verhüllten — in diesem bedeutsamen Momente ein helles Licht auf denselben. Inmitten des politischen Lebens wurden die Völker geführt, ohne für dasselbe entwickelt zu sein. Schnell reifte die Menschheit. Charakter, Fähigkeit, Sitte, alles schien sich ungewöhnlicher zu gestalten. Alles verrieth eine innere Kraft, welche in früheren Zeiten als Rohheit bezeichnet, deren successive Abnahme die durch Ueberbildung verderbte Folgezeit bestätigt.

In Constantinopel unterlag das morgenländische Reich dem Schwerte Mahomets II. Die langjährige Herrschaft der Pedanterei im weltlichen, wie geistlichen Regimente, die ganze Völker durch eben dies Wortgezänk verdummt hatte, mußte in eigener Ohnmacht der Kraft und dem Geiste weichen. Mahomet II. befahl jenen auf ihre Sophismen so stolzen Philosophen, vor ihm sich in den Staub zu werfen, und eilig wählten sie die Knechtschaft. So wenig sie vermogt hatten, ihr Vaterland zu vertheidigen, so wenig vermogten sie, die eigene Ehre zu schirmen. Nur einige Männer von Herz und Kopf schlossen sich Constantin Lascaris an und verließen ihr in Knechtschaft gesunkenes Vaterland, um unter einem andern Himmel Freiheit zu suchen.

Italien, mit Griechenland unter einem Himmelsstriche, demselben in Sitten und Umwälzungen ähnlich, öffnete die Thore seiner Städte den Auswanderern, die denselben Neigung für Künste und Wissenschaften einflößten. Namentlich nahm Florenz, die Stadt der Medizäer, sie mit einer rühmlichen Gastfreiheit auf. Während nun die nördlicheren Reiche Europas unter Johann Hunias, seinem Sohne Matthias und Matthias Corvinus dem fortschreitenden Siegen des ottomanischen Heeres Grenzen setzten, während die Ritter von Rhodus unter der Anführung ihres Großmeisters Aubusson sich für das Christenthum opferten, trat das Christenthum selbst in eine Aere neuer Meinungen. Der Bürgerkrieg, der selbst in der Ueberreizung der Leidenschaften den Volksgeist stählt und erhabene Entschlüsse in den Völkern, die erstarkt genug sind, der völligen Vernichtung sich zu widersetzen, vermittelt, dieser Bürgerkrieg setzte England in Bewegung. Die Factionen York und Lancaster, die Partheien der rothen und weißen Rose, entzweieten dies Inselland. Margarethe von Anjou erschien im Feldlager, rächte ihren Gemahl und kämpfte für

ihren Sohn. Ludwig XI. wußte die Anmaßung seiner übermüthigen Vasallen zu bändigen, ihr Haupt fiel unter dem Beile. Zu gleicher Zeit bestand er gegen Karl den Kühnen einen Kampf der überlegtesten Arglist und des unversöhnlichsten Hasses, in dessen Folge Burgund an Frankreich fiel.

Der Orient stand in Flammen, nicht minder Europa. Jedes Land zeugte seinen Helden, alle aufkeimenden Dynastien waren die Sprossen irgend eines großen Mannes. Hier kämpfte der gewaltige Arm eines Jürgen Skanderbergs, dort siegten die Schweizer bei Granz und Murthen selbst über die Tapferkeit Karls des Kühnen; dort erobert Carl VIII. von Frankreich das Königreich Neapel und zieht sieggekrönt in Fornua ein.

Der Cardinal Ximenes, eine Achtung gebietende Erscheinung, der dem Kloster entfloh, um über Spanien zu herrschen, überfluthet Afrika mit seinem Kriegsheere. Gonsalvo de Cordova singt diesen Kampf. Die Päbste Alexander VI. und Julius II. erweitern zwar die weltliche Macht des heiligen Stuhles, aber gerade diese beiden Oberhirten bereiteten der Kirche unsägliches Leid durch ihre Sitten und ihren Ehrgeiz. Mit Borgia bestieg das Verbrechen — eine beklagenswerthe Ausnahme — den Stuhl des heiligen Petrus. Mit Julius II. bestieg die Kriegslust den heiligen Sitz. Als ritterlichen Pabst sieht man ihn bei der Belagerung von Mirandola Bayard die Spitze bieten und nur durch die Flucht seinem kühnen Gegner entrinnen. Nicht diese Kriege genügten, der Welt eine alles umfassende Thätigkeit mitzutheilen. In allen Regionen der Gesellschaft fluthet der Zeitgeist, aus allen Klassen bricht er hervor.

Guttenberg erfindet die beweglichen Typen und die Buchdruckerkunst. Schöffer und Faust unterstützen ihn, und, gleichsam als ob sich dies Jahrhundert in allem Erstaunlichen erschöpfen wolle, wagen es verwegene Segler, neue Welten aufzusuchen.

Bartholomäus Diaz gelangt bis zum Cap der guten Hoffnung. Christopher Columbus schifft nach Amerika. Vasco di Gama findet einen Weg nach den beiden Indien. Magellan unternimmt es, zuerst die Welt zu umsegeln. Pizarro dringt in Peru, die Portugiesen in Brasilien ein. Americus Vespucius benennt nach seinem Namen Erdtheile, die er nicht entdeckte.

An diesem Unerhörten entflammte sich der menschliche Geist; das Zeitalter der allgemeinen Kriege begann. Das Jahrhundert großer

Männer beginnt. Hier Dante, Petrarca, Boccacio; dort Christina von Pisa, Alain Chantier, Chauzer, Monstrelet und Villon. Geehrt wird wieder die Litteratur, die die Barbarei früherer Jahrhunderte unterdrückt hatte. Theodor von Gaza, Ambrosius Camaldulensis, Georg von Trebizonde und Laurentius Valla vereinigen ihre bis dahin vereinzelten Bemühungen zur Verwirklichung einer beabsichtigten Wiederherstellung derselben.

Was jene Männer auf dem Gebiete der Geschichte und Poesie versuchen, unternimmt Brunelleschi für die Architectur, Ulugbeg, Fürst von Samarkant, für die Astronomie. Ghiberti und Donatello suchen mit gleichem Eifer, auf Steinen und in Marmor die ihnen innewohnende Welt zu offenbaren. Thomas von Kempis hinterläßt der christlichen Welt seine „Nachfolge Jesu", das schönste Buch — wie Fenelon sagt — was je aus Menschenhand hervorgegangen (denn das Evangelium ist nicht von daher). Maso erfindet die Kupferstechkunst. Carl, Herzog von Orleans, singt seine Elegien. Chalcondyles der Athener schreibt die Geschichte der Türken, denen sein Vaterland unterlag. Johann von Montreal studiert die mathematischen Wissenschaften. Alexander von Imola, Littleton, Fortescue und Cujaz ziehen die Rechtswissenschaft wieder an's Licht. Bessarion, Juvenal Ursinus und Philippus Commines bearbeiten das Gebiet der Geschichte.

Angelus Politienus, Barbaro und Merula verbreiten das Studium der alten Sprachen in Europa. Ein Boiardo, Lorenz von Medicis, Johann Michael d'Angers, Guarini und die beiden Strozzi singen Gott und ihre Liebe in Weisen, die selbst mit der Zeit nicht untergehen konnten. Leonardo da Vinci gründet die Florentinische, Giorgione die Venetianische, Albrecht Dürer die Deutsche Schule der Mahlerei. Machiavel, ein Sohn der Republik, ertheilt den Fürsten Rathschläge, die die Nachwelt, vielleicht ohne ihren ganzen Umfang ermessen zu haben, verwirft. Sannazar singt in schönen lateinischen Versen das Lob eines Glaubens, zu dessen Angriff Luther sich in seinem Augustiner-Kloster wappnet.

Der katholische Glaube muß jetzt ein Heer wider ihn aufstehender Gegner erblicken. Hier greift man zum Schwerte, ihn zu vertilgen, dort schleudert man gegen Rom furchtbarere Waffen als Schwert und Geschütz, Wort und Schrift. Wenn nun diese feindlichen Legionen von allen Seiten zugleich sich zum Angriff stellen, wird die Kirche in

der Ueberzeugung, daß die Pforten der Hölle sie nicht zu überwältigen vermögen, den Muth haben, ihnen den achtunggebietendsten Fehdehandschuh hinzuwerfen?

Könige, Völker, Mönche vereint der Unwille, ihr Ansehen zu stürzen.

Sie aber ertheilt, als Antwort auf alle diese Drohungen, dem Bramante den Befehl: den Grundstein zum Dome St. Peters zu legen. Michel Angelo vollendet den Riesenbau, zu dessen Kuppel er das Pantheon des Agrippa wählt. Raphael und Julio Romano kleiden die Wände des Vaticans mit ihren unsterblichen Frescobildern. Bembo und Sadolet schreiben im Auftrage Leo X.

Völlige Zerstörung drohet Rom. Der Connetable von Bourbon belagert's, nimmt's und plündert's. Was aber kümmerte Roma diese ihr bereitete Noth. Hinfällig ist das menschliche Geschlecht, so auch Bourbon, er stirbt an ihren Pforten, aber ihr, ihr ist verheißen, zu überleben; das Leichengepränge aller Dynastien zu ordnen.

Raphael ist nicht mehr, Corregio, Parmesano, Titian und Veronese, die Carracci und Tintoreto, folgen ihm rühmlich nach. Primatice, Jean Goujou und Palladio führen Palläste auf. Guicciardini, Machiavel, Paul Jove, Justus Lipsius und Buchana berichten den Völkern die Geschichte ihrer Fürsten. Clemens Marot, du Bellay und Margarethe von Vallois entzücken den Hof Franz des Ersten durch den kindlichen Zauber einer kaum gebildeten Sprache. Ariost singt die Helden einer höheren Welt. Tasso entrollt vor den Blicken der Nachwelt die Wunder des Heldenmuthes, die die Befreiung Jerusalems erzeugte, sich der Wirklichkeit näher anschließend. Portugal hat so gut wie Italien sein Epos. Camoëns verherrlicht, im Unglücke schmachtend, sein Vaterland, das ihm nicht einmal ein Grab gönnt. Erasmus, Montaigne, Rabelais, Cardan und Charon treten als Apostel des Skepticismus auf. Thomas Morus, Englands Kanzler, stirbt als Philosoph und Christ für seinen Glauben.

Ungekannte Meere, unbegrenzte Reiche, fallen Spanien und Portugal als Beute anheim. Auf dem Gebiete der Religion, der Sitte, der Politik, der Kunst: Umwälzungen. Copernicus, Tycho-Brahe und Gallilei schreiben den Sternen selbst neue Bahnen vor.

Während diese Ereignisse theils sich vorbereiteten, theils sich erfüllten, während eben so viele berühmte Heerführer zur Eroberung

einer neuen Welt, als geistig Begabte zur Eroberung neuer Ansichten schritten, während die Fackel der Aufklärung überall das Dunkel mit so wunderbarem Leuchten durchblitzte, daß zu fürchten stand, es möge diese Lohe, statt die Erde zu erleuchten, sie zur glühenden Flamme entzünden, lag hingestreckt auf dem Schmerzenslager ein Mann in Spanien. Dieser Mann war Ignatius de Loyola. Er war Soldat. Er ward im Jahre 1491, unter der Regierung Ferdinands und Isabellens, einer der ausgezeichnetsten Familien Biscayas angehörend, geboren. Seinem Vaterlande und seinem Könige dienstpflichtig, unterzog er sich dieser Verpflichtung mit seltener Uneigennützigkeit, mit einem an die Ritterzeiten erinnernden, persönlichen Muthe. Um sich völlig der Neigung für den Kriegsdienst hingeben zu können, verzichtet Ignatius, fast noch ein Knabe, auf die Freuden des Hoflebens und tritt, dem ihm von sieben Brüdern gegebenen Beispiele folgend, unter die Fahne seines Verwandten Antonio Manriquez, Herzogs von Najara und Granden von Spanien.

Schon im Jahre 1521, als André Foix an der Spitze der Franzosen Pampelona belagerte, lernte das spanische Heer diesen jungen Edelmann als einen seiner ausgezeichnetsten Offiziere kennen. Carl V. hielt trotz einer Clausel des Vertrages von Noyon diesen Platz besetzt. Ignatius hatte auf seiner Stelle eben so wenig die Pflicht, seinen Gehorsam zu untersuchen, als über die Rechtmäßigkeit eines Krieges Rechenschaft zu geben.

Er befand sich in der belagerten Stadt. Es galt hier, den ersten Erfolgen entgegenzutreten, womit die französische Tapferkeit gekrönt worden. Ignatius wurde das Haupt und die Seele dieses Widerstandes. Pampelona sieht klar, daß es ihren Vertheidigern unmöglich ward, die Belagerer zurückzudrängen. Pampelona öffnet die Thore, Ignatius aber zieht sich in die Citadelle zurück, entblößt von Mannschaft und Munition. Sein Muth dünkt ihn Alles zu ersetzen.

Er verwirft die ihm gebotene Capitulation und erwartet, den Degen in der Faust, auf den Wällen den Feind. Inmitten des Angriffs fährt ihm ein gesprengter Stein an das linke, und im selben Augenblicke zerschmettert eine Kugel ihm das rechte Bein. Seinem Falle folgt die Uebergabe der Citadelle. Die Franzosen bewunderten ihren unerschrockenen Gegner im Gefechte, sie wünschten ihm einen Beweis ihrer Achtung zu geben. Nachdem sie seine Wunden verbunden, führten sie ihn auf das Schloß Loyola.

Der Beinbruch war schlecht vereint, die Wundärzte sagten aus, das Bein muß aufs Neue gebrochen werden. Der Verwundete unterzog sich dieser zweiten Operation, ohne daß seine Züge die mindeste Spur der Schmerzen verrathen, die auf ihn einstürmten. Am Rande des Grabes will er dem Schmerze ins Auge sehen. Oberhalb des Knies tritt ein Knochen hervor und drohet Verkrüppelung. Ignatius entschließt sich, diesen Knochen aussägen zu lassen. Man verhehlt ihm nicht, daß diese Operation marterboll, vielleicht lebensgefährlich sei. Den Kranken rührt diese Kunde nicht, der Knochen ward bis auf den gesunden Theil ausgeschnitten. Nicht dies einzige Leiden nur war die Folge der ausgestandenen Belagerung der Citadelle. Während er an diesen Wunden litt, begann einer der Oberschenkel zu schwinden, das Bein wurde kürzer. In der Hoffnung, es zu verlängern, unterwarf er sich den Qualen einer eisernen Maschine, die mit Gewalt das Bein ausreckte. Trotz der überstandenen Qualen blieb er hinkend.

Um in diesem Zeitraume der Langenweile zu entgehen und seiner Neigung für die Verherrlichung der Heldenthaten, gleichviel, ob historischer oder fingirter, die er sich als Vorbilder wählte, zu genügen, forderte er die damals sehr beliebten Geschichten irrender Ritter. Unstreitig besaß auch das Schloß Loyola, wie alle Ritterstze damaliger Zeit, derselben. Statt ihrer aber reichte man ihm das Leben Jesu und die Blüthe der Heiligen.

Eine plötzliche Umwälzung erfaßte sein Gemüth. Nach großen innern Kämpfen, Kämpfen, in welchen Weltlust und Ruhmsucht mit dem Entschlusse gänzlicher Entsagung und Zurückgezogenheit stritten, entschied sich Loyola unwiderruflich. Als Soldat hatte er sein Lager bestiegen, als Christ erhob er sich von demselben, aber als Christ, der in jener Zeit nur anzutreffen, als Christ, den die Liebe zu Gott emporgehoben, sich zu Riesenwerken berufen und verpflichtet hält, und nicht seine Kräfte nach menschlicher Schwäche abwägt.

Er wußte nun, daß man auch Berge versetzen kann durch den Glauben. Aller Orten, auf den Firsten der Pyrenäen, wie im Innern Deutschlands, in Frankreich nicht minder, als in Italien, gelobte man, sich für den Sieg einer gewonnenen Ueberzeugung zu opfern, sei es als Märtyrer der Religion oder der Wissenschaft, Gott nur um ein möglichst ausgedehntes Feld anflehend, um die Ansichten zu verbreiten, deren Verarbeitung Aufgabe des Lebens war.

Ignatius verzichtete nun plötzlich auf Alles, was bisher als

reizendes Traumbild seines Lebens ihm vorgeschwebt. Er liebte eine am Hofe Castiliens lebende Dame; er entsagte dieser Liebe. Seine Neigung zum Waffendienste war so entschieden, daß sie ihm die Erreichung der höchsten Ehrenstellen zuzusichern schien; er wirft von sich alle glänzenden Lockungen des Kriegsruhms und eilt, Buße zu thun.

Wir finden nun nicht mehr jenen schönen Rittersmann in ihm, dessen Erinnerungen der Kindheit sich in den überreichsten und üppigsten Ergötzungen am Hofe des katholischen Königs verloren. Wir finden nun nicht mehr jenen jungen Cavalier, den weiland noch inmitten des Waffengetümmels der Zauber des feinsten Anstandes und die poesiereichste Galanterie umgab. Alle irdische Versuchung von sich weisend, eilt der sonst viel auf sich haltende, für äußere Ehre glühende und höchst empfängliche junge Mann, gleichsam, als entquille der Demüthigung eine neue Quelle des Ruhmes für ihn, zur tiefsten Erniedrigung.

Noch hat er sich keinen Plan des neuen Lebens entworfen. Er kennt, gleich Christopher Columbus, weder das Land der Heiligung, das er zu entdecken sich vorgesetzt, noch die Feinde, die er zu besiegen, noch die Gefahren, denen er sich aussetzt. Weltliche Klugheit thut ihm nicht noth.

Im Herzen war sein Opfer vollendet; es bedurfte nur der Verwirklichung. Heimlich verläßt Ignatius das väterliche Haus. Bevor er noch das Kloster auf dem Mont-Serrat erreicht, wohin Scharen von Pilgern zur Verehrung eines wunderthätigen Muttergottesbildes wallfahrten, gelobt er Keuschheit, um dadurch sich des Schutzes Marias würdiger zu machen.

Noch ist der neue Christ in seiner Rüstung. Der Amadis, wie ähnliche Romane, die seine Phantasie bisher genährt, erzählen, daß die in den Ritterorden Erhobenen eine ganze Nacht in voller Rüstung Wache hielten, gemeinhin die Waffenwache genannt. Als Ritter und Streiter Jesu und Mariens blieb er eine ganze Nacht, betend und unter Thränen, sich dem Dienste einer neuen schwierigern Kampfesschaar widmend, vor dem Altare der Jungfrau. Am nächsten Morgen hängt er sein Schwert an einen Pfeiler der Capelle auf, schenkt einem Armen seine reichen Kleider, die ihn an einen nunmehr verachteten Luxus mahnen. Dann, umgürtet mit einem Stricke, eilt er im härenen Gewande nach dem Städtchen Manrésa. Im Jahre 1522 feierte an diesem Tage die Kirche das Fest der Verkündigung. In selbst ge-

wählter Armuth klopft er an das Thor des Hospiziums. Dem an die feinsten Genüsse gewöhnten Edelmanne schien der Tisch des Hospiziums überreich besetzt. Er verdammt sich zu Fasten und Kreuzigung des Fleisches. Sein Gurt ist eine eiserne Kette, sein Kleid das Büßerhemd, unter der linnenen Kutte; hingestreckt auf dem Boden wehrt er dem Schlafe. Nachts bekämpft er das Fleisch, Tags betet er oder sammelt Almosen. Ein Bettler, sucht er die Zielscheibe menschlicher Schmähungen und des Kinderspottes zu werden.

Diese Uebertreibungen genügen nicht seinem Durste nach Aufopferung. Er sucht und findet einen noch erbärmlichern Platz, als das Hospizium. Ungefähr 600 Schritte von Manresa entdeckt er eine, jedem Blicke verborgene, Felshöhle; sich durch die Dornen windend, gelangt er zu ihr, besteht dort in Begeisterung und himmlischer Liebe und in harten Plagen mit unerbittlicher Strenge einen Kampf mit Leib und Seele, hinter welchem alle bekannten Kämpfe der Anachoreten der Wüste zurückbleiben. So, momentan in himmlischer Entzückung glühend, oder unter der mit solcher Ueberreizung nothwendig verbundenen Abspannung schmachtend, gelingt es ihm, nach und nach auch die letzte Fessel der Welt zu zersprengen.

Hatte er schon viel um Gotteswillen gethan, so vergalt es Gott ihm in reichem Maße. Ignatius hatte weder als Hof- und Lebemann, noch als Soldat, Zeit und Neigung gefühlt, sich aus Schriften wissenschaftlich zu bilden. Die schwierigste Wissenschaft, Menschenkenntniß, ward ihm enthüllt. Eine göttliche Erleuchtung erhob ihn, der so viele zur Meisterschaft in dieser schwierigen Erkenntniß leiten sollte, zum vollendeten Meister derselben.

Er schrieb sein Werk — die geistlichen Uebungen — ein Werk, in welchem sein Leben erkennbar und welches mächtig in der Geschichte seiner Schüler sich abspiegelt.

In dem Manuscripte, in welchem der Pater Juventius mit ausgezeichneter Latinität diese außerordentlichen Ereignisse berichtet, heißt es:

„Dieses über Ignatius ausgegossene göttliche Licht zeigte ihm „entschleiert die heilige Dreieinigkeit wie die übrigen Mysterien des „Glaubens. Acht Tage hindurch verharrete er ohne Zeichen des „körperlichen Lebens. Was er in diesem geistigen Erhabensein „und in den vielen, während seines Lebens ihm zu Theil gewor„denen, Verzückungen, schauete, weiß Niemand. Er hatte diese „Visionen niedergeschrieben, aber kurz vor seinem Tode verbrannte

„er die Schrift, damit sie der Welt nicht in die Hände falle, nur „wenige Blätter entgingen seiner Vorsorglichkeit, aus denen wir mit „Recht schließen können, daß er ununterbrochen, von Tage zu Tage „höherer Gnaden gewürdigt ward. Später genoß er einer stillen „Seligkeit in der Betrachtung der Erhabenheit unsers Herrn Jesu „Christi und seiner unaussprechlichen Liebe für das menschliche Ge„schlecht. Unter dem Bilde eines die Feinde der Ehre Gottes be„kämpfenden, alle Menschen zu seiner Fahne rufenden Heerführers „stellte er — den der Kriegsdienst erzogen — Christus dar. Daher „entwickelte sich in ihm der Wunsch, ein Heer zu sammeln, dessen „Herzog und König Jesus, dessen Wahlspruch: Ad majorem Dei „gloriam! und dessen endliches Ziel das Heil aller Menschen sei. „Unter diesem Bilde erschien seinem Schauen sofort die Gesellschaft „Jesu."

Also der Pater Juventius. Dies Werk, welches nach der Behauptung desselben Schriftstellers, so viele Heilige zeugte, als es Leser hatte, kann nicht jenen Schriften zugezählt werden, an die der Maaßstab nur menschlicher Kritik gelegt werden darf. Es enthält die Kunst, den Sünder zu bekehren und verläßt alle klüglich erwählten Bahnen, um zur Vollendung zu führen. Dieses Werk, entweder die Frucht tiefsinniger Spekulation, oder göttlicher Eingebung, muß, vom Standpunkte des Katholicismus betrachtet — sowohl durch seine Eigenthümlichkeit selbst, als durch die in demselben enthaltenen wesentlichen Vorschriften — große Resultate herbeiführen. Es erfaßt den Menschen gleichsam in den Banden der Sünde, bemächtigt sich seiner durch die Lebhaftigkeit der Bilder und der Vorstellungen, zwingt ihn, der Welt zu entsagen und sich voll Furcht, aber auch voll Hoffnung in die Arme Gottes zu werfen. Es ist ein ascetisches, aber die Mystik mit der Praxis combinirendes Werk; überall schimmert eine strenge Mannszucht durch, deren Werthachtung des Verfassers überall sich nicht verkennen läßt *).

---

*) Anmerkung des Uebersetzers. Die „geistlichen Uebungen" enthalten keine folgerechten Abhandlungen, sondern kurze Vorschriften über das Gebet und andere Heilsmittel; Andeutungen für das innere Leben des Christen. Es zerfällt in vier Abtheilungen, die der Verfasser „Wochen" genannt hat. In der ersten Abtheilung wird die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Nichtigkeit des Irdischen, auf Gottes Größe und unsere ewige Bestimmung gelenkt. Der Abfall von Gott, die Sünde, wird an sich und in seinen Folgen betrachtet; dem Erschreckten und Bußfertigen Christus als der einzige Weg des Heils

In der zweiten Woche der Betrachtung des Reiches Jesu und dessen Vergleichung mit einem, seine Unterthanen zum Kriegsgeleit aufrufenden, Erdenkönige findet man ein Bild, das in wenigen Zügen die Gesellschaft zeichnet, deren Stifter Ignatius war.

„Ich denke mir — sagt er — und halte mir klar vor Augen,
„einen Mann, den Gottes eigene Wahl auf den Thron gesetzt,
„dem alle christlichen Fürsten und Völker Ehrfurcht und Gehorsam
„schuldig sind. Ich stelle mir vor, dieser König rede also zu seinen
„Unterthanen: Ich habe beschlossen, meinem Scepter die Reiche der
„Ungläubigen zu unterwerfen. Wer also mir folgen will, muß sich
„anschicken, nicht anders, als ich geschürzt zu sein, keiner anderen
„Speise zu begehren, als ich selber, mit einem Worte: in allen Stükken so, wie ich, zu leben. Er sei gewärtig, mit mir derselben
„Mühen sich zu unterziehen, gleiche Wachsamkeit zu üben, gleiche
„Gefahr zu theilen. Unter dieser Bedingung soll jeder Theilnehmer
„meines Sieges, nach dem Maaße bewiesenen Eifers und bewiesenen
„Muthes in der Uebernahme der Mühen und Gefahren, Ruhm und
„Ehre mit mir theilen."

Der vierte Tag der zweiten Woche setzt dies Gleichniß fort. Loyola sieht jetzt nicht nur den erwählten König; auch der Feind erscheint und schon wehen den Kämpfenden die beiden Banner voran.

Man betrachte zuerst, sagt Ignatius, daß der Geschichte gemäß, Christus seiner Seits und Lucifer, ihm gegenüber, die Menschen auffordert, „sich unter ihre Fahnen zu stellen."

Wie alles, was sich auf die Gesellschaft Jesu bezieht, so erfuhr auch dies Werk, „die geistlichen Uebungen", selbst schon vor seiner Vollendung, die heftigste Schmähung und eine tiefe Verehrung, deren beiderseitiges Zeugniß Bewunderung erregt.

1) Man warf demselben verwegenen Aberglauben vor, es behaupte: das Geheimniß vermittels der Uebungen den heiligen Geist herabzuziehen und innerhalb 30 Tagen eine vollkommene Bekehrung zu vollenden, zu enthalten.

2) Man warf ihm eine trügerische Eitelkeit vor, weil es — so

---

gewiesen. Die zweite Abtheilung betrachtet Jesu verborgenes und öffentliches Leben; die dritte Jesu Leiden und Sterben; die vierte den Auferstandenen und gen Himmel Gefahrnen und führt den so mit himmlischer Kraft erfüllten Leser zurück in den Kampf der Welt.

sagten die Tadler — in der Kunst zu unterweisen scheine, sich in Verzückung zu setzen und Gesichte zu sehen.

3) Die außerordentlichen, durch dies Werk bewirkten Bekehrungen der Seelen, die Dunkelheit und Einsamkeit, welche die Uebungen empfehlen und auferlegen, sollten aus einer geheimen Magie folgen und nach den Feinden des Ignatius zum Wahnsinne führen.

4) Seine Lehre schien einigen verdächtig, andern sogar zur Ketzerei geneigt, denn sie fordert Geheimhaltung, und Geheimhaltung — so schließen sie — ist Kennzeichen und Merkmal des Irrglaubens.

Diese vier Hauptanklagepunkte wurden und werden unter allen Formen wiederholt. Zu den Zeiten Loyolas erscholten sie in den Kirchen, auf den Lehrstühlen der Professoren, in deren Schriften sich diese Beschuldigungen weiter verbreiteten. Als man endlich sogar diese Anschuldigungen vor die geistlichen Gerichte brachte, bewirkten sie indessen nichts weiter, als die peinlichsten Erforschungen und Untersuchungen dieses Werks, aber auch den klaren Beweis, daß man in Wirklichkeit nicht gefunden, was man demselben vorwarf.

Es ist nicht zu läugnen, es finden sich in diesem Werke Redensarten und Vorschriften, die dem befangenen und nicht tiefer eingehenden Leser auffallen müssen und nicht schwer ins Lächerliche zu ziehen sind; ein Kunstgriff, durch welchen man die erhabensten Absichten vereiteln und die der Achtung würdigsten Männer vernichten kann. Abgesehen aber von diesem Auffälligen, worin sich der damalige Zeitgeist und besonders die Persönlichkeit des Verfassers ausspricht, darf man nicht vergessen, was der heilige Franz von Sales, ein competenter Richter auf dem Gebiete der Mystik aussprach: „Die geistlichen Uebungen haben mehr Sünder bekehrt, als Buchstaben in dem Werke enthalten sind."

In dem Prozesse der Heiligsprechung des Ignatius findet sich eine Erklärung, die den Schlüssel zu diesem Werke liefern dürfte. Die Zeugen aus Rota erklärten:

„Die genannten Uebungen wurden von dem heiligen Pater zu ei„ner Zeit verfaßt, als er durchaus noch unbekannt mit den Regeln „des Styls war, es steht daher anzunehmen, daß die Einsicht und Weis„heit ihm mehr auf übernatürlichem Wege mitgetheilt, als daß er sich „dieselben durch Studium erworben."

Pabst Paul III. erklärt in seiner Bulle vom 31. Juli 1548, welche die Annahme der „geistlichen Uebungen" empfiehlt und ihren

Gegnern in Voraus Antwort ertheilt: „Nach unserer Willensmeinung „billigen wir und halten genehm, bestätigen auch Kraft dieser Urkunde „die vorgenannten „Uebungen" und Alles, was sie enthalten, im Ganzen „und Einzelnen; die Gläubigen beider Geschlechter und aller Orten auf „das Nachdrücklichste in dem Herrn ermahnend, sich dieser frommen „Uebungen zu bedienen und in Demuth anzuwenden."

Jede Erörterung dieses Werks im Widerspruche mit solchen Zeugnissen ist an sich unmöglich. Es bleibt dies Werk jedem unberufenen Leser ein Buch mit sieben Siegeln, aber wer es, von Glauben, oder nur von Vernunft geleitet, prüft, kann sich die hervorgebrachte Wirksamkeit erklären. Es ist die Grundform, nach welcher alle Jesuiten gebildet worden, die sich ihrer Handlungsweise und ihren verschiedenen Fähigkeiten unauslöschlich eingeprägt.

Loyola, nunmehr im Besitze eines geistigen Capitals, das er in der Einsamkeit so eben dem Himmel entrungen, beschloß, nachdem er dessen Heilswirkungen an sich selber und an andere erfahren, Manresa zu verlassen.

Er weiß aus der Geschichte der Kreuzzüge, daß dort, wo Christus lebte, lehrte und litt, ungläubige Juden und gleichgültige, laue Christen leben. So wallfahret er ganz allein, jeglichen menschlichen Beistand verschmähend, ohne Hülfsmittel, ohne alle Vorkehrungen, gänzlich sich den Händen der Vorsehung hingebend, nach Jerusalem. In Venedig schifft er sich ein, erreicht den heiligen Boden und beugt am 4. September 1523 das Knie am Grabe des Erlösers. Seinem inständigen Flehen ward es nicht gewährt, in Palästina zu weilen, er begiebt sich zur See und erreicht gegen Ende Januars 1524 den Hafen von Venedig wieder.

Während dieser Wallfahrt erkannte der Pilger, daß menschliches Wissen und irdische Kenntnisse ein unumgängliches Erforderniß für den seien, der für das Heil der Menschheit thätig sein wolle, daß ohne deren Beihülfe die, der Unwissenheit und der Blindheit unterworfene, Frömmigkeit mehr Schaden als Nutzen stifte. Er war 33 Jahre. In diesen Jahren und mit der schon erworbenen Bildung ward das Studium der ersten Elemente der lateinischen Sprache für ihn eine schwierige Aufgabe. Er unterzog sich dennoch dieser, nur durch die Unermüdlichkeit des Kindesalters erträglichen Mühe und begab sich zu diesem Ende nach Barcelona.

Nach einigen Tagen sehen wir ihn inmitten der Kinder, an deren Unterricht Theil nehmen. Diese Aufgabe that seinem Eifer für das Heil des Nächsten durchaus keinen Abbruch, und ward nirgend ein Hinderniß der Strenge gegen sich selbst. Hier kreuzigte er sein Fleisch, oder überwand seine flammende Phantasie durch die Schwierigkeiten, die der Beginn der lateinischen Sprache mit sich brachte. Auch hier ward er wiederum der Stifter geistlicher Uebungen, indem er die widerstrebendsten Gemüther zur Buße rief. Im lebendigen Glauben besiegte er die Ungläubigen; sein Wort voll Kraft rüttelte die Gemüther auf, die von der Sünde oder der Sinnenlust den Weg der Tugend verlassen hatten.

Dies Leben der Verleugnung, welches alle möglichen Verfolgungen bis zur Unerträglichkeit steigerten, vermogte dennoch nicht, seinen Durst nach Wissen und Dulden zu genügen. Nach einem fast zweijährigen Aufenthalte in Barcelona wendete er sich zum Studium der Philosophie nach Alcala. Neue, aber stets überwundene Widerwärtigkeiten warteten seiner auch hier. Sodann studierte er in Salamanca und beschloß endlich nach Paris zu gehen, dessen Universität damals in höchster Blüthe stand. Anfangs Februar 1528 langte er daselbst an. Zu dieser Zeit, wo die scholastische Theologie fast alle ernsten Köpfe beschäftigte und wo die geflissentlich dürrsten Untersuchungen sich eine unwiderstehliche Macht errungen, sah man die Methode, die die bedeutenden Gelehrten der französischen Hochschule und die Meister der pariser Universität vorgezeichnet, für den alleinigen Grund und Boden der von dem größten Theile aller Staatsmänner erworbenen Wissenschaft an. Zahllose Zuhörer aus allen europäischen Reichen horchten aufmerksam den weisen Lehren Gombauts, Buchanans, Goveas, Latomas, Wilhelm Budrus, Peter Danez, Lascaris, Johann von Salignac und Ramus.

Hier wurden von Einigen mit Eifer die Lehren, wie sie die Kirche mittheilt, verbreitet, während andere, berauscht von den neuen, durch Luther gepredigten, durch Zwingli, Calvin, Decalampadius, oder Malanchthon hervorgesuchten Lehren in diesem geistigen Kampf solchen Eifer für diese Neuerungen erregten, daß ein europäischer, wie ein Bürgerkrieg, sich als unabweisbare Folge herausstellte. Die Universität Paris war damals den uneröffneten Schranken eines Tournirplatzes zu vergleichen. Bestehende Grundsätze hielten die neugeschmiedeten Waffen in der Scheide. Leider zu bestimmt ließ es sich ahnen, daß für die glühenden, von der Theologie aufgeregten, Köpfe bald eine

Nothwendigkeit, zur Verwendung furchtbarerer Waffen eintreten müsse. In den Hörsälen kämpfte man mit Worten, aber Fürsten und Völker, von diesem kirchlichen Zwiespalte erfaßt, schickten schon sich zu einem Kampfe mit dem Schwerte an. Eine in allen Zeiten wiederholte Erscheinung. Um den großen Haufen mit Worten zu lenken, muß man vom Standpunkte des Glaubens aus, sich allein auf das Ansehen ausgemachter Wahrheiten berufen; vom Standpunkte freier Untersuchung aus aber, unter schonender Berücksichtigung des natürlichen Menschen, besonders die Neigung zur Unbeschränktheit und Ungebundenheit wachrufen.

Das überall in Worten und Schriften aufkeimende Rednertalent, mit welchem die Stellen der heiligen Schrift ausgelegt, oder die Dunkelheiten der Kirchenväter erläutert wurden, verlieh der menschlichen Gläubigkeit eine Kraft, welche das, des religiösen Gefühls schon beraubte Volk, zu begreifen unfähig war, diese Kraft aber, deren Wirksamkeit unleugbar ist, geht nicht unter, weil sie eines sichtbaren Antriebes entbehrt.

Wenn in den von Gott bezeichneten Tagen, die Menge sich nicht mehr auf den Schlachtfeldern zur Vertheidigung ihres gefährdeten Glaubens schaart; so wird sie zur Eroberung einer politischen Freiheit ins Feld rücken. Ist das religiöse Leben für kurze Zeit in einem Volke, zu einem trüglichen Lichte zu einer verachteten Weisheit herabgesunken, hat der Durst der Sinnenlust zum Unglauben geführt, dann stehen sogleich neue Lehrer auf, einer neuen Ordnung der Dinge entgegen zu drängen.

Ist die lebendige Theilnahme an religiösen Ueberzeugungen unter dem Einflusse der Gleichgültigkeit und des Spottes erloschen, dann sucht man durch Erschaffung einer neuen Form — die eine zukünftige Zeit nicht klarer begreifen dürfte, als wir die religiösen Zwiste, die häufig Europa zerrissen — das religiose Leben aufs Neue zu erwecken.

Inmitten dieser geistigen Aufregung, in der hier und dort die Stimme einer tieferen Einsicht vernehmbar ward, nahm Ignatius, dessen unermüdlichem Eifer weder die angestrengteste Thätigkeit, noch eine gefährliche und weite Reise zu genügen vermogte, im Collegium von Montaigü das Studium der Schulwissenschaft wieder auf, das er in Spanien nur flüchtig und auf eine unvollständige Weise betrieben. Er beschränkt zu diesem Ende seine frommen Uebungen. Um mehr Zeit für die schö-

nen Wissenschaften zu gewinnen, setzte er seine Gebete auf bestimmte Stunden fest, gewiß das größte Opfer, das sein Gemüth dermalen zu bringen vermochte. Aus dem Collegium von Montaigü begab er sich auf das Collegium der heiligen Barbara und begann endlich seine theologischen Studien bei den Dominikanern.

Trotz des emsigsten Strebens nach Kenntnissen lag ihm das Heil Anderer unablässig am Herzen. Sein reiches inneres Leben und das Bedürfniß nach Entfaltung wurden durch Entbehrungen, denen er sich unterzog, durch Leiden, die er zu tragen und Verfolgungen, die er zu bestehen, noch gesteigert. Nach Wissenschaft ringend stellte sich Loyola ein über die Wissenschaft erhabenes Ziel. Die Stiftung, die er in seinen Verzückungen geschaut zu haben glaubte, und sich unter dem Bilde der beiden Fahnen in seinen „geistlichen Uebungen" darstellt, lebte ihm wahrhaft in tiefer Seele. Noch stand er allein da, aber in seinem, durch nichts zu erschütternden Vorsatze war schon die die Gesellschaft Jesu vollendet. Um sein Heer in Schlachtordnung zu stellen, bedurfte Ignatius nur noch der Mannschaft. Er warb sie unter seinen Studiengenossen an.

Peter Lefevre (Faber), ein aus Villaret in Savoyen angelangter Schüler, und Franz Xavier, ein junger Adliger aus Navarra, wurden seine ersten Anhänger.

Lefevre war sanft, fromm und unterrichtet. Durch das Uebergewicht innerer Kraft, ward es Ignatius leicht, denselben zu lenken; schwerer hielt dies bei Franz Xavier, der auf der Bahn des Gelehrten nach einem bedeutenden Rufe strebte. Am 7. April 1506, im selben Jahre und fast an einem Tage mit Lefevre geboren, hielt er schon in seinem 22. Jahre, nicht ohne Aufsehen zu machen, in dem Collegium von Beauvais philosophische Vorlesungen.

Ignatius Ermahnungen zur Selbstverleugnung berührten kaum Xaviers lebendiges Vorstellungsvermögen, vor dem sich schon eine ruhmerfüllte Zukunft aufthat. Ignatius ließ sich dadurch nicht zurückschrecken. Er hatte ihn nicht durch Strenge gewinnen können; er stellte ihn auf die Probe und leitete ihn durch den Zauber der Lobeserhebungen. Er selbst sammelte ihm Zuhörer, führte ihm Schüler zu und ward selbst sein Verehrer; dann, nach und nach sein Vertrauen gewinnend und seinen Ehrgeiz bemeisternd, zog er ihn auf seinen Weg hinüber.

In diesem willfährigen Nachgeben lag kluge Berechnung; der Zweck

sollte das Mittel heiligen, allein die Geschichte darf nicht unerinnert lassen, daß Ignatius auch, indem er, gleich dem Apostel Paulus, Allen Alles sein wollte, sich selbst die größten Opfer auferlegte. Um eben diese Zeit warf er sich fast entkleidet in den eisbedeckten Teich bei Gentilly, und besiegte durch diese Liebesthat die Neigung, die eine Frau einem seiner Freunde eingeflößt.

Jacob Laynez, aus Almanza und Alphons Salmeron aus Toledo kosteten ihm nicht so große Anstrengungen. Sie selbst boten, schon für ihn durch den in Spanien zurückgelassenen Ruf seiner Frömmigkeit eingenommen, sich ihm an. Nicolaus Alphonso, mit dem Beinamen Bobadilla, weil er in diesem Dorfe geboren, und Simon Rodruiguez d'Avedo stellten sich gleichfalls unter seine Leitung. Mit Ausnahme Lefevres waren sie alle jenseits der Pyrenäen geboren, alle jung, alle arm, aber reich mit Gaben des Herzens und Geistes ausgestattet, alle von demselben Gedanken erfüllt, alle zum Gehorsam und gänzlicher Ergebenheit bereit.

Loyala war erfahrungsreicher, als jene sechs Männer, deren Jüngster, Salmeron, kaum 18 Jahre zählte. Ignatius kannte die Unbeständigkeit des irdischen Geschickes; daher wollte er sie lieber mit Gott als mit sich selbst vereinigen. Nach gemeinsamen Fasten und Gebeten verbanden sie sich am 15. August 1534 in einer unterirdischen Kapelle der Kirche zu Montmartre, in welcher, dem frommen Glauben nach, der heilige Dionysius enthauptet worden. Es war am Feste Mariä Himmelfahrt. Ignatius hatte diesen Tag erwählt, damit die Gesellschaft Jesu aus dem Schooße der triumphirenden Maria gezeuget werde. Dort leisteten diese sieben, der Welt noch ganz unbekannten Christen, welchen Peter Lefevre, der schon Priester war, das Sakrament des Altars ertheilte, das Gelübde der Keuschheit; sie verpflichten sich zu immerwährender Armuth und versprechen vor Gott, nach vollendetem Studium der Theologie sich zu seiner Verherrlichung nach Jerusalem zu begeben; im Falle aber es ihnen unmöglich werde nach Verlauf eines Jahres die heilige Stadt zu erreichen und daselbst zu weilen, sich dem Pabste zu Füßen zu werfen und ihm dem unbedingtesten Gehorsam zu schwören.

Um seine neuen Gefährten nicht in ihren Studien zu unterbrechen, um sie nicht den Versuchungen ihres Vaterlandes und ihrer Familie auszusetzen, übernahm Ignatius eine Reise nach Spanien, woselbst Xavier, Salmeron und Laynez noch Familienangelegenheite

ordnen mußten, bevor sie auf ihr Vermögen verzichten konnten. Mit dem Beginne des Jahres 1535 begab er sich auf die Reise, indem er bestimmte, daß alle am 25. Januar 1537 sich in Venedig einfinden sollten.

Er selbst fühlte sich stark genug die Orte, in denen seine Kindheit verstrichen, zu besuchen. Er sah das Schloß Loyola, seine Brüder, seine Verwandten, seine Freunde wieder, aber er sah sie nur wieder, um ihnen vor Augen zu stellen, was die Vorsehung aus ihm gemacht. Der väterliche Stammsitz hätte seine Herberge sein sollen, Ignatius aber widerstand allen Bitten seines ältesten Bruders und wählte, um ein Zeugniß des ergriffenen Lebens abzulegen, das Armenhaus zu Azpetia zu seinem Aufenthalte. Er redete mit so großer Salbung; seine Worte, vor allem aber sein Leben, machten einen so tiefen Eindruck auf das Volk, daß er sich nach kurzer Zeit genöthigt sah, unter freiem Himmel zu predigen. Seine Rede bewirkte Wunder der Bekehrung.

Nachdem er das Volk wieder auf den Weg des Evangeliums geleitet, nimmt er nun — ein staunenswerthes Unternehmen! — sich vor, die Sitten der Geistlichkeit zu bessern. Ignatius hatte Besitzungen und Vermögen, er spendet es zu Almosen und gründet Stiftungen für verschämte Arme; die in den dortigen Kirchen unter dem Namen „Angelus" bekannte Betstunde ward von ihm angeordnet. Er beschleunigt sodann, um sich der ihm vom Volke erwiesenen Bewunderung zu entziehen, seine Abreise und ordnet die Angelegenheiten seiner Genossen.

Während dieser seiner Abwesenheit hatte sich die kaum ins Leben gerufene Genossenschaft um einige Mitglieder vermehrt. Drei Theologen der pariser Universität, deren Berufung Peter Lefevre gut geheißen, brachten die Zahl der Gesellschaft auf zehn. Es waren: Claude Le Jay, aus der Diöcese von Genf, Jean Codure, aus der Stadt Embrun und Pasquier-Brouet, geboren zu Bretancourt in der Picardie. Sowohl ihre wissenschaftliche Bildung, als ihr Charakter, befähigte sie zur Theilnahme an dem Vorhaben, das Ignatius im Herzen trug. Zu Fuß langten sie, wie sie auf gleiche Weise Paris verlassen hatten, am 8. Januar 1537 in Venedig an, auch Ignatius, der sie am Ufer des Adriatischen Meeres erwartete, hatte auf gleiche Weise die Reise zurückgelegt.

Die Vereinigung solcher Kräfte und solcher Hingebung fing sofort an, Früchte zu tragen. Ignatius hatte Neider, Gegner und Vereh-

rer, der Ruf seiner Predigten, die Wunder, die durch seine Unternehmungen in Spanien bewirkt waren; die von seinen Gefährten auf ihrer Reise gepflogenen Erörterungen auf dem religiösen Gebiete, die Siege, die ihre unüberwindliche Logik über die deutschen Protestanten davon getragen, alles dies erscholl schon durch die Welt.

Der Kardinal Johann Peter Caraffa, Erzbischof von Theates (Chiati), der Stifter eines geistlichen Ordens, die nach seinem Erzstifte Theatiner genannt wurden, war zu dieser Zeit in Rom. Ignatius hatte den Eintritt in diesen Orden abgelehnt; es stand daher zu fürchten, Caraffa möge seinem Vorhaben entgegen sein. Er meinte aus diesem Grunde seine Brüder nicht begleiten zu dürfen, welche vor ihrer Abreise in das gelobte Land, den Pabst um seinen Segen für ihre Unternehmungen als Sendboten anzuflehen, sich nach Rom begaben. Peter Ortiz, Gesandter Kaiser Karls des V. beim Pabste, sprach mit Paul III. über diese neuen Sendboten. Der Pabst ließ sie vor sich kommen und gewährte ihnen die Bitte, die er von ihnen selbst vernommen: von irgend einem Bischofe die Weihe zu empfangen. Am 24. Juni wurden sie durch den Bischof von Arbe in Venedig zu Priestern geweihet.

Carl V., die Republik Venedig und der heilige Stuhl hatten so eben gegen die Türken ein Bündniß abgeschlossen. So verschloß sich der Orient dem Ignatius, da in Folge dessen alle Handelsverbindungen unterbrochen und die Furcht vor den Seeräubern alle Schiffe im Hafen Venedigs hielt. So verfloß, unter steter Hoffnung, die Reise antreten zu können, und unter den theils in Vicenzo, Montefalco, Treviso, Bassano und Verona gehaltenen Predigten das Jahr 1538. Durch die Zeitläufe genöthigt, durften die künftigen Jesuiten sich von der Erfüllung des ersten Theils ihres Gelübdes frei erachten. Die Thore Jerusalems waren ihnen verschlossen, Rom aber stand ihnen offen; dort konnten sie, in der Hingabe an den Pabst den zweiten Theil ihres auf dem Montmartre geleisteten Gelübdes erfüllen.

Ignatius, Lefevre und Laynez begaben sich allein auf den Weg zur Hauptstadt der Christenheit. Die Uebrigen besuchten einzeln die berühmten italienischen Universitäten, um mehr Mitglieder zu suchen. Allen, denen der Anblick dieser ungewöhnlichen, von Anstrengungen erblaßten Züge auffiel und sich erkundigten, wer sie seien und welchem Orden sie angehören, antworteten die Reisenden: Wir haben uns zur Fahne Christi gestellt, den Irrglauben und die Laster zu bekämpfen,

wir sind die Genossenschaft Jesu. Seit seinem einsamen Leben in Manresa schwebte dieser Name dem Loyola stets vor. Er gebraucht ihn schon in der Betrachtung der beiden Fahnen. Auf wunderbare Weise ward dieser Name bestätigt.

Zu Storta, zwei Stunden von Rom, betrat er allein eine kleine Kapelle und befahl Gott seine eben entstehende Verbrüderung, wie seinen Eintritt in die Stadt. Hier fällt er — mag man die Ursache in seiner mächtigen Einbildungskraft, oder in göttlicher Vermittelung finden wollen — in eine hohe Entzückung. Seinem Glaubensblicke erscheint der ewige Vater, der ihn selbst seinem Sohne überweiset. Jesus Christus nimmt — ein Kreuz tragend — seine und seiner Genossen Aufopferung an und spricht, mit mildem Blicke zu ihm sich wendend: „Ich werde mit Euch sein in Rom."

Kaum hat Ignatius das Bewußtsein des irdischen Lebens wieder gewonnen; so eilt er mit freudestrahlendem Angesichte aus der Kapelle. Er theilt sogleich dem Lefevre und Laynez das Wunder, dessen Zeuge er so eben war und die Veranlassung desselben mit. Jesus Christus wird mit ihnen sein in Rom — sei es im Leiden oder im Siegen für ihren Orden. Diese Versicherung, welche Loyolas Wort und sein begeisterter Blick bestätigen, fällt nicht auf einen dürren Boden. Lefevre und Laynez glaubten an das Wunder. Später, als die Aufregung des Augenblicks gedämpft, als Ignatius mit ruhiger Ueberlegung die Constitutionen seiner Gesellschaft entwarf schrieb er — damals noch in spanischer Sprache: Quando el Padre Eterno me puso con su Higo: Als der Vater mich mit seinem Sohne verband.

Einige Tage nach dieser, für die Geschichte bemerkenwserthen Vision, — die den Söhnen des Ignatius den Namen der Gesellschaft Jesu beigelegt — langten die drei Väter im Monat Oktober 1538 in Rom an. Unter dem Pontificate Paul III. (aus der Familie Farnese) hatte der heilige Stuhl viel von dem Ansehen eingebüßt, womit das Volk zu ihm empor sah. In den Augen der Gläubigen war Rom noch jetzt, und mehr als je, der Mittel- und Vereinigungspunkt der christlichen Völkerschaften, aber der Sturm des Aufruhrs erhob sich gegen seine gesetzmäßige Macht. In den Tagen ihres großen Ansehens war die Kirche auf das Wort ihres göttlichen Hirten eingeschlummert. Man hatte sie nach menschlichem Ruhm und Ehre streben sehen, indem sie allen wiederauflebenden Wissenschaften und schönen Künsten eine

sichere Stätte anbot. Sie schien zur Zeit ihrer höchsten Macht, zugleich auch durch äußere Pracht die Welt beherrschen zu wollen, wie sie sie durch den Glauben beherrschte*). Aus dem Zusammentreffen bedeutsamer, von den letzten Päbsten verwirklichter, oder angeregter, Erscheinungen, mußte sich ein bisher unbekanntes Streben entwickeln. Die Reichthümer der Geistlichkeit hatten in Vielen von ihnen Wohlgefallen an irdischen Freuden, das mitunter zur Zügellosigkeit gesteigert ward, erzeugt.

Der Sieg religiöser Wirksamkeit über die Welt, war bis zum Mißbrauche getrieben. Mißbrauch führt diejenigen, die nicht in Anschlag bringen, wie großen Antheil menschliche Schwäche, an der Verderbtheit der Zeit, an dem Ehrgeiz und der Habgierde selbst in dem Gemüthe hat, das Vollendung als Pflicht erkennt, zur Erörterung und Untersuchung. Erörterung führt zum Zweifel, vom Zweifel zur Abtrünnigkeit, oder zum Irrglauben ist nur ein Schritt. Der Schritt war geschehen. Unerwartet sah Rom mehre deutsche Staaten, die Schweiz und England abfallen. In Piemont, in Savoyen, in den Thälern der Alpen, wie an den Ufern des Rheins und in Frankreich keimten schon die Grundsätze der Umwälzung und Neuerung. Roussel, Bischof von Oleron, verbreitete sie unter dem Schutze Margarethens von Vallois, Königin von Navarra, überall. Bis in Italien, rings um das Kirchengebiet, drangen sie vor, denn Renata, Herzogin von Ferrara, Tochter Ludwig's XII., folgte an ihrem Hofe den Lehren Calvins. Von hier gelangte die Gährung bis in die Romagna und suchte die heilige Stadt gleichsam zu umgarnen.

Keineswegs waren es die Völker selbst, die sich zuerst zu diesen Neuerungen verleiten ließen. Das Volk damaliger Zeit räumte den Monarchen und Großen das Recht zum Beginne ein. Der Grundsatz gesetzmäßiger Obergewalt war noch nicht über den Haufen geworfen, sein Fundament noch nicht untergraben; aus angebornem Triebe gehorchte das Volk und verehrte, ohne von einer neuen Ordnung der Dinge höhere Glückseligkeit zu hoffen, alles, was es durch Ueberlieferung als hochachtbar anerkannte.

In den höheren Regionen der Machthaber sah es anders aus.

---

*) Anmerk. des Uebers. Als die Kirche ihr Oberhaupt aus den fürstlichen Familien zu wählen anfing, fing auch diese ihr so große Kämpfe bereitende Zeit der äußern Pracht in ihr an.

Die zeitliche Herrschaft der Päpste, ihr Einfluß auf die Herrscher, die Macht die sie im Namen der Religion, mitunter sogar zum Nachtheile der Kirche, gar zum Vortheil ihrer Familien zu kehren wußten, der äußere Aufwand einiger, der Ehrgeiz anderer, die ungemeine Strenge, mit welcher die größere Zahl derselben alles Rechte und Gute verfolgte, rief in seiner Vereinigung den furchtbaren Sturm gegen die Arche St. Peters wach. In den Köpfen der Könige erweckten und fachten einige neuerungs=, oder streitsüchtige Priester den Sturm an; besonders aus den Klöstern, in denen Unordnungen aller Art eingerissen, stürzte er hervor. Hier war Neid, dort, und meistens, strafbare Leidenschaft, überall aber Habgierde die Ursache. Alle begriffen es nur zu gut, daß sie mit der Trennung von der Einheit, durch einen Gewaltsstreich sich in Besitz des Kirchengutes setzten, dessen die Geistlichkeit eben durch diese Trennung sich beraubt sähe.

Die Wahrheit dieser Behauptung ist Niemandem entgangen, selbst nicht den protestantischen Schriftstellern. Robertson erhebt sie im 11ten Buche seiner Geschichte Karls des Fünften zu einer wirklich beklagenswerthen Gewißheit. Nicht die Verehrung im Geist und in der Wahrheit erstrebte die Welt und die abtrünnigen Priester, allein nur die Einziehung der Güter. In England und Frankreich riß man dieselben an sich. Was Deutschland betrifft, so sagt unser schottische Schriftsteller:

„Da die katholischen Fürsten des Reichs überall auf die Nachachtung der Convention von Augsburg genau hielten, so wurde eben sie die stärkste Schutzwehr der Römischen Kirche gegen die Reformation. Von dem Augenblicke an, da die Geistlichen nicht mehr durch den Köder des Vortheils gereizt wurden, ihrem Glauben zu entsagen, fanden sich auch nur wenige, die so sehr für die neue Lehre eingenommen waren, daß sie ihre reichen Pfründen derselben aufgeopfert hätten.“

Das Lutherthum — sagt selbst ein Protestant — verbreitete sich nur so erschreckend, als man demselben die Plünderung verhieß. Sobald sie nicht mehr gesetzlich zugestanden ward, traten dem neuen Cultus bedeutend weniger Sektirer bei.

Die Umwälzung, die dieser Glaubenswechsel im Volksgeiste herbeiführen, die Folgen, die sich für das monarchische Prinzip Europa's aus demselben ergeben mußten, vermogten dennoch nicht die geheimen Absichten der Fürsten zu ändern. Ein abtrünniger Mönch hatte so eben das Zeichen zum Angriffe gegeben. Fleischgesinnte oder besitzlüsterne

Fürsten fielen ihm zu; in ihrer Kurzsichtigkeit fürchteten sie die Vergrößerungssucht Karls des 5ten, dessen kaiserliche Macht sie um jeden Preis zu unterdrücken strebten, und erkannten nicht, daß er selbst sein Reich schwäche, wenn er nicht gegen den gemeinschaftlichen Feind mit ihnen sich verbinde. Der gefährlichste Feind der Fürsten war in jener Zeit nicht Carl der Fünfte mit seinen Traumgehilden einer Universalmonarchie, nicht Franz der Erste mit seinen Ritterfahrten, nicht Heinrich der Dritte mit seinen überströmenden Leidenschaften, der wie der verzehrende Lavastrom alles, was er erfaßte, verschlang. Solchen Begierden, solchen Bestrebungen begegnen wir in allen Jahrhunderten; was uns aber noch keine Zeit vorgeführt, war die Blindheit der Gewalthaber, welche dem Geiste der Ungebundenheit religiöse Streitfragen preisgaben, ohne vorauszusehen, daß unfehlbar nach der Religion die Rechte der Herrscher sofort zur Erörterung gezogen werden mußten.

Die Geschichte der damaligen Zeit weist einen Zustand nach, der Aehnlichkeit mit den Ferientagen der Gerichte hat. Gleichsam durch einen Zauber schienen die Fürsten sich zu erhalten. Um kurze Zeit noch in größerer Gemüthlichkeit auf ihren Thronen zu weilen, wagten sie weder den Aufruhr zu unterdrücken, noch der Quelle desselben nachzuforschen, noch sich des Mittels, das ihn im ersten Keime ersticken könne, zu bedienen. Sie lebten so dahin, indem sie einmal sich in Vergleiche einließen, die ihre eigene Gesinnung verwarf, dann gar mit Denen sich verbündeten, die nach der Natur ihrer Erhebung und Vergrößerung später von ihnen niedergekämpft werden mußten. In jenen Zeiten, die sich schon im Beginne damaliger Umwälzungen zeigten, traten einige Herrscher hervor, die ihr eigenes Interesse zu Grunde richteten und das Banner der Neuerungen aufpflanzten. Die deutschen Fürsten, die sich 1540 dem Protestantismus in die Arme warfen, sahen und berechneten nur die augenblickliche Gegenwart. Sie führten einen gegen Gottes Macht sich auflehnenden Haufen an. Sie schmeichelten dem Volke, bedienten sich seiner, hießen seinen Abfall gut und ahmten unehrebringend ihm nach. Als diese Rotten gesiegt, kehrten sie die Waffen, die die Fürsten ihnen wider Gott in die Hand gegeben, gegen diese Fürsten selbst.

Es ist die Pflicht der Geschichte, diese Fehlgriffe, dies Unrecht damaliger Fürsten zu bezeichnen. Der Irrweg der Menge ist nur ein Irrthum; ein kräftiger Arm kann ihn besiegen. In der Untreue der Herrscher an ihren Verpflichtungen aber lag ein vorsätzliches, erkanntes

Unrecht, weil sie, statt mit Umsicht dem Uebel vorzubeugen, demselben Thor und Thür durch ihr Regiment eröffneten. Eine betrübende, an großen Herrschern und gewandten Feldherren des 16ten Jahrhunderts wahrzunehmende Erscheinung, die in der Folge stets da sich wiederholt hat, wo Kronen, nicht aber Befähigung, als Erbschaft hinterlassen wurden.

Der gefährlichste aller bisher von der Kirche überstandenen Anfälle war unstreitig der Protestantismus. Die obwaltenden Schwierigkeiten seiner Besiegung lagen einmal in Anhäufung der Anklagen, dann aber auch in der schnellen Verbreitung dieser Anschuldigungen und besonders in der begeisterten Anhänglichkeit des großen Haufens an demselben.

Schrillend tönten die Reden von Freiheit und Unabhängigkeit vom Joche der Priesterschaft ihm vor den Ohren; vom Zehnten der Geistlichkeit sollte er frei sein; von ferne wies man ihm jene reichen Besitzungen, die die geistlichen Orden urbar gemacht und cultivirt, man sicherte ihm die Theilung zu. So reihete sich der große Haufe dem Gefolge der Herrscher an und forderten eben so laut, als jene, den Umsturz der Kirche.

Im eigenen Schoße aber beherbergte die Kirche noch bösere Feinde; bis in das Heiligthum war das Verderben vorgedrungen, das abscheuligste Verderben, das unter der Maske des Heiligen überall seine Wurzel trieb; es stand am Altare, es herrschte in den Klöstern, es gab den Sectirern die furchtbarste Waffe in die Hand, denn nicht die Lehren des Glaubens selbst, deren Diener, den Priester, prüfet das Volk; zumal der Priester soweit gegangen war, gegen die Lehre Zweifel zu erwecken, da er selbst sich scham- und zügellos allen jenen Unordnungen überließ, gegen welche anzukämpfen seine Aufgabe war.

Mit vollem Rechte schrak Paul der Dritte vor dem Verderben zusammen, das in seinem Verlaufe nur unaufhaltbarer werden mußte, wenn nicht sofort Abhülfe geschafft ward. Ueberall am päbstlichen Hofe, in den Bischoffitzen, in den Klöstern herrschte das Uebel. An diese Wurzel mußte die Axt gelegt werden, bevor man hoffen durfte, siegreich den Irrglauben zu bekämpfen.

Zur Uebernahme dieser Umgestaltung berief er im Jahre 1538 eine Congregation von vier Cardinälen und fünf Prälaten und Aebten. Er wählte diese neun Männer aus der Zahl der Tugendhaftesten und Gelehrtesten. Die vier Cardinäle waren: Contarini, Sa-

dolet, Caraffa und Polus, die fünf Prälaten Fregosi, Erzbischof von Salerno, Hieronymus Alexander, Erzbischof von Brindisi, Gilbert, Bischof von Verona, Cortesi, Abt zu St. Georg in Venedig, und Thomas Badia, Dominikaner und Oberhofmeister des heiligen Pallastes.

Von diesen neun Männern verlangte der heilige Stuhl nach genauer Untersuchung des Leidens der katholischen Christenheit ein Mittel, alle diese Wunden zu heilen. Nach einer allgemeinen Darlegung der Nothwendigkeit, die verschiedenen Zweige des Baumes, der aus dem Senfkörnlein erwachsen — der Kirche — zu beschneiden, fügen sie hinzu:

Ein abzustellendes Aergerniß tritt uns in den religiosen Orden entgegen, welche so verderbt sind, daß die Weltlichen großen Anstoß nehmen müssen und ihr Beispiel verderblich wirkt. Wir glauben, es sei dringend nöthig, sie alle aufzuheben, jedoch ohne Verletzung des Einzelnen, vielleicht durch Untersagung der Aufnahme von Novizen. Auf diese Weise werden sie bald erloschen sein, ohne irgend persönlich zu kränken; dann könnte man tüchtige Geistliche an ihre Stelle setzen. Für den Augenblick halten wir am gerathensten, alle jungen Leute, die noch nicht die Gelübde abgelegt, aus den Klöstern zu entfernen.

Ein anderes Aergerniß wird durch die unter der Aufsicht der Klostergeistlichen stehenden Nonnen der christlichen Welt bereitet. In den meisten Nonnenklöstern begehen die Frauen öffentlich vor der Welt anstößige, gotteslästerliche Verbrechen. Es dürfte daher Ew. Heiligkeit den Klöstern die Oberaufsicht der Nonnen nehmen und die Leitung der Frauenklöster entweder den Bischöfen oder andern Personen übertragen.

Nicht von übelwollender Hand ist dies höchst betrübende Bild entworfen, das sich im Archive des Vatikans findet; es beschränkt sich nicht blos auf die Aufklärungen. Die Congregation richtet ihren Blick zugleich auf den Volksunterricht und die Kinderzucht. Sie erklärt: daß man, wie die Erwachsenen durch das Beispiel, auch die Jugend durch strafbare Lehre verderbe. Sie spricht sich also aus:

Ein großes, höchst verderbliches Aergerniß findet sich in den öffentlichen Schulen, besonders in Italien, wo mehre Philosophen geradezu die Verachtung der Religion lehren. Selbst in den Kirchen hält man anstößige Vorträge, und wenngleich sich noch einige Recht-

gläubige finden, so ist dennoch die Art und Weise, in der sie göttliche Wahrheiten vor dem Volke abhandeln, eine unwürdige.

So war die Lage der Kirche. Die Mönchsorden konnten ihr in dieser allgemeinen Gefahr keine wirksame Hülfe bieten. Von dem größten Theile derselben hatte sie nur Aergerniß, oder Abfall zu gewärtigen.

Gerade in diesem Augenblick warfen sich Ignatius, Lefevre und Laynèz zu den Füßen des Pabstes. Paul der Dritte nahm freudig diese neuen, schon geprüften Arbeiter auf, und um ihren Eifer rege zu erhalten, übergab er Laynèz den Lehrstuhl der scholastischen Theologie, dem Lefevre die Exegese in dem Collegio della Sapienza. Dem Loyola übertrug der heilige Vater unter seiner eigenen Aufsicht die Sorge der Sittenverbesserung Roms, welche im ununterbrochenen Glücke vernachlässigt und in der Kunstliebe bis zum Uebermaße des Verfalls gesteigert waren.

Der Segen des Himmels ruhete auf ihren Arbeiten; dennoch genügte diese Thätigkeit nicht dem Loyola. Die ihm ohne Unterlaß vorschwebende Vorstellung mußte verwirklicht werden. Er ruft die in

schieden Städten Italiens zurückgelassenen sieben Priester nach Rom und versammelt sie im Anfange des Jahres 1539 um sich. Der Himmel — redete er sie an — der Himmel hat uns Palestina verschlossen, um die Welt uns aufzuthun. Unsere kleine Zahl genügt nicht für ein Werk der Art; sie hat sich schon vergrößert, sie wird sich mehren, wir bilden eine Streitschaar, aber die Glieder erkräftigen sich nur in einem Verein, wenn sie ein gemeinsames Band inniger an einander knüpft. Es müssen Gesetze entworfen werden, die dem durch Gottes Stimme gesammelten Verein eine Richtschnur geben, durch welche die Gesellschaft, die wir errichten wollen, nicht nur ins Leben tritt, sondern ewig zu bestehen vermöge. Beten wir daher gemeinsam und einzeln, auf daß uns der göttliche Wille kund werde.

Er wurde ihnen, wie es Ignatius ersehnt hatte, geoffenbart. In der zweiten Versammlung einigten sie Alle in der Erklärung: daß ihre Gesellschaft der Bestätigung des Pabstes unterworfen werden müsse, um zu einer religiösen erhoben zu werden. Der Pabst war nicht in Rom anwesend, er wohnte der Zusammenkunft Franz des Ersten und Carls des Fünften in Nicäa bei. Der Cardinal Caraffa konnte nur die Befugniß zu predigen weiter gestatten. Die Salbung ihrer Vorträge hatte so überraschende Wirkungen, daß Rom selbst

in kurzer Zeit ein völlig anderes Ansehen gewann. Sie hatten sich die Volskirchen für ihr apostolisches Amt auserſehen. Ignatius predigte spanisch zu unserer Lieben Frauen auf dem Monte Serrato. Die übrigen italienisch, Lefevre und Xavier zu San Lorenzo in Damazo, Lejay zu San Ludovico de Francesi, Laynèz zu San Salvadore in Lauro, Salmeron zu Santa Lucia, Rodriguez zu Sant Angelo in Pescheria, Bobadilla zu Santo Celseo. Der Cardinal Savelli, Statthalter des Pabstes, hatte dem Laynèz unter andern Befugnissen auch Macht gegeben, die römischen Pfarreien zu visitiren und anders einzurichten.

In der Stadt trieb sich ein Mönch herum aus dem Orden der Eremiten des heiligen Augustinus, dessen Rednergabe großen Ruf erlangt hatte. Er, Augustin de Piemont mit Namen, war ein Anhänger der Lutherschen Lehre; unter dem Scheine, auf der Kanzel gegen die Schlaffheit der geistlichen Zucht zu eifern, suchte er dem Volke das Gift der Irrlehre einzuflößen. Loyola erfuhr dies, selbst im Herzen der katholischen Christenheit bereitete, Aergerniß. Er will dem Gerüchte keinen Glauben schenken, beauftragt aber Laynèz und Salmeron, welche die Lutherschen Lehrsätze genau kannten, den Predigten des Augustiners zu folgen. Die Wahrheit stellte sich ihnen heraus. Ignatius ließ ihn warnen, aber der Augustiner nahm aus dieser Anzeige nur Gelegenheit, denen den Krieg zu erklären, welche ihn unvermutheter Weise in der Verbreitung des Irrthums hemmten. Jetzt nahmen die künftigen Jesuiten keine von Menschengefälligkeit dictirten Rücksichten mehr, sie betraten die Kanzeln und entlarvten in ihren lichtvollen Vorträgen den Wolf, der im Schafspelze sich in die Hürden eingeschlichen.

Da der Augustiner sie nicht durch Gründe zu besiegen vermogte, so hoffte er durch Verläumdung sie zu überwältigen. Vier Spanier erklärten: Ignatius sei ein Irrlehrer, ein Hexenmeister, der in effigie in Alcala, Paris und Venedig verbrannt sei; sie erboten sich Zeugen zu stellen. Dieses Vorgeben ward vom Volke so bedeutend erachtet, daß Ignatius sehr bald seinen ganzen Einfluß verlor; allein durch die Unmöglichkeit der Anklage gekräftigt erscheint er vor Benedetto Conversini, Bischof von Bertinoro, dem Gouverneur von Rom, und verlangt sofort die Untersuchung.

Der Prozeß beginnt und ist schnell beendet. Man beschuldigte Ignatius, in dreien Städten, Spanien, Frankreich und Italien in

effigie (im Bilde) verbrannt zu sein. Durch ein eigenthümliches Zusammentreffen von Umständen fügte es sich, daß gerade die drei geistlichen Richter, welche in jenen verschiedenen Plätzen Loyola von den gegen ihn erhobenen Anschuldigungen freigesprochen, in Rom anwesend waren. Sie wiederholten als Zeugen ihren richterlichen Ausspruch; bestürzt und beschämt stand die Lüge nun da, und der Augustiner entwich nach Genf, von wo aus er ein Werk gegen den heiligen Stuhl schleuderte, in Folge dessen derselbe ihn einige Jahre später zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilen ließ. Loyola, der wohl einsah, daß ihm und den Seinigen ein guter Ruf nicht minder nöthig sei, als das Leben selbst, begnügte sich nicht mit dieser öffentlichen Freisprechung.

Man hatte auch seine Genossen nicht verschont, er mußte diese, wie sich selbst, reinigen. Aus allen Städten, in denen sie das Wort Gottes verkündigt hatten, erhob sich nur **eine** Stimme für ihren heiligen Lebenswandel. Der Herzog von Ferrara, Alphons von Este, gab zuerst dem Lejay und Rodriguez die glänzendste Anerkennung seiner Achtung. Trotz aller dieser Zeugnisse blieb in dem argwöhnischen Gemüthe des römischen Volks ein Körnlein von Furcht und Mißtrauen gegen sie. In den Augen der Gebildeten und vor der päbstlichen Curie konnte man sich zu damaliger Zeit leicht von dem Verdachte des Irrglaubens reinigen, denn die aufgeklärtesten Theologen und die unterrichtetsten Köpfe saßen als Räthe in diesem Gerichtshofe; aber das einmal erschütterte Vertrauen des großen Haufens läßt sich sobald nicht wieder gewinnen; zu allen Zeiten und an allen Orten ist das Volk sich gleich; die in ihm haftenden Vorurtheile und Voraussetzungen lassen sich nicht durch Vernunftgründe entwurzeln. Das Volk will sichtbare, handgreifliche Thatsachen, und vor allen Dingen war es schwer, mit dem römischen Volke sich über das Kapitel der Irrlehre zu verständigen, da es stets die Interessen seines Stolzes und seines Vortheils mit den Lehren der Religion vermischte.

Ein unvorhergesehenes Ereigniß hatte den von den zehn fremden Priestern herzlich ersehnten Erfolg. Der Winter des Jahres 1539 war in Rom ein äußerst strenger. Mit der, in jener Stadt unerwarteten, Kälte trat der schrecklichste Mangel ein. Die Armen, fast dem Hungertode preisgegeben, lagen auf den Straßen und unter den Seulenhallen der Kirchen und Palläste, oft schon zu schwach, die Barmherzigkeit der Vorübergehenden anzusprechen. Ignatius und seine

Gefährten waren auch Arme, von Almosen lebend, die sie von Thür zu Thür wandernd sich erbaten.

Die christliche Liebe mußte ihnen ihre Säckel verschließen, um aber noch Aermeren zu helfen, unterzogen sie sich eines Wunders der Barmherzigkeit. Mit Milde und Liebe sammeln sie in den Straßen die Armen, die ohne Obdach und Kleider sind; öffnen diesen Unglücklichen das Haus, das zu ihrem Bedarf eingeräumt ist.

Die Kranken betten sie, den Hungrigen reichen sie Brod, Allen ein Obdach. Sie wissen das Mitleiden der Reichen zu erwecken, die Gleichgültigkeit der Großen dieser Welt zu erschüttern, und so gelingt es ihnen, mehr denn 4000 Menschen mit Nahrung, Kleidung und Obdach zu versehen. Am Ende dieses Zeitraumes wagte man nicht mehr, dem Loyola und seinen Priestern Irrglauben vorzuwerfen. Das Volk sah mit Augen ihre Werke, erkannte ihre Hingebung für seine Leiden und nannte sie Rechtgläubige.

Ein so glückliches Ereigniß mußte benutzt werden, und Loyola richtete sich nach dem spanischen Sprichworte: „will ein Spanier einen Nagel in die Mauer schlagen; so giebt er die letzten Streiche, wenn ihm der Hammer aus der Hand fliegt, mit dem eigenen Kopfe". Loyola wollte um jeden Preis siegreich sein Vorhaben durchsetzen. Er entwarf sofort den Grundriß einer Constitution, die von Allen, zu verschiedenen Zeiten geprüft, einstimmig angenommen ward. Der Cardininal Caspar Contarini übernahm es, dem Pabste diesen Grundriß der künftigen Verfassung vorzulegen. Paul der Dritte las ihn und soll nach ernstem Ueberlegen ausgerufen haben: hic digitus dei! das ist Gottes Finger!

Dieses entschiedene Lob der entstehenden Gesellschaft ermuthigt ihren Stifter. Er bittet den heiligen Vater um eine öffentliche Bestätigung dessen, was sein Mund ohne Vorbehalt gebilligt habe. Der römische Hof aber hält den Grundsatz fest, niemals, sei es in Sachen der Religion oder irdischen Vortheils, eilig zu Werke zu gehen. Seit undenklichen Zeiten ist das heilige Collegium, ein Gerichtshof von Kirchenfürsten in Purpurmänteln, der, überzeugt von der Ewigkeit, die ihm im Glauben verheißen, der flüchtigen Stunde der Gegenwart kein Gewicht beilegt. Sie sind alle dem Fabius Cunctator zu vergleichen, der durch Zögern die alte Roma errettete. Mit frommer Ehrfurcht bewahren sie den Brauch alter Ueberlieferungen, sowohl in ihrem Thun, als in ihren Formen. Sie selbst sind ohne Wandel und

glauben, das Alles, wie in ihrer Nähe, so auch in ihrer Ferne unwandelbar und der Mittelpunkt aller wahren geistigen Bildung zwischen dem Quirinal und Vatican sei.

Paul der Dritte hatte seine Zustimmung der Stiftung ertheilt; bevor er aber dieselbe öffentlich anerkannte, forderte er das Gutachten dreier Cardinäle ein. Der erste, dem er diesen Auftrag ertheilte, war ein Mann von hohem Verdienste und der strengsten Tugend, der Cardinal Bartholomäus Guidiccioni, dessen Ruf so hoch stand, daß der Pabst selbst an dessen Todestage sich nicht enthalten konnte auszurufen: „So eben ist mein Nachfolger gestorben". Dieser Cardinal aber war von Hause aus ein Gegner aller Neuerungen. Er war der Ansicht — wie uns ein nachgelassenes Werk beweis't — sowohl der Catholicismus selbst, als auch die Beschlüsse der Kirchenversammlungen von Lateran und Lyon erfordern, nicht allein der Vermehrung der Orden sich zu widersetzen, sondern auch alle bestehenden auf vier Hauptorden zurückzuführen. Das Ansehen eines so erleuchteten Kirchenrechtslehrers bestimmte die Ansicht der beiden übrigen Cardinäle und gewann selbst den Pabst für sich. Guidiccioni glaubte dem Durchlesen der ihm zur Begutachtung vorgelegten Constitution selbst nicht einige Augenblicke widmen zu dürfen. Er gab sein Gutachten im Voraus, und es wurde angenommen. Auf inständiges Bitten der Bischöfe indessen wurden diesen zehn Männern, deren muthige Standhaftigkeit nicht zu erschüttern war, die wichtigsten Missionen übertragen. Laynèz und Lefevre begleiteten den Cardinal von St. Angelo, Eunius Philonardi, auf seiner Gesandtschaft nach Padua. Die Fluth der Sektirerei bedrohte diese Stadt. In der Absicht, dagegen sie zu bewahren, erwählte er sich diese beiden Missionare, welche auch durch ihre Predigten bald zwei durch Geburt und Schönheit ausgezeichnete Frauen dahin vermogten, an die Spitze frommer und wohlthätiger Stiftungen zu treten. Hippolyta von Gonzogo, Gräfin von Mirandola, und Julia Zerbini wurden die Lehrerinnen und Vorbilder anderer Frauen. Die Geistlichkeit wählte diese frommen Männer zu ihren Vorbildern; Paul Domenech, Caplan von Valenzia, Paul Achilles, Sylvester Landini, und J. B. Viole entschließen sich zu den geistlichen Uebungen und stiften eine Verbrüderung.

Bobadilla wurde als Friedensstifter nach Ischia gesendet, um den entstandenen Gährungen ein Ziel zu setzen. Lejay ging nach

Brescia, um dort durch philosophische Gründe die Irrlehren zu besiegen, welche Neuerungssüchtige verbreiteten. Pasquier-Brouet und Franz Strada, welche Ignatius soeben für sich gewonnen, begaben sich nach Sienna, die dortigen Nonnen, welche sich allen Unordnungen hingegeben, wieder auf den Weg der Pflicht zurückzuführen. Codure predigte in Padua, Rodriguez und Franz Xavier reisten nach Portugal, um von dort nach Indien hinüber zu schiffen.

Die aus allen diesen verschiedenen Orten am römischen Hofe eingegangenen Berichte bestätigten die durch Beredsamkeit und Tugend der Gesandten des heiligen Stuhls überall bewirkten Wunder. Hier erweckten sie, selbst in den Gemüthern der Geistlichkeit, wiederum wahren Glauben, dort führten sie die Menge wiederum zum Gehorsam zurück, überall aber verbreiteten sie Aufklärung und stifteten Frieden. Der einsichtsvolle Cardinal Guidiccioni konnte dem Eindrucke nicht widerstreben, den diese wunderbaren, die trauende Kirche tröstenden Begebenheiten auf sein Gemüth machten. Er entschloß sich, das Dokument kennen zu lernen, in welchem die Lebensweise dieser Männer aufgezeichnet, von denen der Ruf so Außerordentliches berichtete. Er las es, er erwog es mit allem Ernst und, wenngleich in seiner früheren Ansicht gegen die Mönchsorden beharrend, erklärte er: der von Ignatius vorgeschlagene Orden scheine ihm das zuverlässigste Mittel, den Strom der Irrlehren aufzuhalten und die Gebrechen der Christenheit zu heilen.

Alle Hindernisse waren nun gehoben; der Pabst machte keine Schwierigkeiten mehr, und am 27sten September 1540 wurde die Bulle: Regimini militantis Ecclesiae erlassen. Durch diese Bulle wird die Gesellschaft Jesu eingesetzt, in deren Geschichte sie sich wörtlich vorfinden muß.

Bevor wir sie aber mittheilen, müssen wir bemerken, daß der Pabst, im Vertrauen auf die Einsicht und den Glauben des Ignatius, wie seiner Genossen, allein auf den Grund eines kurzen Abrisses der künftighin zu entwerfenden Constitutionen, den Orden bestätigte.

Ein solches Zeugniß kann bei der Langsamkeit, womit der römische Hof selbst da, wo es seinen Vortheil gilt, zu Werke geht, als eine Ausnahme und eine seltene Belobung angesehen werden.

Paulus, Bischof,

Knecht der Knechte Gottes.

Zum ewigen Gedächtnisse.

Dem Regimente der streitenden Kirche durch Gottes Fügung, wenngleich ohne unser Verdienst, vorgesetzet, trachten wir danach, das Heil der Seelen, wie es das Hirtenamt von uns fordert, zu befördern; wir unterstützen daher alle Gläubigen, welche zu diesem Ende ihre Wünsche uns vorbringen, mit der Gnade des apostolischen Stuhls und behalten uns vor, fernerhin darüber zu verfügen, wie wir es nach Erwägung der Beschaffenheit des Ortes und der Zeit, in dem Herrn heilsam erachten.

Wir haben jüngst vernommen, daß unsere geliebten Söhne, Ignatius von Loyola, Peter Lefevre, Jacob Laynès, Claudius Lejay, Pasquier-Brouet, Franz Xavier, Alphons Salmeron, Simon Rodriguez, Johann Codure und Nicolaus von Bobadilla, sämmtlich Priester in den Städten und respektive Diöcesen von Pampelona, Genf, Seguenza, Toledo, Viseu, Embrun, Plazentia, nachdem sie auf der Universität Paris die Magisterwürde empfangen, auch mehrere Jahre dem Studium der Gottesgelahrtheit obgelegen, vorlängst schon, wie wir gläubig annehmen dürfen, getrieben vom heiligen Geiste, aus verschiedenen Weltgegenden zusammen gekommen und sich vereinigt haben, für immer den weltlichen Freuden zu entsagen und ihr Leben unsers Herrn Jesu Christi, unserm und unserer Nachfolger, der römischen Päbste, beständigen Dienste zu weihen. Sie haben bereits mehrere Jahre hindurch mit lobenswerthem Eifer im Weinberge des Herrn gearbeitet, zu dem Ende haben sie nach eingeholter Erlaubniß das Wort Gottes öffentlich gepredigt, die Gläubigen besonders zu einem gottseligen Leben ermahnt

und zu heilsamen Betrachtungen angeleitet, in den Spitälern die Kranken versehen, die Kinder und Einfältigen in den ersten Grundsätzen der Religion unterwiesen, mit einem Worte: alle Werke der Liebe und Barmherzigkeit verrichtet, wie das Amt der Tröstung der Seelen an allen Orten, die sie durchwandert, mit einem des größten Lobes würdigen Eifer verwaltet.

Nachdem sie nun in beständiger Liebe vereinigt in dieser erlauchten Stadt angekommen sind, haben sie, um in ihrer Gesellschaft die Einigkeit in Christo zu versiegeln und zu bewahren, gemäß dem, was sie als heilsam für den Zweck, den sie erstreben, durch Erfahrung kennen gelernt, eine mit den Vorschriften des Evangelii und den canonischen Satzungen der Väter übereinstimmende Lebensregel entworfen. Ueberdies hat ihre Art zu leben, welche in der genannten Regel enthalten ist, von vielen einsichtsvollen und für die Sache Gottes eifernden Männern nicht nur die höchste Billigung erhalten, sondern vielen von ihnen dermaßen gefallen, daß sie selbst sich dieselbe zur Richtschnur erwählet. Der Inhalt der Regel aber lautet wörtlich:

Wer in unsere Gesellschaft, welche wir mit dem Namen der Gesellschaft Jesu bezeichnet zu sehen wünschen, unter der Fahne des Kreuzes für Gott die Waffen tragen und unserm alleinigen Herrn und seinem Statthalter auf Erden, dem römischen Pabste, dienen will, der muß nach Ablegung des feierlichen Gelübdes beständiger Keuschheit, ernst erwägen, daß er Mitglied einer Gesellschaft werde, welche arbeitet an der Förderung der Seelen in christlicher Lehre und Wandel und an der Verbreitung des Glaubens durch öffentliche Predigten und den Dienst am Worte Gottes, durch geistige Uebungen und durch Werke der Barmherzigkeit, besonders aber durch Unterweisung der Kinder und Ungebildeten in der christlichen Lehre und durch den geistlichen Trost, der im Beichtstuhl den bedrängten Gewissen zu reichen. Er trage Sorge, zunächst Gott, dann aber die Ordensregel, welche ein Weg zu Gott ist, vor Augen zu halten und aus allen Kräften das ihm von Gott gesteckte Ziel zu erreichen; ein Jeder jedoch nach der Gnade, die er vom heiligen Geiste empfangen und nach dem Grade, der ihm mitgetheilt; damit er nicht etwa von einem Eifer verleitet werde, der nicht gemäß der mitgetheilten Erkenntniß ist.

Der General, oder Oberer, den wir erwählen wollen, hat den für einen Jeden passenden Grad der Berufung zu bestimmen; des-

gleichen die Aemter zu vertheilen, damit die ziemliche, jeder wohlgeregelten Gesellschaft nöthige Ordnung bewahrt werde.

Der General hat das Recht, neue, unter Beistimmung ihm beigeorderter Personen und vor einer allgemeinen Versammlung — Concil — durch Stimmenmehrheit beschlossene, dem Geiste der Stiftung gemäße Constitutionen zu erlassen.

In wichtigen und für die Zukunft fortbestehenden Angelegenheiten hat das Concilium, welches der General leicht zusammen berufen kann, eine entscheidende Stimme; über minder wichtige und vorübergehende Angelegenheiten entscheiden diejenigen, die sich in der Residenz des Generals befinden. Das Recht der Lenkung und Regierung steht allein dem General zu. Allen Mitgliedern der Gesellschaft sei kund und dessen seien sie eingedenk, nicht allein in der ersten Zeit ihres Gelübdes, sondern für ihre ganze Lebenszeit, daß der ganze Orden und alle seine Glieder unter dem Befehle unseres Herrn, des heiligen Vaters und seiner Nachfolger, der römischen Päbste, für Gott kämpfe.

Wenngleich wir, unterwiesen von dem Evangelium und gelehrt vom wahren Glauben, standhaft bekennen, daß alle Christgläubigen dem römischen Pabste als ihrem Oberhaupte und als dem Statthalter Jesu Christi auf Erden, unterworfen sind; so haben wir dennoch geglaubt, daß es zur größeren Demuth unseres Ordens und zu eines Jeden vollkommener Verläugnung und Unterdrückung des Eigenwillens hochersprißlich sei, wenn wir uns allesammt, außer jener allgemeinen Verpflichtung des Gehorsams, noch durch ein besonderes Gelübde verbinden, Kraft dessen wir Alles, was der jetzt regierende Pabst und seine Nachfolger zum Heile der Seelen und zur Verbreitung des Glaubens, und wohin er uns immer schicken möge, ohne alle Ausflucht und Entschuldigung, soweit es von uns abhängt, sofort zu vollstrecken gebunden sein; mögen sie uns unter die Türken, unter andere Ungläubige, unter die, welche die Indien bewohnen, unter Irrgläubige, Abtrünnige oder Gläubige senden. Es müssen demnach alle, welche sich uns anschließen wollen, reiflich erwägen, bevor sie eine solche Last auf sich nehmen, ob sie geistiges Vermögen genug besitzen, den Bau dieses Thurms nach des Herrn Befehl zu vollenden; das will sagen: ob der heilige Geist, der sie treibt, ihnen Gnade genug verheißen, auf daß sie die Bürde dieses Berufes unter seinem Beistande tragen zu können hoffen dürfen. Haben sie aber auf Eingebung des Herrn sich einschreiben lassen in die Rollen der Streiterschaar Jesu

Christi, dann müssen sie Tag und Nacht geschürzt sein, dem Herrn die große Schuld abzutragen. Damit jedoch keiner von uns und wir alle nicht solche Missionen in den verschiedenen Weltgegenden auf ungeregelte Weise suchen oder fliehen, sollen alle, und jeder Einzelne betheuern, daß sie niemals direkt oder indirekt um eine Mission bei dem Pabste bitten und unterhandeln wollen, sondern diese Sorge Gott, seinem Stellvertreter, dem Pabste, und dem General der Gesellschaft ganz allein überlassen.

Auch der General soll gleich den Uebrigen versprechen: nicht ohne den Rath der Gesellschaft Aemter und Missionen, noch den Ort seines Aufenthaltes für seine eigene Person nachzusuchen. Alle sollen das Gelübde ablegen, dem General in allen Ordenssachen zu gehorchen; er selbst aber wird in diesen vorschreiben, was er dienlich für den, ihm von Gott und der Gesellschaft übertragenen Zweck erkannt. In der Ausübung seines Amtes soll er der Güte, der Sanftmuth und Barmherzigkeit Jesu Christi, wie der demüthigen Worte des heiligen Paulus und Petrus stets eingedenk sein; damit er, wie sein Rath, nie weiche von der vorgeschriebenen Regel. Vor allen Dingen soll ihm der Unterricht der Kinder und der Unwissenden, in der Erkenntniß der christlichen Lehre, der Zehn Gebote und der übrigen Grundwahrheiten der Religion am Herzen liegen, damit derselbe nach Ansehen der Person, der Zeit und des Ortes gemäß, ertheit werde.

Es ist höchst nöthig, daß der General und sein Beirath mit großer Aufmerksamkeit den Jugend-Unterricht überwache, einmal, weil es unmöglich ist ohne diese Grundlage den Bau des Glaubens in unserem Nächsten so weit als möglich zu fördern, dann aber auch, weil zu fürchten steht, daß selbst unsere Glieder nach dem Maaße der Erwerbung höherer Wissenschaften sich diesem Geschäfte entziehen könnten, weil sie es für einen ihren Fähigkeiten nicht angemessenen Beruf halten dürften, der im Gegentheile nicht allein ein für die Erbauung des Nächsten höchst nützliches, sondern für eigene Uebung der Liebe und Demuth ein höchst erforderliches Werk ist. Die Untergebenen aber sollen, sowohl wegen des außerordentlich großen Nutzens des Ordens, als auch zur Uebung der Demuth, — einer nie genug zu lobenden Tugend, — dem General in allen Stücken, die den Orden betreffen, gehorchen und ihn ansehen, als rede Jesus Christus durch ihn, auch demgemäß ihn ehren. Da die Erfahrung uns gelehrt, daß das reinste, das glücklichste und für den Nächsten erbaulichste

Leben nur da geführt wird, wo jede Versuchung zum Geize vermieden und der evangelischen Armuth gemäß ist, da wir auch wissen, daß unser Herr und Heiland, Jesus Christus, seinen Dienern, die zuerst nach dem Himmelreiche trachten, Nahrung und Kleidung, und Noth= durft dieses Lebens geben wird, so haben wir beschlossen, daß jeder von uns das Gelübde ewiger Armuth ablege, indem wir erklären, daß die Unsrigen weder als einzelne Person, noch als Gemeinschaft, für die Erhaltung der Gesellschaft irgend ein Recht des Eigenthums weder auf bewegliche noch unbewegliche Sachen, weder auf Renten noch auf Einkünfte je erwerben können, daß sie allein sich mit dem begnügen sollen, was man zu ihrer Nothdurft ihnen spenden wird. Nichtsdesto= weniger aber können sie für ihre Universitäten und Schulen Revenüen, Zinsen und belegte Gelder für das Bedürfniß der Studierenden besitzen. Der General und die Gesellschaft haben die Oberaufsicht und die Ver= waltung aller Capitalien und der Studierenden, und ihnen steht es zu, Zöglinge zu wählen und abzuweisen, aufzunehmen und auszuschlie= ßen, nicht minder als deren Vorsteher und Lehrer selbst; alles, was ihren Unterricht, ihre Besserung, ihre Bestrafung, ihre Bekleidung, ihre Ernährung betrifft, zu bestimmen; auf die Weise jedoch, daß die Studenten zwar die Güter nicht mißbrauchen dürfen, die Gesellschaft aber auch sie zu ihrem eigenen Vortheile nie verwenden könne, son= dern nur für das Bedürfniß der Studierenden zu spenden habe.

Diese Studierenden können, wenn sie hinreichende Fortschritte in den Wissenschaften und in der Tugend gemacht, nach streng angestellter Prüfung in den Orden aufgenommen werden. Die Mitglieder dessel= ben, welche die Weihen empfangen haben, sind, obgleich sie keine geistliche Pfründen und Einkünfte besitzen, dennoch verpflichtet, das Brevier nach dem Gebrauche der Kirche, jedoch jedes für sich und nicht in Gemeinschaft, zu beten. Dies ist der kurze Abriß, den wir dem Wunsche unseres Herrn Paul und des apostolischen Stuhles ge= mäß, über die von uns zu befolgende Regel aufgesetzt haben. Wir thaten dies in der Absicht, durch diese kurze Schrift sowohl unsere Zeitgenossen, die Kenntniß nehmen wollen, über unsere Ordensregel, zu belehren, als auch unseren Nachfolgern, wenn es Gottes Wille ist, daß wir deren in diesem, unseren Wandel finden, der große und zahl= lose Schwierigkeiten hat, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, auf das Angelegentlichste anzuempfehlen, Niemanden zum Orden zuzulassen, bevor er nicht Jahre lang sorgfältig geprüft sei und man sich von

seiner Erkenntniß in unserm Herrn Jesu Christi überzeugt, bevor er nicht durch Kenntnisse und Reinheit des christlichen Wandels sich ausgezeichnet. Nur ein solcher kann in die Streiterschaar Jesu Christi aufgenommen werden, welcher unserm schwachen Beginnen gnädig sein wolle zur Verherrlichung Gottes des Vaters, welchem allein sei Ruhm, Preis und Ehre in Ewigkeit. Amen.

Indem wir nun in diesem Entwurfe durchaus nichts gefunden, was der Frömmigkeit und Heiligkeit zuwider liefe; so wollen wir, damit die Mitglieder, die demüthig ihr Gesuch an uns gebracht, den aufgefaßten Lebensweg in der Ueberzeugung, der Gnade des apostolischen Stuhles theilhaftig zu sein, um so eifriger verfolgen, kraft unserer apostolischen Gewalt alles und jedes, was in der gegenwärtigen Schrift enthalten, in unserer Willensmeinung anerkennen, bestätigen, segnen, und demselben ewige Dauer verleihen, sowohl im Ganzen, als im Einzelnen; die Mitglieder selbst aber nehmen wir unter unsern eigenen und unter des heiligen apostolischen Stuhles Schutz, indem wir ihnen volle Macht und Gewalt ertheilen, alle Entrichtungen und Constitutionen zu treffen, die sie dem Endzwecke des Ordens, der Verherrlichung unseres Herrn Jesu Christi und der Erbauung des Nächsten ersprießlich halten, insoweit apostolische Bestimmungen und Erlasse der Concilien und unseres Vorfahren, des Pabstes Gregor des Zehnten glorwürdigen Andenkens, diesem nicht entgegen stehen.

Wir befehlen indessen, daß die Zahl derer, die dieser Regel zu folgen geneigt sind, als wirkliche Ordensglieder nicht die Zahl 60 übersteigen dürfe.

Auf daß Niemand in der Welt so verwegen sei, sich irgend einem hier ausgesprochenen Satze unserer Approbation zu widersetzen, oder demselben zu widersprechen; verkünden wir demjenigen, der dies wagen sollte, die Ungnade des allmächtigen Gottes und der hochheiligen Apostel Petrus und Paulus.

Gegeben in Rom zu Sanct Marcus im Jahre der Geburt unsers Herrn 1540 am 5ten der Calenden des October (27. September) im 6ten Jahre unseres Pontificats.

Die Gesellschaft Jesu war also gegründet. Sie bedurfte jetzt eines Generals. Der größte Theil der Mitglieder war im Dienste der Kirche von Rom abwesend. Xavier und Rodriguez waren in Lissabon, Lefevre war soeben vom Pabste, nachdem er seine Mission in Padua

beendet, nach Worms gesendet, um in dem dort zu haltenden Colloquium zwischen Katholiken und Protestanten, das Wort zu führen. Bobadilla empfing vom heiligen Stuhl den Auftrag, die Insel Ischia nicht vor gänzlicher Beilegung der, seiner Einsicht anvertrauten Angelegenheit, zu verlassen. Laynèz, Lejay, Brouet, Codure und Salmeron waren allein mit Ignatius anwesend. Nach dreitägigem Gebete um Erleuchtung in einer so wichtigen Wahl gab jeder seine Stimme schriftlich ab. Die Stimmenzettel der Abwesenden lagen versiegelt auf einem Tisch. Don Ignatius von Loyola ward einstimmig erwählt.

Diese Ernennung, der er sich nicht entziehen konnte, überraschte und schreckte ihn, er versuchte lange Zeit mit Gründen, die ihm die Demuth diktirte, derselben sich zu widersetzen und sprach sogar den Wunsch aus, zu einer zweiten Wahl zu schreiten, durch welche ihm vielleicht die Last, unter welcher sein Gewissen erliegen möge, abgenommen werde. Die anwesenden Väter gaben seinem Wunsche nach; die zweite Wahl aber bestätigte ihn ebenfalls. Im christlichen Widerstreben unterzog er sich derselben. Er war 49 Jahre alt. Der beschorne Kopf, die hohe Stirn, die gelbblasse Gesichtsfarbe, die von Bußübungen eingefallenen Wangen, die aus ihren tiefen Höhlen hervorblitzenden Augen, gaben seinem Gesichte einen eigenthümlichen Ausdruck. Trotz seines lebhaften Temperaments, trotz seines warmen Gefühles und raschen Auffassens, hatte er es bis zu einer solchen Herrschaft über sich gebracht, daß selbst die Aerzte ihn für pflegmatisch hielten. Er war von kleiner Statur und wußte seinen schlechten Gang so völlig zu bemeistern, daß Niemand das geringste Hinken bemerkte. Seine ganze äußere Erscheinung verkündete einen heiligen oder einen großen Mann, auf welchen letztern Namen er durch seine Tugenden wie durch seine Thaten gerechteren Anspruch hatte, als viele Staatsmänner, Krieger und Gesetzgeber, obgleich derselbe in seinen Augen dem Namen eines frommen Mannes bei Weitem nachstand.

Am Ostertage, den 17. April 1540, übernahm er die Regierung der Gesellschaft Jesu. Am 22. desselben Monats begaben sich alle, nachdem sie in den Hauptkirchen Roms ihr Gebet verrichtet, nach der St. Pauluskirche außerhalb der Stadt.

Der General las die Messe am Altar der heiligen Jungfrau; vor der Communion wendete er sich zum Volk, in einer Hand die heilige Hostie, in der anderen das Formular der Gelübde; er verlas diese

mit lauter Stimme indem er dem Pabste, in Rücksicht der Mission, ganz so, wie es in der Bulle vom 27. September enthalten und aufgeführt, Gehorsam gelobte. Er legte sodann 5 Hostien auf die Patene, näherte sich dem Lahnèz, Lejay, Brouet, Codure und Salmeron, welche an den Stufen des Altars knieten, empfing ihr Gelübde, und reichte ihnen das heilige Abendmahl.

So ward der Orden eingeweiht. Bevor wir in der Erzählung der Thatsachen fortfahren, müssen wir vom religiosen und politischen Standpunkte aus die Satzungen, welche Loyola seinem Orden auferlegte, untersuchen; denn in ihnen sind die Grundlagen, die Berechtigungen, Verpflichtungen, die Einrichtungen, die Grundsätze und die Endzwecke des Ordens enthalten.

Zweites Kapitel.

Niemals wohl hat ein Werk der Menschenhand so viele Streitigkeiten angeregt, oder ist so vielen bis ins Kleinliche gehenden Untersuchungen unterworfen worden, als die Satzungen — Constitutiones — und die Erläuterungen — Declarationes — der Gesellschaft Jesu. In allen Jahrhunderten, in allen Ländern hat es Gegner und Vertheidiger gefunden; Gegner, welche, um es von Grund aus als ganz schlecht darzustellen, sich aller Beweise, welche der Aberglaube und der Haß nur erdenken mochte, bedienten; Vertheidiger, welche, überzeugt durch dessen Studium, sich dennoch von einer nicht allemal klar verstandenen Vorliebe hinreißen ließen, und dessen Grundsätze nicht sowohl gerechtfertigt, als vielmehr nur angepriesen haben.

Dies durch so viele Schriften bekannte Werk enthält die Grundlage der Gesellschaft Jesu, deren Wirkungskreis seiner Stiftung gemäß ohne Grenzen ist, weil wie Peter Dudon, General-Prokurator des Parlaments zu Bordeaux sehr schön sagt*), die Liebe des Stifters die Welt umfaßte. Ein Buch, das völlig neue, noch nicht bekannte Grundsätze enthielt, mußte allen jenen Schmähungen, die man auf Ignaz und seine Schüler häufte, nothwendig selbst ausgesetzt sein.

Dies Buch will jenes Reich, welches ohne weltliche Macht dennoch die Erde mit seinen Unterthanen bevölkert, erobern. Es enthält die Satzungen für Ordensgeistliche, aber unter dem Bilde von Feldherrn, Truppen und Fahnen; will mit völlig neuen Grundsätzen völlig neue Folgerungen erreichen; es will die menschliche Hingebung an Gott

*) Compte-rendu des Constitutions des Jésuites, presenté le 12. et 13. Mai 1763 au Parlement de Bordeaux.

bis auf ihre höchste Stufe entwickeln, und wählt dazu den unbedingtesten Gehorsam als Hebel, dessen Wirksamkeit alle Staatsmänner sorgfältig überlegen sollten.

Man hat in dem Streite über dasselbe dem Texte Gewalt angethan, die Citate corrumpirt, um eine vorgefaßte Ansicht durchzusetzen; alle Partheien haben in ihrem Verfahren daraus ihre Argumente geschöpft; man hat den Sinn der Worte des Verfassers bald vergrößert, bald verkleinert, je nachdem augenblickliches Bedürfniß, oder Absicht dies, oder jenes nöthig machte. Theils bewunderte man in demselben mit Zagen und Zittern ein Gesetzbuch des Despotismus, zu dessen Ergründung selbst ein Machialvel nicht fähig sei; theils wollte man in demselben nur eine Sammlung von Gesetzen sehen, deren Sinn leicht zu erkennen und deren Endzweck klar vor Augen liegt. Ueber 1000 Bände sind bereits für und gegen dieses Buch geschrieben. Die Päbste erkannten es ohne Einschränkung an; die französischen Parlamente und einige Bischöfe verdammten es in jenen Zeiten, als diese Satzungen noch zu wenig, oder als sie zu viel bekannt waren.

Die Leidenschaften aber, die jene hohen Gerichtshöfe bewegten, sind vor dem Sturm der Revolution nicht minder, als sie selbst, zerstoben. Die Beweggründe der Päbste aber und der katholischen Fürsten Europas bestehen noch jetzt in ihrer vollen Kraft. Wir wollen uns nicht mit Untersuchungen, die in unsern Tagen alles Gewicht verloren, befassen, wir vermeinen aber, daß die Prüfung dieser berühmten Satzungen selbst, wie nicht minder die wichtigsten Einwürfe, welche sowohl in unseren Tagen, als schon bei ihrem Entstehen gegen sie erhoben sind, und deren ernste Widerlegung auf einige wesentliche Punkte zurückgeführt werden könne, nothwendig sei.

Den Auszug, welchen wir unserer Arbeit zum Grunde legen, wollen wir zuerst vom Standpunkt der Geschichte und Kritik beurtheilen, dann aber die vier Gelübde, selbst sodann die, von den Päbsten dem Orden bewilligten Privilegien, erforschen, welche beiden Letzteren so viele Anschuldigungen ins Leben gerufen und, sei es mit Recht oder mit Unrecht, zu so vielen Schmähungen angereizt haben.

Das Buch der Constitutionen und Declarationen der Gesellschaft Jesu, dessen alleiniger Verfasser Ignatius von Loyola ist, wurde während seiner Lebenszeit nicht gedruckt, er schrieb es mit eigener Hand in spanischer Sprache. Von dem Pater Polanque, seinem Sekretair,

ward es mit größter Treue ins Lateinische übersetzt. Die erste Ausgabe desselben erschien im Jahre 1558 unter den Augen der Päbste selbst und wurde im römischen Collegium gedruckt.

Plan und Ausführung sind sehr einfach. Alle Satzungen sind in zehn, unter sich wohl verbundene, Abschnitte getheilt, und zeigen überall strenge Folgerichtigkeit sowohl in den Vorschriften für äußeres Handeln, als deren Motive, und deren Zweck, welcher kein anderer ist, als die Besserung der Welt durch Heiligung der Priester.

Um diesen Zweck, welchen andere Ordensstifter zu einer weniger stürmischen Zeit, als die Zeiten des Ignatius, nicht ins Auge fassen konnten, wirklich zu erreichen, bedurfte es eines Geistes und eines Ueberblicks, der mit Gedankenschnelle den weiten Gesichtskreis überschaute. Sobald nur der Orden gegründet war, mußte er auch sofort an alle Werke Hand anlegen, die Loyolas Geist im Grundriß entworfen.

Dieser Mann, dessen Scharfblick und Geisteskraft von Niemandem und zu keiner Zeit in Zweifel gezogen wurde, erkannte, daß die katholische Welt sich auf einem Wendepunkte befinde, von dem das Schicksal aller Völker der Erde abhänge. Der heilige Stuhl, erschreckt durch den plötzlichen Abfall so Vieler, hatte keine andere Waffe, als die des Glaubens und der Religion, freilich eine furchtbare Waffe, welche aber nur mit Geschicklichkeit und Behutsamkeit angewendet werden muß.

Nicht die Gegenwart nur mußte besiegt werden; dringender, nothwendiger war es, der Zukunft zu gedenken; durch Erziehung und durch Unterricht das nachfolgende Geschlecht wieder geneigt zu machen für ein Gesetz, von dem jetzt Jeder sich frei zu machen glühete.

Ignatius hatte seiner würdige Gefährten gefunden, er hoffte, sich Jünger zu erziehen. Zu diesem Ende befahl er, sich besonders der Erziehung der Jugend, des Unterrichtes in der Theologie und in den Wissenschaften, überall der Unterweisung der Unwissendenden zu unterziehen.

Die Werke christlicher Liebe aller Art, die Bekehrung der Ungläubigen, die Seelsorge, der Dienst am Worte Gottes, dies sind die Beschäftigungen der Ordensbrüder, und jeden einzelnen Zweig hat Ignatius in seinen Satzungen durch besondere Vorschriften geregelt. Die übrigen Mönchs-Orden hatten von allen ihren Stiftern die heilige Magdalena und deren beschauliches Leben, zum Vorbilde über-

kommen; weder dem thatkräftigen Loyola, noch seinem Zeitalter, konnte dieselbe zur alleinigen Nachahmung hingestellt werden. Die heilige Martha, stets thätig und beschäftigt, war sein Vorbild; aber beide, die beschauliche, und die thätig beschäftigte Lebensweise, wollte er vereinigen und sie für ewige Zeiten durch feststehende Vorschriften mit einander vereinigen.

Zur Erreichung eines beschaulichen Lebens wendet er, mit größerer Beschränkung, das Herzens-Gebet, die Erforschung des eigenen Gewissens, das Lesen frommer Bücher, den Genuß der Sakramente, die geistige Einsamkeit und die Uebung der Barmherzigkeit an. Durch diese Uebungen könne der Mensch, seiner Ansicht nach, für das Gemüthsleben erbaut werden; um aber auch den Menschen für die Welt auszubilden, wendete er Unterweisungen und Vorschriften an, die Nachdenken und Menschenkenntniß ihm als zweckmäßig erwiesen.

Er wollte daher auch der Gesellschaft Jesu kein besonderes Ordenskleid geben; er wählte das gewöhnliche Kleid der Weltgeistlichen, den langen schwarzen Rock, den gewöhnlichen Mantel und den breitkrämpigen Hut, den Sombrero der Spanier, wie der Pabst und die Mitglieder des heiligen Collegiums ihn, der Form nach, tragen.

Wohnung, Nahrung, alles wurde auf eine Art angeordnet, die sich von dem gewöhnlichen Leben nicht sehr entfernt. Die Kreuzigung des Fleisches, welche einige alte Orden zur Grundlage ihrer Stiftung erhoben, das Stillschweigen, die Einsamkeit, der Chordienst bei Tag und Nacht, waren mit seinem Plane nicht vereinbar; er wollte für die Kirche eine stets schlagfertige, in die größte Gefahr sich wagende Schaar errichten; nicht aber eine Gesellschaft, welche durch Entsagung und durch Selbstabtödtug entnervt werde. Ignatius machte seine Gesellschaft zu gleicher Zeit zu einem Bettel-Orden und regularen Klerikern; zum Bettelorden, um das Werk der Apostel (in Armuth) weiter zu führen; zum Orden der regularen Kleriker, weil sie mit den ordinirten Geistlichen zugleich durch die Verwaltung des heiligen Amtes für das Seelenheil der Nächsten arbeiten sollen.

Alle diese Bestimmungen erinnern, vielleicht, ohne daß Loyola sich dessen bewußt ist, an die Sitten und Gewohnheiten seines Vaterlandes. Mehrere Artikel der Satzungen scheinen dem Fueros von Biscaya entnommen; andere Verfügungen hingegen klarer oder unbestimmter an die Provinzial-Verfassungen, welche die Spanier so hoch

schätzen, zu erinnern; überall aber erkennt man, daß Ignatius durch große Kenntniß des menschlichen Herzens geleitet ward.

An jeder Instruktion erkennt man den einsichtsvollen Mann, welcher sich niemals von Empfindungen hinreißen läßt, selbst da nicht, wo sie seiner Frömmigkeit zusagen. Mit sicherer Hand entwirft er die Vorschriften, welchen die Gesellschaft zum Wohle und zur Vervollkommnung ihrer Mitglieder folgen soll.

Kaum hat Loyola dieses Werk vollendet, so macht er sich an eine noch schwierigere Arbeit. Er zeichnet alle Bedingungen auf, deren Erfüllung der Eintritt in den Orden voraussetzt. Diese Bedingungen sind zahlreich, höchst weise, oft aber sehr beschwerlich:

Wer die Tracht eines andern Ordens je getragen, ist unfähig, in die Gesellschaft Jesu aufgenommen zu werden.

Wer als Noviz in den Orden eintreten will, muß von dem Augenblicke an seinem Eigenwillen, seinen Angehörigen und allem, was dem Menschen lieb und theuer auf Erden ist, entsagen. Um klar an den Tag zu legen, was er in tiefer Seele unter Gehorsam verstehe, hat Loyola alle Bilder, durch welche die Kirchenväter und die früheren Orden diese Tugend zu empfehlen bemüht waren, zu einem großen Gemälde vereinigt.

Er setzt sechs Grade des Ordens ein. Erstlich die Novizen. Diese theilen sich in drei Klassen: a) die zu Priestern bestimmten Novizen; b) die zum weltlichen Dienst bestimmten Novizen; c) die Indiferenten, d. h. diejenigen, die mit der Absicht in den Orden treten, demselben zu dienen, sei es als Priester, oder als Layen, je nachdem die Oberen sie tauglich finden. Zweitens die Fratres formati temporales, die Laien-Brüder, welche als Sakristane, Pförtner, Köche u. s. w. der Gesellschaft dienen. Erst nach zehnjähriger Prüfungszeit und nach Erreichung des 30sten Lebensjahres werden sie zu den feierlichen Gelübden zugelassen. Drittens die Scholastici approbati, sind diejenigen, welche nach Beendigung ihres Noviziats und nach Ablegung der einfachen Religions-Gelübde ihre Probezeit fortsetzen und entweder für sich weiter studieren, im Lehrfache, oder einem andern Amte, bis zur Zeit der Ablegung ihrer feierlichen Gelübde beschäftigt werden. Viertens die Coadjatores formati spirituales; heißen alle, die, ohne genügende Kenntniß zur Ablegung der vier großen Gelübde zu haben, dennoch fähig zu Rektoren, Residenten, Predigern, Lehrern, Missionaren oder Schaffnern befunden werden. Sie können zu einem

höhern Grade nicht vor dem 30sten Jahre und vor einer zehnjährigen Prüfung in den Orden zugelassen werden. Fünftens die Professi trium votorum, sind nur in kleiner Anzahl vorhanden; es sind diejenigen, welche, ohne schon für die Ablegung der vier Gelübde befähigt zu sein, Verdienste oder Talente besitzen, von denen der Orden in gewisser Hinsicht irgend einen Segen erwarten kann. Ihre Beschäftigungen sind ganz dieselben, als die der Codjatores formati spirituales. Sechstens die Professi quatuor votorum, diejenigen, die im strengen Sinne des Worts die Gesellschaft Jesu bilden. Aus ihnen allein kann der General, der Assistent, der General-Sekretair und der Provincial ernannt werden. Sie allein haben das Recht, die allgemeinen Versammlungen — Congregationes — zu besuchen, die mit der Wahl des Generals und seiner Assistenten beauftragt sind.

In Hinsicht der Lebensweise giebt es, was die Gelübde selbst und die zu befolgende Regel betrifft, in den Graden durchaus keinen Unterschied. In der Sorge für den Leib, in Bekleidung, Nahrung und Wohnung ist alles, vom General bis auf den jüngsten Novizen, nach dem Grundsatz der strengsten Gleichheit eingerichtet.

Die Gesellschaft kann und muß ihre Schüler prüfen; sie verpflichtet sich also auch nur gegen diese bedingungsweise; diese aber verpflichten sich gegen die Gesellschaft bindend; sie versprechen, das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams bis in den Tod zu halten; ja sie verpflichten sich, den Grad, den die Oberen des Ordens ihrer Gemüthsart und ihren Fähigkeiten angemessen finden, unweigerlich zu übernehmen.

Die Schüler werden durch Ablegung des dreifachen Gelübdes Geistliche. In einigen, aber sehr weislichen beschränkten Fällen, kann der General und die Congregation dispensiren.

Die Schüler dürfen im Besitz ihres Vermögens bleiben, doch dasselbe nur unter der Aufsicht ihres Vorgesetzten verwenden oder über dasselbe verfügen. Der heilige Stuhl und das Concilium von Trient hatte, wie alle übrigen katholischen Lande, diese Maaßregel gut geheißen; allein in Frankreich widersprach man ihr.

Wollen die Schüler beim Eintritt in den Orden ihr Vermögen theilweise, oder ganz der Gesellschaft übergeben; so steht ihnen diese Befugniß zu, allein der Orden zwingt und verpflichtet sie dazu durchaus nicht. Die gewöhnliche Prüfungszeit erstreckt sich von zehn bis auf achtzehn Jahre, die feierlichen Gelübde kann Niemand vor dem

33sten Jahre seines Alters, dem Lebensjahre, in welchem Jesus Christus starb, ablegen.

Die Verschiedenheit der Himmelsstriche macht eben so wenig, als die Verschiedenheit der Nationen eine Aenderung in der Befolgung der durch die Satzungen vorgeschriebenen Regel.

Die Professe sind zu der strengsten Armuth verpflichtet, ihre Häuser dürfen durchaus nichts besitzen und sie verpflichten sich, durch ein besonderes Gelübde, niemals in die Aenderung des Gelübdes der Armuth einzuwilligen, es wäre denn, um die Strenge desselben noch zu steigern. Allen ist verboten, ein Amt in der Gesellschaft zu erstreben, oder nach demselben sich gelüsten zu lassen. Der Professus verpflichtet sich, durchaus keine geistliche Würde, oder äußeres Ehrenamt anzunehmen, ja er darf nicht einmal um ein kirchliches Amt nachsuchen, weder direkt, noch indirekt; nur in dem Falle, und unter der einzigen Bedingung, daß der Pabst ihn mit einem solchen bekleidet und seine Weigerung für eine Todsünde erklärt, ist die Uebernahme gestattet. Dies war das beste Mittel, der Habsucht die Thore zu schließen und dem Orden ausgezeichnete Mitglieder zu erwerben.

Die Professe verrichten alle Geschäfte, zu deren Ausübung Ignatiuus die Gesellschaft Jesu berief; sie sind die Lehrer, die Prediger und die Dirigenten. Sie dürfen durchaus für diese Mühewaltung unter dem Titel von Salar oder Honorar kein Geld annehmen, nur, was man ihnen als Almosen reicht, dürfen sie empfangen.

Zu diesen Bestimmuugen, welche aus einer großen Zahl von Hauptartikeln ausgezogen sind, fügte der Gründer noch viele andere hinzu, welche, sowohl ihrer Fassung, als ihrem Sinne nach, mit den Artikeln anderer Ordens-Constitutionen übereinstimmen.

Die Errichtung der Gesellschaft Jesu hatte durchaus kein Vorbild. Sie wird auch nie ein Vorbild Anderer werden, denn sie schließt zu verschiedene Richtungen ein und verlangt von denen, die sich ihr anschließen, die größte Vollendung. Sie ward in einem so außerordentlichen Zeitraume gestiftet, daß man sich nicht über die Stürme, die sie erregte, noch über die Anhänglichkeit, die sie hervorrief, noch über ihre Eigenthümlichkeit verwundern kann; eben durch diese Eigenthümlichkeit aber hat sie in dem Augenblicke Kraft entwickelt, wo alle anderen Orden schwach erschienen, und kaum ihr ferneres Dasein zu fristen vermogten.

Wir haben soeben die Gesetze, denen die verschiedenen Grade folgen, vorgelegt, es bleibt noch übrig, auch das Fundament der von Ignatius erwählten Regierungsform zu zeigen.

Ein immerwährender und absoluter General regiert die Gesellschaft.

Er wird durch die General-Versammlung ernannt und kann seine Erwählung nicht ablehnen.

Seine gewöhnliche Residenz ist Rom, der Mittelpunkt der Christenheit und des Ordens.

Er allein hat das Recht, Vorschriften zu geben und davon zu dispensiren.

Sein Amt besteht nicht im Predigen, sondern im Regieren.

Der General kann seine Macht auf die Provinzialen, oder andere Oberen des Ordens, nach Gutdünken, übertragen. Er besetzt die Aemter und die Stellen in den Profeß-Häusern, in den Collegien und den Novizhäusern, und ernennt die Beamten, in der Regel auf drei Jahre, jedoch steht ihm das Recht zu, nöthigen Falls ihre Amtsdauer zu verlängern.

Der General bestätigt, oder verwirft, was die Visitatoren, die Commissarien, die Provinzialen, oder andere Obere, kraft der ihnen zustehenden Gewalt, angeordnet haben.

Er erwählt die Geistlichen, die zum Dienste der Gesellschaft nöthig sind, den General-Prokurutor und den General-Sekretair.

Er hat die Macht, ein oder mehrere Mitglieder des Ordens dem unmittelbaren Oberbefehle der Obern zu entziehen.

Kein Mitglied der Gesellschaft darf ein Buch drucken lassen, ohne es zuvor wenigstens dreien, von dem General zu bestimmenden, Examinatoren vorzulegen.

Jede Provinz muß alle drei Jahre ein Verzeichniß aller ihrer Glieder einsenden (bis zum letzten Schulknaben), in welchem das Alter jedes Einzelnen, das Verhältniß seiner Kräfte, seine natürlichen oder erworbenen Fähigkeiten, seine Fortschritte im Tugend-Wandel und in den Wissenschaften genau verzeichnet sind.

Der ununterbrochenste Briefwechsel zwischen dem General und den Provinzialen ist beider Pflicht, damit der erstere von allem, was ferne von ihm sich zuträgt, so genau unterrichtet sei, als ob es unter seinen Augen geschehe.

Alle Woche müssen die Vorsteher dem Provinziale über den Be-

stand der ihnen untergebenen Häuser Rechnung legen, und alle Vierteljahre diese Rechnung dem General einsenden.

Der General soll Geistesstärke und Muth haben, um die Schwäche Vieler zu tragen und große Dinge zur Ehre Gottes zu unternehmen. Scheinen ihm große Unternehmungen zu dem Zwecke nöthig, so darf er sich von ihnen, selbst dann nicht, abwendig machen lassen, wenn die Machthaber dieser Welt sich ihm widersetzen; weder deren Bitten noch deren Drohungen dürfen ihn von dem Wege ablenken, den Vernunft und Religion zu betreten ihm angewiesen.

Der General soll ein scharfsichtiger und vielerfahrener Mann sein; im gleichen Maaße die Theorie und die Praxis der Angelegenheiten kennen.

Wissenschaftliche Bildung ist ihm nothwendig, nothwendiger aber Weisheit.

Der General allein hat die Gewalt, entweder selbst, oder durch seine Abgeordneten, den Häusern und Collegien der Gesellschaft diejenigen vorzusetzen, welche ihm tüchtig scheinen. Er beruft zu den Probejahren, zur Ablegung der Gelübde, beruft die Coadjutores spirituales und die Schüler zu Novizen; er kann jedes Mitglied für eine Zeit oder für immer aus dem Orden ausschließen, doch über den Professus quatuor votorum darf er nur unter Zustimmung des Pabstes diese letzte Strafe verhängen.

Den Aufzunehmenden, wie den Professen selbst, zeichnet er weise den Weg ihrer Studien vor. Nach vollendeten Studien kann er auf unbestimmte oder bestimmte Zeit jeden an einen andern Ort schicken.

Der General hat das Recht, diejenigen Priester, welche der Pabst auf unbestimmte Zeit mit einer Mission beauftragt, ab- oder zurückzurufen.

Er hat das Recht, neue Provinzen zu creiren.

Er hat das Recht, zum Vortheil der Häuser und Collegien Kauf-, Verkaufs- und Miethe-Contracte abzuschließen; Gelder auf Zinsen zu belegen und alles, was die beweg- oder unbeweglichen Güter der Häuser und Collegien betrifft, zu ordnen; aber er kann ein einmal errichtetes Haus, ohne die Beistimmung der Congregation, weder schließen, noch die Einkünfte irgend einer Stiftung der Gesellschaft dem von ihm bewohnten Profeßhause überweisen.

Alle Collegien stehen unter seiner unmittelbaren Oberaufsicht und Leitung.

Dem General gebührt es, über die Beobachtungen aller Satzungen streng zu wachen, jedoch hat er die Befugniß, in Rücksicht auf Personen, Ort, Zeit und Umständen, von ihrer Befolgung zu dispensiren.

Er beruft die Gesellschaft zur General-Congregation, kann aber auch die Provinzial-Congregation versammeln.

Er hat zwei Stimmen in den Versammlungen; im Falle der Stimmengleichheit giebt seine Stimme den Ausschlag.

Er muß soviel, wie möglich, den Gewissenszustand der ihm untergebenen Mitglieder, namentlich der Provinzialen und aller, welche ein Amt in der Gesellschaft bekleiden, genau kennen.

Hierin besteht die durch die Satzungen wörtlich dem General eingeräumte Macht. Wir müssen nun noch das Gegengewicht aufsuchen, welches Ignatius demselben entgegen stellen zu müssen glaubte und die Vorsichts-Maaßregeln, welche die Klugheit, gegen jeden möglichen Mißbrauch dieser geistlichen Obergewalt — Dictatur — anzuwenden ihm anrieth.

Diese Beschränkungen können wir in sechs Punkten zusammen fassen:

Erstlich beziehen sie sich auf Aeußerlichkeiten, auf Kleidung, Nahrung uns die Ausgaben des Generals. Die Gesellschaft kann die letztern vermehren oder vermindern, wie es ihr für sie und den General gut scheint; der General muß sich einer solchen Anordnung unterwerfen.

Zweitens sorgen diese Vorschriften für die Gesundheit des Generals, damit er seine Kräfte nicht durch Arbeit und Bußwerke überbiete.

Drittens beziehen sie sich auf sein Seelenheil. Zu dem Ende erwählt die allgemeine Congregation einen Admonitor, welcher stets in der Nähe des Generals ist und das Recht und die Pflicht hat, den General in ehrerbietigen Ausdrücken auf alles, was er oder die anderen Väter der Gesellschaft Unregelmäßiges in dessen persönlichem Leben und in dessen Regierung bemerkten, aufmerksam zu machen.

Viertens schützen sie gegen Ehrgeiz. Wenn z. B. ein König den General zwingen wollte, eine Würde zu übernehmen, in deren Folge er sein Amt aufgeben müßte, so darf derselbe, selbst wenn der Pabst es beföhle, oder darin einwilligte, es wäre denn, unter der Auflage einer Todsünde, eine solche Würde nicht ohne Beistimmung der Gesellschaft annehmen. Die Gesellschaft aber soll niemals ihre Zustim-

mung geben, es wäre denn, daß der heilige Stuhl dies ausdrücklich beföhle.

Fünftens nehmen sie Rücksicht auf den Fall der Nachlässigkeit, hohen Alters, oder unheilbarer Krankheit des Generals, in welchen Fällen ein Coadjoator oder Stellvertreter desselben ernannt wird.

Sechstens sind die Fälle angegeben, in welchen der General seines Amtes entsetzt werden kann. Dies kann erstlich geschehen, sobald die Gesellschaft die Begehung einer Todsünde des Generals erfährt. Zweitens, wenn er die Einkünfte der Gesellschaft für sich, oder zum Vortheil seiner Familie verwendet, oder unbewegliche Güter der Gesellschaft veräußert, endlich, wenn er falschen Lehren anhängt. In diesen Fällen hat die Gesellschaft, sobald ihr klare Beweise vorliegen, das Recht, den General abzusetzen, ja sogar, wenn es ihr nöthig erscheint, aus dem Orden auszustoßen.

Um der Gewalt des Generals noch ein anderes Gegengewicht entgegen zu setzen, bestellte Loyola vier Assistenten, welche stets in der der Nähe des Generals leben, und beauftragt sind, über die Vollstreckung der sub Nr. 1, 2 und 3 angeführten Maaßregeln gewissenhaft zu wachen.

Diese Assistenten werden von derselben Versammlung, die den General erwählt, ernannt.

Im Falle des Absterbens eines derselben, oder im Falle einer längere Abwesenheit, hat der General das Recht, in soweit die Provinziale nichts dawider haben, diese Stelle zu besetzen. Die Assistenten werden aus den verschiedenen Provinzen des Ordens, also aus Portugal, Spanien, Italien, Frankreich, oder Deutschland erwählt, sie sind zwar die Minister des Generals, aber sie können auch seine Richter werden.

Der General kann einen Assistenten suspendiren.

Im Falle der General ein absetzungswürdiges Verbrechen begeht, berufen die Assistenten, gegen seinen Willen, die General-Congregation, welche ihn entsetzt. Ist dieser Fall dringend, so haben die Assistenten sogar das Recht, ihn, nachdem sie die Zustimmung der Provinzialen brieflich eingeholt, sofort seines Amtes für verlustig zu erklären.

Man sieht deutlich, daß die Gewalt des Generals, so lange sein persönliches Leben und seine Regierung gesetzmäßig geführt wird, völlig unbegrenzt sei. Ignatius hat, um dies noch deutlicher hervorzuheben, bestimmt, daß die Provinzial-Congregationen, welche sich alle

drei Jahre versammeln, vor jeder anderen Erörterung die Frage entscheiden, ob eine General-Congregation erforderlich sei. Der Stifter befiehlt, daß die Abgesandten der Provinzen gleich nach ihrer Ankunft in Rom, und zwar ohne Beisein des Generals, diesen wichtigen Punkt verhandeln und nach Mehrheit der Stimmen entscheiden, welche sie, um einer größeren Freiheit zu genießen, und dem General ein Geheimniß zu bleiben, schriftlich abgeben. Dies sind im Kurzen die Verpflichtungen, die Aemter und die Obliegenheiten, welche die Brüder der Gesellschaft Jesu verbinden und die Rechte und Befugnisse ihres Generals.

Augenfällig zielt alles darauf hin, die Verleugnung seiner selbst durch unbedingten Gehorsam und den Grundsatz einer zweckmäßigen Gewalt bis auf die höchste Spitze zu treiben.

Jeder Paragraph der Constitutionen sowohl, als der Deklarationen und Explikationen, welche letzteren beide dieselbe verbindende Kraft haben, als die Constitutionen selbst, liefern einen deutlichen Beweis für diese Behauptung.

Ein solcher, in einem Jahrhundert, in welchem der Protestantismus die Lehre der freien Forschung verkündete, entstandener Orden mußte, da er auch später sich stets unter dem Drucke jener eigennützigen Vorurtheile befand, die schon bei seinem Entstehen ihm entgegen traten, sich nothwendig tausenden von Einwürfen, und in vielen Fällen einer zahllosen Menge von Gegnern aussetzen.

Die Protestanten hatten hiermit zuerst angefangen. Die Mitglieder der Gesellschaft Jesu waren ihre gebornen Feinde. Der jetzige Minister Guizot, ein Calvinist, erklärt öffentlich pag. 363 seiner allgemeinen Geschichte der Civilisation in Europa: „Jedermann weiß, „daß die Hauptmacht, welche bestimmt war, gegen die religiose Umwälzung des sechszehnten Jahrhunderts zu kämpfen, der Orden der Jesuiten war.“

Der Jansenismus auf einer Seite, auf der andern Seite der Unglaube und die Gleichgültigkeit, einige gewisse religiose Orden und die Gerichtshöfe haben gemeinsam das Werk der Zerstörung dieses Ordens vollbracht.

Unter dem Vorgeben, in die Sammlung der Gesetze der Jesuiten Klarheit zu bringen, verwirrte man sie und machte sie dunkel, denn man suchte nicht aufrichtig nach Wahrheit. Durch die Menge der Bücher und Untersuchungen, Berichterstattungen und Beschlüsse, welche

die Satzungen der Jesuiten hervorgerufen, ist mehr als ein ernster Einwurf gegen sie bis auf unsere Tage gekommen, deren klare Darlegung und Untersuchung uns nothwendig erscheint. Theils sind diese Einwürfe von Protestanten, theils aber auch von Katholiken erhoben worden, denen die Gesellschaft Jesu deshalb, weil manche Artikel ihrer Constitutionen eine doppelte Auslegung zulassen, verdächtig erschien.

Finden sich diese Einwürfe auch größtentheils in Büchern, deren Titel nicht einmal mehr bekannt sind, so haben sie dennoch, da sie stets wieder von Neuem öffentlich zu Markte gebracht werden *), ein großes Ansehen erlangt und finden sich überall im Munde des großen Haufens. Die Geschichte muß sie einzeln aufzählen, und um den Streitpunkt hell ins Licht zu stellen, zugleich mit den Einwendungen auch ihre Lösung berichten.

In diesem Werke soll nicht getadelt, nicht gebilligt, allein nur der Wahrheit gemäß berichtet werden **).

Der erste Einwurf, den man gegen die Constitutionen des Ignatius erhoben, ist gegen die dem General eingeräumte Gewalt gerichtet, kurz läßt sich derselbe in Nachfolgendem so zusammen fassen.

Die dem General auf Lebenszeit über alle Mitglieder des Ordens ertheilte Gewalt ist von grenzenlosem Umfange. Er ist ein Despot, dem die Glieder des Ordens völligen Gehorsam geloben und der sie ganz nach Belieben, gegen ihre Neigung und gegen ihren Beruf, seinen Launen unterwerfen kann.

Da die Mitglieder der Gesellschaft sich nur in dem einzigen Falle, wo ihnen eine Sünde befohlen wird, ein Fall, der schwer zu bestimmen ist, dem Befehle des Generals widersetzen können, so folgt, daß sie stets an die Ketten geschmiedet sind, mit denen derselbe sie willkührlich belastet. Ohne Recht, seine Befehle zu untersuchen und zu prüfen, ohne Berechtigung auf Gegenvorstellung, werden sie zu katholischen Maschinen, welche denken und handeln müssen, wie ein Mann

---

*) Die Fluth dieser Schriften ist theils durch die schweizer und französischen Verhältnisse, bei weitem aber mehr noch durch geistlose Skribenten vermehrt, die Eugen Sue's wäßrigen Roman als Vorbild gewählt, um alle Halbgebildeten als Leser zu gewinnen. Der Uebers.

**) Der Verfasser setzt durch das Nachfolgende Jeden in den Stand, das Für und Gegen zu erwägen und ein Urtheil zu fällen. Die Unwissenheit und Beschränktheit hat kein Urtheil, sie hat allein nur Schimpfreden, wie Herr Liskene in seinem „Jesuiten und Fürsten-Mörder." Der Uebers.

es ihnen eingiebt, der sie persönlich nicht kennt und welchen sie oft nicht einmal gesehen haben und niemals sehen werden.

Die Vertheidiger der Gesellschaft und die Mitglieder selbst entgegnen auf diesen Vorwurf: Es ist zwar ein einziger General, aber seine Gewalt ist eine zusammengesetzte, sie wird beschränkt durch die Satzungen, welche den Novizen und Scholastikern während ihrer zehnjährigen Prüfungszeit hinlänglich und vielfach erläutert werden. Das Gelübde des unbedingten Gehorsams, welches man dem Orden und der Person des Generals leistet, ist freiwillig und ohne allen Zwang; alle, die es ableisten, kennen es seinem ganzen Umfange nach durchaus, bevor sie diesen Schritt thun. Nur, wenn sie Beruf in sich fühlen, verpflichten sie sich zu einem völligen Gehorsam. Es ist mithin dies Gelübde eine freie That, die sie nur wiederholen, indem sie ihr Leben unter die Leitung eines Oberen stellen. Ein schlagender Beweis, daß diese despotische Regierung nicht so unerträglich sei, als man sie auf den ersten Anblick anzunehmen geneigt ist, ergiebt sich aus der Erfahrung, daß die Väter der Gesellschaft so innig ihrem Orden anhängen, als die alten Römer ihrem Vaterlande. Sie selbst finden sich glücklich, und kein Mensch hat das Recht, sie deshalb zu verlästern, weil sie in diesem Leben ein Glück finden, noch weniger steht irgend Jemandem zu, aus der nicht einmal völlig und genau gekannten Macht, mit welcher die Gesellschaft ihr Haupt bekleidet, eine Angriffs-Waffe gegen dieselbe zu schmieden.

Der Orden der Jesuiten ist zum Kampfe und Streite gestiftet, er wurde gegründet zu einer Zeit, in welcher die Kirche Christi um sich her nichts als Abfall erblickte. Es war daher nothwendig, ihr Männer zu liefern, die sich gänzlich, ohne Vorbehalt ihr hingaben und opferten. Ignatius hatte sich in den Feldlagern an Mannszucht gewöhnt; er wendete diese auf seine Stiftung an und schuf Soldaten für den Katholicismus, dessen Grundfeste untergraben wurde. Diesen Soldaten aber, welche er durch Gebet und Wissenschaft zu jedem Marterthum einweihete, verhehlte er durchaus nicht seinen Plan; alle übernahmen, alle übernehmen noch heute freiwillig diese Verpflichtungen. Jeder Grund, sich zu beklagen, fällt also weg.

Hat man vielleicht aber Grund, sich über Mißbrauch, der in der Person des Generals begründeten Gewalt zu beklagen, indem derselbe durch gewaltsame Deutung die Constitutionen für sich benutzte? —

Das Wachsthum des Ordens seit dreihundert Jahren zeigt augenfällig, daß dieser Vorwurf in Wirklichkeit niemals stattgehabt habe.

Der General ist für die Glieder der Gesellschaft in geistlichen Angelegenheiten ein Führer; in zeitlichen Dingen ein Vormund, der sich nie ein Recht über sie anmaßt, der weder liegende Gründe, noch Einkünfte, noch eine Civil-Liste zu seiner Verfügung hat, der, wie sie, unter ihnen lebt und über sie selbst und ihre Freiheit allein nur zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen verfügen kann.

Ein Monarch, und diesen prunkhaften Titel hat man sogar häufig dem General der Jesuiten beigelegt, kann niemals, welche Ursache auch obwalten möge, seiner Herrschaft entsetzt werden, er ist einmal König, gleichviel, ob durch Erb- oder durch Wahlrecht, d. h. er ist über alle Unterthanen erhaben, und selbst in den constitutionellen Staaten ist seine Gewalt keinem Angriffe oder Veränderung, welche seine Fehler hervorrufen mögten, ausgesetzt; er thut ganz nach seinem Gefallen; für das Gute erntet er Lob, des Bösen wegen ist er unverantwortlich.

Bei den Jesuiten ist es anders. Gegen den Willen und ohne Zuthun des Generals versammeln sich unter seinen Augen die Provinzial-Congregationen und untersuchen seine Regierung. Seine Person umgiebt ein Aufseher und Assistenten, welche, wenn menschliche Beweggründe in ihnen die Oberhand gewinnen könnten, einen Antrieb haben müßten, den General pflichtvergessen zu finden, um sich dadurch die Aussicht auf seine Nachfolge zu eröffnen. Ohne Zweifel ist seine Gewalt Gutes zu thun unbegrenzt, aber dem General sind die Hände gebunden, sobald er Unrecht thun oder seine Gewalt mißbrauchen will; oder man müßte voraussetzen, was unmöglich anzunehmen, daß die Assistenten, der Admonitor und alle Provinzialen sich wissentlich in das von ihm angezettelte Complot hineinziehen ließen.

Seine Gewalt, obgleich der Form und dem Worte nach unumschränkt, ist es in der That nicht; sie hat ihre Schranken, und diese Schranken sind nicht nur dem Gewissen des Generals überlassen, sondern ausdrücklich durch mehrere Artikel der Satzungen auf das Klarste bestimmt.

Der zweite Einwurf betrifft die schnelle Vergrößerung des Ordens, seine Reichthümer und seine Macht; er ist allgemein unter dem Volke verbreitet. Man behauptet nämlich: das Ziel, welches der Orden sich vorgesetzt, sei eine stätige und örtliche Vergrößerung in Beherrschung der

Fürsten durch Schmeicheleien und Dienstleistung aller Art; in Beherrschung des Volkes durch Religion, einmal durch die Schrecken der Hölle, dann aber durch eine laxe Sittenlehre, welche bald seinen Leidenschaften schmeichele, bald seine Laster, bald seine geheimsten Gelüste gut heiße.

Diesem Vorwurfe, welchen die Geschichte vielleicht noch vergrößern dürfte, setzt man Nachfolgendes entgegen.

Die Gesellschaft Jesu ist eine religiöse Körperschaft und Verbindung. Wie jede Körperschaft und jede Verbindung ihrer Natur nach, danach strebt, sich zu vergrößern und ihre Ansichten zu verbreiten, so auch hat die Gesellschaft Jesu sich diesem allgemeinen Gesetze weder entzogen noch entziehen wollen. Sie war keineswegs für ein beschauliches, sondern vielmehr für ein thatkräftiges Leben begründet; ihr Vorwurf war kein anderer, als einmal der Irrlehre sich zu widersetzen, dann den moralischen Lebenswandel der Geistlichkeit und des Volkes zu bessern, und endlich den kühnen Eroberer in einer neuen Welt zu folgen, um die frohe Botschaft von Jesu Christo zu heidnischen Völkerschaaren zu bringen, nicht selten sogar den weltlichen Erobern voran zu schreiten und das Kreuz siegreich in Landen aufzurichten, deren Boden portugiesische und spanische Waffen noch nicht mit Blut gedüngt hatten. Zur Erreichung dieses dreifachen Zweckes bedurfte sie erstlich Gelehrter, zweitens frommer, drittens aber muthiger Krieger, die vor keiner Gefahr erbebten, und die Gesellschaft Jesu hat sich diese erzogen.

Die Päbste, die Herrscher und die Großen der Erde hielten es voll Freude über den Eifer, der sich kund gab und mit so vollkommenen Erfolge zur Besserung des Menschengeschlechts thätig war, für ihre Pflicht, durch Gunstbezeugungen aller Art den neuen Orden zu immer frommeren Streben zu ermuthigen. Später wurden diese erwiesenen Gunstbezeugungen der Großen die Quelle wirklicher Wohlthaten für ihre Unterthanen. Hier wurden für die Jesuiten reiche und prächtige Kirchen erbaut, dort Collegien, Erziehungshäuser gegründet, der Leitung des Ordens überwiesen und mit minder oder mehr reichen Einkünften versorgt. Die Privatpersonen blieben in Erweisung ihrer Dankbarkeit nicht hinter der Freigebigkeit der Fürsten zurück. In diesen wenigen Zügen liegt der Schlüssel zu dem Geheimniß der schnellen Erwerbung großer Schätze, welche so häufig dem Orden zum Vorwurfe gemacht werden.

Die Fürsten glaubten, da sie überall die Väter dieses Ordens

kampfgerüstet und thätig sahen, nicht besser verfahren zu können als auch sie zu ihren Beichtigern zu bestellen. Die Jesuiten unterzogen sich diesem mühevollen Geschäfte. Der Geschichte liegt es ob, zu berichten, ob sie sich mitunter, verblendet von dem Einfluß, den sie über ihre erlauchten Beichtkinder ausübten, in die Welthändel mischten. Sollte es aber wirklich sich erweisen lassen, daß einzelne Pflichtvergessene, dieser Vorwurf trifft, darf man denselben deshalb auf die Gesammtheit ausdehnen? Wie will man dadurch einen Beweis gegen den Orden begründen?

Größtentheils aus Reichen, nicht selten, selbst aus sehr berühmten Familien abstammend, opfern sie ihre Freiheit und entäußern sich ihrer Unabhängigkeit. Sie selbst verurtheilen sich zu Bußübungen, zu schwerer, ruhmloser Arbeit, zu einem unsteten Leben; oder zu einer ihnen unbekannten Zukunft; sie entsagen jeder Freude, dem Ruhm und Schimmer der Erde, selbst jedem Familienunglücke, um Gott inniger anzuhören. In einer solchen Rechnung fürs Leben dürfte sich wahrlich kein Ehrgeiz in weltlichen Sinne finden lassen. Kann hier menschliche Klugheit Vortheil annehmen?

Der Professus darf durchaus kein öffentliches Amt verwalten. Er ist mit einem einfachen, unscheinbaren Kleide angethan; er verzichtet auf alle Ehrenstellen in der Kirche; werden sie ihm jedoch in seiner Zelle, auf seinem Predigtstuhle, mitten in den Gefahren, die er jenseit des Weltmeeres besteht, angeboten; so wird er mehr Kraft aufwenden, sie von sich ferne zu halten, als der ehrgeizigste Weltmann, um sie für sich zu erwerben. Das Loos, das er sich erwählt, das Erbtheil, wonach er trachtet, ist nicht diese Welt; das Jenseit nur sucht er. Der Jesuit ist also an sich nicht habsüchtig, sein Leben bezeuget dies. Aber, so hat man eingewendet, wenn auch der Jesuit keine persönliche Habsucht hat, so ist er habsüchtig für den Orden; der Orden aber muß nach seiner ganzen Einrichtung habsüchtig sein.

Enthält diese Behauptung, wenn sie sich erweisen ließe, irgend einen Vorwurf?

Dem Soldaten, dem Redner, dem Schriftsteller, selbst dem Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften ist es vergönnt, Beförderung zu suchen, sich Vermögen zu erwerben, oft selbst auf Kosten der Moral, des militärischen Ehrgefühls, oder des Vortheils seines Vaterlandes.

In unsern Tagen kann ein übrigens talentloser Ränkemacher, allein durch seine rabulistische Beredsamkeit mit einem Sprunge zu großer Macht gelangen, sich in derselben durch Bestechung erhalten und im Falle es andern Advokaten, seinen Vorgängern, mit dieser Art von Redekunst gelungen, eine solche Regierungsform einzuführen, sogar als Vormund Könige beherrschen. Und diese Habsucht (die uns die Tribünen der Kammern täglich vor Augen stellen) wird keineswegs als ein Verbrechen angesehen. Ein solcher Advokat, ein solcher Schriftsteller, Professor oder Ränkeschmid, zerstört den gerechten Stolz, die eigene Werthachtung seines Vaterlandes, sie sind es, die die Finanzen des Vaterlandes zu Grunde richten, die Ruhe desselben zerstören, es entehren, in dem sie ihm vom Ruhm und Glanz vorreden, die das Labyrinth der Gesetze mehr noch durch ihre Neuerungen verwirren, um sich als Redner bewundern zu lassen, und solche Männer heißen dann große Staatsbürger.

Freilich der Jesuiten-Orden, der sich ein abgemessenes Ziel gesteckt, das nicht selten durch Wunder der Geduld und Hingebung erreicht, muß verdammlich sein, weil jedes seiner Mitglieder auf den Orden allen persönlich erworbenen Ruhm überträgt, und so aus demselben ein vielstrahliges Lichtmeer aufsteigt, das die Völker erleuchtet und das Glück der Einzelnen gründet.

Es ist nicht zu leugnen, unter den Jesuiten ist Gemeingeist d. h. ein Geist der Einheit und Uebereinstimmung aller Mitglieder in der Wirksamkeit für den Ruhm und den Fortgang des Ordens. Aber liegt hierin ein Unrecht?

Findet man in irgend einer Körperschaft dieser Welt, von den Innungen der Handwerker an bis zu den Gerichts-Höfen hinauf auch nur eine einzige, welche nicht nach Vergrößerung, nnd nach Bestätigung erworbener Macht gestrebt?

Auch die Jesuiten unterwarfen sich diesem natürlichen Gesetze. An und für sich einfache Ordensleute, blieben sie Menschen, wenn es den Triumpf ihres Ordens galt. Dies ist der einzige Vorwurf, wenn es in Wahrheit ein Vorwurf ist, den die Welt ihnen machen kann.

Der Eigennutz einer Körperschaft, des Parlamentes, kirchlicher Gemeinden, bürgerlicher Vereinigungen, ist nicht nur erlaubt, sondern an sich tüchtig und heilsam zur Entwickelung von Ideen und zur Beförderung des Gemeinwohls. Der Eigennutz des Einzelnen aber ist durchaus verwerflich; denn er schadet dem Gemeinwohl, gebiert Ränke und Spaltungen, und hinterläßt, wenn er sein Ziel erreicht, ein böses Beispiel; führt aber, wenn er erliegt, zur Verzweiflung und zum Selbstmorde.

Sieht man auf die von einer religiösen Verbrüderung durch Vereinigung von tausend Einsichten erreichten Erfolge, so ergiebt sich, daß die persönliche und vereinzelte Einsicht unmöglich sich gleicher Mittel zur Erreichung des Ziels bedienen konnte. Konnte dies Ziel erreicht werden, wenn jeder Einzelne in kühner Verwegenheit stets seine Ehre und die Ruhe des Vaterlandes auf's Spiel gesetzt hätte, nach eigenem Gelüste?

Jede Verbrüderung muß mit Umsicht verfahren; die Vergangenheit legt ihr Verbindlichkeiten und Rücksichten auf, die Zukunft aber soll vorausgesehen werden. Der Einzelne hat, um sein Ziel zu erreichen, nicht so viele Hindernisse zu beseitigen. Er will nur für sich selbst Macht oder Reichthum. Erreicht er das Ziel, so ist er reich, so ist er beneidet; lassen Zufall oder falsche Wege dies Ziel nicht erreichen, so ist nichts verloren, selbst nicht einmal ein Name; er verläßt das Leben in jener Dunkelheit, aus der er emporstrebte und das Geräusch der Welt übertönt die Klagen seines Herzens und seiner Noth.

Man hat die Jesuiten angeklagt, klüglich sich sowohl bei den Großen dieser Erde, als bei den Niedrigen Eingang zu verschaffen zu wissen; dort durch Schmeichelei, hier durch eine laxe Moral und durch die finstern Bilder der göttlichen Rache. Sie schmeicheln sich überall ein, wiederholt man ohne Unterlaß*) und befestigen dadurch ihr Ansehen.

Der Orden mochte wirklich in verschiedenen Zeiten, ja er mag noch heute seine Endzwecke durch Mittel zu erreichen suchen, welche die geschicktesten Staatsmänner anzuwenden sich sehr glücklich schätzen würden. Er hat bei einer gewissen Geschmeidigkeit, bei der zur Erreichung

---

*) Genin, Professor in Straßburg, kann selbst 1844 in „die Jesuiten und die Universität" sich nicht enthalten, diesen albernen Vorwurf in seinem höchst oberflächlichen Werke wiederzukäuen. Der Uebers.

seiner Vorsätze angewendeten Mittel, einen Scharfblick in allen Geschäften, in denen die Welt nicht selten Inconsequenz und Leichtsinn blicken läßt. Er bemächtigt sich klüglich der schwachen Seite des Herzeus, um der Ueberzeugung Eingang zu verschaffen; er bestreuet den Weg, auf welchem er den Christen zur Vollendung führen will, mit Blumen und verfüßt. wie eine zärtliche Mutter, die bittere Arznei, um das Leben des Kindes zu retten; er sieht den Sturm voraus, der am Himmelssaume emporsteigt, und sucht ihn zu beschwören; stets nützlich und nothwendig hat er sich unentbehrlich zu machen gewußt durch die Erziehung der Jugend, durch seine Kanzel=Beredsamkeit durch so genaue Beobachtung seiner Regel, daß niemals von einer Aenderung derselben die Rede gewesen.

Man erkennt, abgesehen vom Geiste Gottes, hier den mit sich selbst übereinstimmenden Geist des Menschen, der in Vereinigung seine Kraft unendlich zu vermehren weiß. Aber, wo ist hier ein Verbrechen? Wo ergiebt sich hier die nothwendige Annahme der Herrschsucht? Auf diese Fragen haben die Feinde des Ordens noch keine Antwort gegeben. Sie haben den Orden ohne Beweis verdammt und die Gegenbeweise nicht einmal geprüft. Aus einer, ihrer Sache nothwendigen, Lüge haben sie ein Vorurtheil zu schmieden gewußt und dieses Vorurtheil als eine ausgemachte Sache im Volke verbreitet. So ist auch hier einmal wieder die Wahrheit der sträflichen Leidenschaft zum Opfer gefallen.

Die Jesuiten=Wuth fluthete und ebbete zu gewissen Zeiten; sie hatten ihre sonnigen und ihre trüben Tage. Selbst die Pariser Universität, die unermüdliche Gegnerin der Jesuiten, brachte in der Bittschrift gegegen die Jesuiten zu Reims (Requête presentée au Roi de France contre les Jesuites de Reims), welche sie im Jahre 1724 dem Könige von Frankreich verlegte, jenem Geiste der Eintracht und jener unwandelbaren Consequenz ihre Huldigung dar. In diesem Angriffe ließ sie sich zu einem begeisterten Lobe der Stiftung hinreißen. „Wahrlich, so sagt sie, wenn man mit Aufmerksamkeit die bewundernswürdige Uebereinstimmung betrachtet, mit welcher diese große, über den ganzen Erdball verbreitete, Verbrüderung regieret wird, das wunderbare Zusammenwirken aller Ordensglieder zum Gemeinwohl des Ordens, und endlich alle jene verschiedenen Unternehmungen, welche vor seiner Erstehung unmöglich schienen, und welche die Nachwelt für Märchen halten würde, wenn sie nicht vor Augen ständen, oder die

„Nachrichten des Ordens sie nicht bezeugten; so wird man unleugbar „einräumen müssen, daß weder die römische, sowohl geordnete, von „Vaterlandsliebe durchdrungene, Republick, noch irgend eine, von den „gewandtesten Staatsmännern und feinsten Unterhändlern, als Minister, „geleitete Monarchie jemals mit solcher Uebereinstimmung regiert noch „mit so großem Erfolge gekrönt wurde, als diese Gesellschaft, welche „in allen Welttheilen ihre Unternehmungen mit einer Geschicklichkeit „leitete, die an's Wunderbare grenzt, ja, welche unfehlbar unter der „Größe und der Last ihrer Unternehmungen hättr erliegen müssen, „nicht einmal sie wagen durfte, wenn nicht alle Glieder dieser Körper= „schaft durch so starke, so enge, so heilige Bande mit dem Haupte „vereinigt waren, als sie es in Wahrheit und Wirklichkeit sind."

Solche Sprache führt die Pariser Universität; sie ist es, die jene durch die Constitution eingeführte Uebereinstimmung rechtfertigt, lobt, selbst über die Gebühr vergrößert. Die Universität vernichtet sich selbst, wenn sie das durch den Orden Vollendete aufzählt.

Was bedeutet nun der stets wieder zu Markte gebrachte Vorwurf des Ehrgeizes, wenn, selbst nach dem Ausspruche der Pariser Univer= sität, jener Widersacherin der Jesuiten, dieser Ehrgeiz ein Glück für die Welt und ein Vorbild aller Staatslenkung ist?

Die Beseitigung des dritten Vorwurfs ist nicht minder schwierig. Man wirft nämlich den Constitutionen des Ordens vor, mit Hint= ansetzung aller persönlichen Berechtigung nur das Wohl des Ordens zu berücksichtigen. Hat man jemals, sagen die Gegner, selbst in den allerstrengsten Orden eine Reihe von Gesetzen gesehen, welche insge= sammt die Selbstverleugnung zur Grundlage und Norm der Stiftung erheben?

In diesem Orden mußt Du nicht etwa zu dieser oder jener Stunde des Tages, oder der Nacht gehorchen; Nein, immer, ohne Unterlaß ruft er Dir das Gelübde Deines Gehorsams in's Ohr, zwingt Dich, ihn zu üben, ohne daß man Dich der Mittheilung der bewegenden Ursachen würdigt. Du lebtest vielleicht bisher zufrieden, warst in deinem Colle= gium, in deiner Provinz geliebt, der Orden aber schickt dich über das weite Meer hinaus, ohne nach deinen Kräften zu fragen, unbekümmert um deine Gesundheit. Und dies ist bei weitem noch nicht die größte, dem freien Willen auferlegte Peinigung Die Gesellschaft hält dich in einer Art von Knechtschaft. Die höchsten Aemter des Ordens (das Einzige des Generals ausgenommen), werden nach der einmal beste=

henden Einrichtung völlig willkührlich ertheilt, so daß du heute an die Spitze gestellt, morgen auf den letzten Platz zurückgewiesen sein kannst.

Der Jesuit muß seinem Orden Alles opfern, seine Arbeit, seine Freiheit, seine unschuldigsten Wünsche, die zartesten Neigungen seines Herzens. Er hat kein Eigenthum, selbst das grobe Kleid, das seine Blöße deckt, gehört dem Orden. Man fesselt ihn durch alle Ketten, die die Einbildungskraft nur erfinden kann; er soll nur für die Ehre Gottes arbeiten, indem er sich ganz der Ehre des Ordens hingiebt und opfert.

Ein Zweifel gegen den Orden, sagt selbst der General Aquaviva in seinen Instruktionen, soll als ein gefährlicher Zweifel betrachtet werden; im Namen des Ordens mußt du dein Haupt beugen und gehorsamen.

Der Jesuit ist in der Hand seines Oberen gleich dem Stabe des Greises, gleich einem Leichnam; er muß dahin, wohin man ihn setzt; in den Tod, oder in die Sclaverei, an das Studium der Wissenschaften, oder an die Uebung der That, in ein demüthiges und niedriges, oder in ein ruhmgekröntes und glanzerfülltes Leben. In dem Rüsthause seiner Gesetze findet der Orden Vorschriften, die dich unweigerlich auf alle diese verschiedenen Wege hinausweisen. Du darfst kein Werk lesen, noch verfassen, ohne besondere Erlaubniß. Du hast nicht das Recht, wenn es dir nicht von Oben gestattet wird, als Redner, Geschichtschreiber, Dichter, oder Gelehrter aufzutreten. Man beschneidet die Flügel innewohnender Geisteskraft, man schraubt die Mittelmäßigkeit hinauf, man erstickt angeborne Fähigkeiten, ganz nach den Launen des Generals, der über die, dem Scholastiker oder Professen vorgeschriebene Lebensnorm, nur Gott allein Rechenschaft schuldig ist. Bei den Jesuiten verliert der Mensch seine Persönlichkeit und geht in der Allgemeinheit unter. Er ist beinahe zu einer namenlosen Sache hinabgewürdigt, ein Instrument, welches unter geübter Hand wohltönend erklingt, aber, von ungeschickten Fingern berührt, Mißtöne ausstöhnt. Die Gesellschaft verfügt demnach in Folge ihrer Constitutionen willkührlich über das Leben und über die Freiheit derer, die sich ihr unterwerfen. Alles ist also in ihr zum Vortheil des Ordens, alles zum Nachtheil des Einzelnen berechnet. Auf diesen Einwurf entgegnen die Jesuiten: über die innere Verfassung eines religiosen Ordens vom weltlichen Standpunkte aus, und nach den Begriffen, die

man auf Bällen und in Theatern eingesogen, urtheilen wollen, hieße so viel, als alle religiosen Orden vor einen Richterstuhl, welcher nicht im Stande sei, ihre Vertheidigung zu verstehen, stellen wollen. Das Klosterleben, sagen sie, sei geradezu dem Weltleben entgegengesetzt, in welchem man Alles versucht, Alles in Bewegung setzt, um in Vergnügungen zu schwelgen, Reichthum und Größe zu erwerben; rauschende Lust, blendender Glanz, Ehrgeiz und Sinngenuß sind erlaubte Dinge. Im Klosterleben aber weihet man sich der völligen Entsagung. Beide Lebensweisen können nicht mit einander verglichen werden, unmöglich können sie einander mit Gerechtigkeit richten.

Aber, abgesehen von diesen Bemerkungen, fragt es sich, ob der gemachte Vorwurf wirklich gegründet sei; Die Ordensglieder wollen dies leugnen; sie sind doch augenscheinlich die am meisten bei dieser Sache Betheiligten. Sie opfern ihren Eigenwillen dem Allgemeinwillen, ihre Neigung dem Gesetze und ihren persönlichen Vortheil dem Nutzen des Ganzen auf. Dies Opfer ist ein freiwilliges; sie bringen es zu jeser Stunde, weil sie zu jeder Minute gerne dazu bereit sind. Sie gehorsamen, weil sie sich zur Selbstleitung und zur Leitung Anderer zu schwach halten. Eine solche Unterwerfung streitet also weder gegen Freiheit, noch gegen Unabhängigkeit.

„Niemals," sagt Raynal, „kann man in der freiwilligen Unterwerfung des Geistes, noch in der Neigung und Hingabe des Herzens, das Ueberzeugung willig macht, nichts zu thun, als was es liebt, und nichts zu lieben, als was es übt, eine Unterdrückung finden wollen. Dies ist die sanfte Herrschaft des Glaubens, die einzige vielleicht, welche, über den Menschen zu üben, dem Menschen erlaubt ist, weil sie diejenigen glücklich macht, die sich ihr unterwerfen" *). Wollte man aber die von Ignatius seinen Schülern hinterlassenen Vorschriften und die Kriegs-Artikel unserer Heere zu Wasser und zu Lande, in allen europäischen Staaten, ruhig mit einander vergleichen, was würde dann aus dieser, so viel verschrienen, Knechtschaft werden?

Die erste Pflicht unserer Heere ist Subordination; vom General bis zum letzten Manne muß jeder auf das gegebene Zeichen sofort gehorchen. So ist es nicht in der Gesellschaft Jesu; hier er-

*) Histoire philosophique et politique Liv. VIII, Chap. XIV (Edit. 1793.)

scheint der Gehorsam unter einer milderen Gestalt. In dem, diese Tugend hochrühmenden, Briefe Loyolas heißt es wörtlich: „Soll„tet ihr (die Ordensglieder), verschiedener Ansicht mit eurem „Vorgesetzten sein und, nach demüthigem Gebete und Prü„fung vor dem Herrn, zur Darlegung derselben euch ver„pflichtet halten, so soll es Euch keinesweges untersagt „sein, darob demselben Vorstellungen zu machen". Der Jesuit hat also das Recht, nach Vernunftgründen des auferlegten Gehorsams zu fragen; dies Recht hat weder der Soldat, noch der Offizier, und das ist ein Glück.

Wenn also der Orden, oder der General, der im Namen desselben, stets aber nur in der väterlichsten Weise spricht, weil es seine erste Pflicht ist, sich als Vater der Gesellschaft anzusehen, es für den Orden oder für ein einzelnes Mitglied nützlich hält, eben dieses Mitglied hierher oder dorthin zu berufen, demselben ein Amt, oder irgend einen Auftrag zu ertheilen, wem steht dann die Entscheidung zu, dem Mitgliede oder dem Orden? Wer kann entscheiden: der Orden, oder das Mitglied, wenn es sich darum handelt, die Interesse des Ordens wahrzunehmen, oder nach Gottes Wohlgefallen zu verfahren?

Die Coadjutores temporales und spirituales, die Scholastiker und Professen, haben durch ihr Gelübde blinden Gehorsam als eine Wohlthat anerkannt and erkennen ihn täglich durch ihre Unterwürfigkeit als eine solche an. Sie finden sich glücklich in dieser Lebensweise und haben nichts weiter begehrt. Aber diese geistige Knechtschaft, entgegnet man, muß jeden Gedanken unterdrücken, den Aufschwung des Genies hemmen, und viele natürliche Talente von ihrer ursprünglichen Richtung ablenken.

Der allgemeine, bis auf unsere Zeit den Jesuiten bewahrte Ruf, wirft diese Anklage durchaus zurück. Niemand, auch nicht ihr entschiedenster Gegner, spricht ihnen Menschenkenntniß und die Kunst ab, die Menschen ihrem Charakter und ihren geistigen Anlagen gemäß, zu beschäftigen.

Soll dieser Einwurf wirklich noch Geltung haben, so müßte man voraussetzen, daß der Orden entweder sich absichtlich selbst schaden wolle, oder plötzlich die Fähigkeit verloren habe, seine Glieder gerade in die, für die Entwickelung ihrer persönlichen Eigenschaften günstigste

Stellung zu versetzen, was er drei Jahrhunderte hindurch so wohl verstand.

So lange der Verlust dieser tieferen Einsicht nicht deutlich und unbestreitbar erwiesen wird, läßt sich behaupten, daß der General am besten im Stande sei, die Kräfte, die sich seiner Leitung anvertrauen, zu verwenden.

Ein vierter Einwurf ist aus der Abfassung der Constitutionen entnommen. Tausendmal hat man gefragt: weshalb haben diese Constitutionen ganz das Aussehen von Auszügen aus einer authentischen Gesetzsammlung, welche dem uneingeweihten Blicke verborgen bleibt? Welche sind die wesentlichen Grund-Artikel, die keiner Veränderung des Orts und der Zeit unterworfen sind? Wer hat das Recht, diese Constitutionen zu ändern und zu modificiren?

Diese, bald in böser Absicht, bald aber in der Absicht, sich zu unterrichten, aufgeworfenen Fragen, legen allerdings manche Schwierigkeit in den Weg. Sie sind nicht blos eingebildete; im Gegentheil sehr ernstbegründete, und verdienen daher eine gründliche Erörterung.

Die Constitutionen des Loyola — entgegnet man — sind noch heute, wie er sie bei seinem Tode hinterlassen. Ich selbst (J. Cretineau-Joly) habe sie mit dem spanischen Urtext in dem Mutterhause zu Rom (al Gèsu) verglichen. Sie sind zu verschiedenen Zeiten abgefaßt und den ersten Mitgliedern der Gesellschaft zur Begutachtung und öffentlichen Bekanntmachung im Manuscripte mitgetheilt worden. Einige derselben scheinen in der That auf den ersten flüchtigen Anblick in keinem Zusammenhange mit den übrigen zu stehen; bei näherer Prüfung aber stellen sie sich alle, als von einem Hauptgedanken ausgehend, dar. Ignatius hat nur diese Gesetzgebung hinterlassen und sie ist im ganzen Orden noch in Kraft. Was nun die geheimen Vorschriften, die Geheimlehre, (Monita secreta) betrifft, welche, wie die Jesuitenfeinde behaupten, die Gewissenslenkung oder die Mittel der Weltbeherrschung lehren sollen; so hat man in dem Orden selbst niemals von ihnen etwas gehört, noch gewußt; erst, als sie aufgedacht und boshafter Weise der Welt aufgeheftet wurden, erhielten die Jesuiten, wie die Welt selbst, von ihrem Dasein Kunde. Die Geschichte des Alten vom Berge läßt sich durchaus nicht auf die Gesellschaft Jesu anwenden, weil der Orden sodann von seiner Entstehung an im schneidendsten Widerspruche mit den Kirchengesetzen gestanden haben müßte. Diese Anklage ist mithin nichts als ein Geschichtchen, damit

die Ohren der Müßiggänger zu kitzeln, ein Mährchen, dessen mögliche Annahme selbst der menschlichen Leichtgläubigkeit Gewalt anthun müßte. Im Orden der Jesuiten wird nichts geheim gehalten, weil er kein Verbrechen zu verhehlen hat. Ohne Beweise und auf bloßen Verdacht, der durch seine Unbestimmtheit nur unwiderleglicher wird, anklagen, heißt sich selbst zum freiwilligen Irrthum verdammen.

Die wesentlichen Grund=Artikel, welche nicht durch Ort und Zeit geändert werden können, sind, das ist nicht zu leugnen, zerstreut in den Constitutionen enthalten; aber man findet sie in der den Orden einsetzenden Bulle Pauls des Dritten und in der den Orden bestätigenden Bulle Julius des Dritten, vom 21. Juli 1550, zusammengestellt.

Alles, was diese beiden Bullen über die Constitutionen, über die Berechtigungen, die Regierung und den Zweck des Ordens enthalten, wird als wesentlich und grundgesetzlich angesehen und ist daher niemals irgend einer Veränderung unterworfen worden. Die übrigen, weniger das Wesen des Ordens bestimmenden Constitutionen, dürfen den Zeitumständen gemäß, jedoch nur mit der weisesten Umsicht abgeändert werden. Nur die Congregation ist hiezu berechtigt; der General kann nur Vorschriften — Verhaltungsregeln — erlassen.

Ein fünfter, nicht so folgereicher Vorwurf, als die angeführten, lautet: Die Jesuiten sind einer des andern Spion. Man begründet diesen Vorwurf auf nachfolgende Stellen der Constitution: „Der „Postulant (Derjenige, der in den Orden einzutreten beabsichtigt) soll „befragt werden, ob er zu seiner geistigen Förderung, zur eigenen De„müthigung und Unterwürfigkeit damit zufrieden sei, daß seine „Fehler und Gebrechen, ja alles, was an ihm bemerkt „werden möge, nur die Bewahrung des Beichtsiegels aus„genommen, von jedem ohne Unterschied seinen Vorgesetzten mitgetheilt werde. Er soll überdies sich gerne von „andern zurechtweisen lassen und andern in der Besserung „behülflich sein; alle Glieder sollen sich untereinander „kennen lernen, mit christlicher Liebe für ihr Seelenheil „wachen, vor allem aber dem Oberen, der sie leitet, auf „dessen Befehl, oder Frage, zur Ehre Gottes unumwun„dene Wahrheit sagen". Diese, dem Examen, einem Abschnitte der Constitutionen, entnommenen Stellen, haben die Gegner auf alle mögliche Weise gedreht und gekehrt; mit Hülfe derselben haben sie zu

beweisen versucht, daß die Angeberei nicht nur anempfohlen und ausgeübt, sondern sogar von dem Orden zu einer Gewissenspflicht erhoben sei. Hierin liege, behaupten sie, ein System der unbegrenztesten, unaufhörlichen Inquisition, das nur zu erdenken sei; und in diesem bestehe die Seele der innern Leitung des Ordens. Wir glauben es nicht, sagen sie, daß auch die übrigen Ordensstifter, wie ihr versichert, diese geheime Angeberei vorgeschrieben und gutgeheißen; umsonst citirt ihr uns die Regel der Dominikaner, die Gedanken des heiligen Bonaventura, noch den heiligen Thomas in seinem Candidaten-Examen; wir lassen uns nicht täuschen. Wir achten sogar, sagen diese Gegner, und tadeln durchaus nicht die Enthüllung der innern Zustände, welche diese geistlichen Führer so dringend anempfohlen haben; es ist nöthig, daß ein Geistlicher, um nicht auf dem Wege seiner innern Förderung anfgehalten zu werden, seinem Vorgesetzten alle Neigungen, Schwächen und Versuchungen aufdecke; aber: verhält es sich so mit diesen heimlichen Angebereien, welche so gebieterisch bei den Jesuiten vorgeschrieben, welche den Postulanten bei seinem Eintritt in den Orden umringen, und fürs ganze Leben, ihn bis an die Pforten des Grabes begleiten? Sind hier, statt der wirklichen Gebrechen, nicht jene Charakterfehler, jene Schwächen unserer Neigungen und unseres Temperaments gemeint? Wird nicht diese, ihnen zur Pflicht gemachte, ununterbrochene Beobachtung zur Verrätherei verleiten? Heißt das nicht: vorsätzlich durch einen unseligen Kunstgriff das Herz verderben, niederträchtige Gesinnungen einflößen, zur Verstellung leiten, die christliche Liebe ertödten, und an ihre Stelle Heuchelei stellen? Die Einführung solcher Grundsätze in eine religiose Gesellschaft muß allerdings dem General die genaue Kenntniß jedes einzelnen Ordensgliedes erleichtern und ihn in den Stand setzen, durch diese Kenntniß alle nach seinem Willen zu lenken und nach seinen Absichten zu verwenden. Eine auf so despotischen Maaßregeln gegründete Regierung wird eine niemals ruhende Inquisition. Unter dem Scheine höchstmöglichster evangelischer Vollendung ist hier der Plan der Unterjochung und Einschüchterung versteckt, durch welchen der Despot, d. h. der General, die blinden Werkzeuge seiner Willkühr fester an sich kettet.

Die Vertheidiger der Jesuiten und diese selbst, entgegnen auf diese heftige Anklage: Nicht zum Erstenmale hat man aus dem Lobe und der Erhebung einer Gesellschaft die Herabsetzung der andern zu

bezwecken gesucht und dieselben Lehren bei einer Verbrüderung gelobt, während man sie bei einer ander auf das strengste tadelt.

Die Mittheilung der, an dem Nächsten wahrgenommener, Fehler ist fast in allen religiosen Ordensregeln enthalten. Im dreizehnten Kapitel der Constitutionen des Prediger=Ordens drückt sich der heilige Dominicus folgendermaßen aus: Jeder soll seinem Vorgesetzten anzeigen, was er an Anderen bemerkt hat, aus Furcht, daß demselben irgend ein Vergehen verborgen bleiben könne. Die Franziscaner waren schon vor der Stiftung der Dominicaner dieser Regel unterworfen. Im siebenten Kapitel der Constitutionen der Ersteren liest man: Keiner von uns darf sagen oder glauben, daß man nicht verpflichtet sei, die Fehler seiner Brüder dem Oberen, der Besserung herbeiführen soll, zu berichten, denn nach der Lehre des heiligen Bonaventura, nach der Ansicht aller Ordensmeister und des allgemeinen Kapitels ist es entschieden, daß eine solche Meinung eine höchst verderbliche sei, und den Orden, wie die klösterliche Zucht, zu Grunde richten müsse. Hier handelt es sich nicht um Sylbenstecherei, nicht darum, den Sinn zu erforschen, zu erläutern und anzugeben, in welchen Ausdrücken die Absicht des Gründers ausgesprochen sei. Die angeführten Texte sind buchstäblich citirt, wörtlich übersetzt; es läßt sich nicht leugnen, sie haben unter sich große Uebereinstimmung. Die Gegner des Ordens aber achten den Grundsatz und die Folgen, welche die Aufdeckung des innern Zustandes bei den Franziscanern und Dominicanern hat. Dasselbe Princip und dieselben Folgen aber bekämpfen sie auf das Aeußerste bei den Jesuiten.

Der Grund liegt auf flacher Hand; die Franziscaner und Dominicaner erweckten bei Niemandem Mißtrauen, sie hatten nur laue, höchstens eifersüchtige Gegner; sie erregten niemals Neid. Man ließ sie in Frankreich, Italien und Deutschland unbekümmert in ihren Klöstern sich ganz nach Gefallen zu ihrer Heiligung unter einander anklagen; ja man kannte nicht einmal ihre Vorschriften der Angeberei, bevor nicht die, über diesen Punkt angeklagten Jesuiten, zu ihrer Rechtfertigung die Ordens=Regel des heiligen Bonaventura und des heiligen Dominicus anführten. Nun wog man jedes Wort ab, untersuchte jede Silbe und erörterte jeden Satz. Die Unschuld der Franziscaner= und der Predigermönche, aber auch die Verdammlichkeit der Jesuiten mußte sich als nothwendige Folge dieser Vergleichung herausstellen.

Eine solche Ungerechtigkeit mußte indessen doch ein Ende gewinnen; vergleicht man die drei Texte mit einander, so ergiebt sich klar ihre Uebereinstimmung.

Ignatius entwickelt seine Vorschrift ausführlicher, indem er sich mehr auf die geistigen Wohlthaten, welche die Postulanten und Professen durch die größere Ausdehnung derselben ernten sollen, einläßt; aber er giebt ihr keine höhere Geltung und erhebt sie nicht zu einem Strafgesetze. Er geht noch weiter, er beschränkt die Vorschrift vielfach. Er will zuerst, daß man jeden Novizen frage, ob er diese Vorschrift eingehen wolle; er beabsichtigt allein nur das Glück des Einzelnen und die Heiligung der Novizen. Er verpflichtet streng den Oberen, dem eine Mittheilung gemacht wird, mit größter Genauigkeit die Umstände und den Charakter des Angebers zu untersuchen, nur väterliche Mittel, als Vorstellungen und genauere Ueberwachung, zur Bekehrung des Angeklagten anzuwenden. Körperliche Züchtigungen, Kerker, Fasten und Casteiungen, kommen durchaus nirgends in seinem Gesetzbuche vor; Loyola herrscht durch Vernunft, nie durch Einschüchterung.

Nachdem wir diesen ersten Einwurf beseitigt, was würde folgen, wenn wir die Frage im Sinne der Welt, welche auf den Angeber, oder Denjenigen, der Angeberei hervorruft, Schmach und Schande wälzet, auffaßten und erwiesen, daß dies bei den Jesuiten so viel verfluchte System in der Welt erlaubt und gang und gebe sei?

In den geheimen Gesellschaften, welcher die Gegner wohlweislich in ihrer Beweisführung nicht erwähnen, namentlich bei den Freimaurern, diesen Freiheitsfreunden und erklärten Gegnern des Jesuiten-Ordens, ist das Spioniren gesetzlich. Die Vehmgerichte des Mittelalters verurtheilten auf den Grund der Angeberei zum Tode; durch die Spionerie haben die Freimaurer eine lange Zeit hindurch sich eine Gewalt gesichert, welche heutigen Tages freilich Niemanden mehr blendet. Die geheimen Gesellschaften sind ohne alles Leben, seit man öffentlich und vor aller Welt Augen Verschwörungen anzettelt, aber in den Statuten der Freimaurerei ist das Spionierwesen noch geblieben, ja sogar in das System unserer Politik übergegangen.

Was sind denn die Tribünen in unsern Kammern und die Presse, diese beiden so weit hinschallenden öffentlichen Stimmen?

Das Mitglied einer berathenden Gesellschaft hat das Recht, die Staatsbeamten aller Klassen auf der Tribüne des Betruges, der Nach-

läſſigkeit, des Aufruhrs, der Verletzung der Geſetze zu denunziren; der Miniſter kann wiederum den Deputirten des Ehrgeizes und der Anzettelung des Aufruhrs anklagen. Welchen Leiden, welchen Erniedrigungen hat man ſich ausſetzen müſſen, um die Sache ſo weit zu treiben. Zu welchen niedrigen Handgriffen ſind dieſe, wie jene, nicht ſchon gezwungen worden.

Hier verführt man durch eine Summe Geldes die Treue eines Unterbeamten, ſetzt ſich in Beſitz von Briefgeheimniſſen, erlauſcht einen Blick, erſpähet einen Fehltritt, prüft eine Miene, und bauet nicht ſelten aus trügeriſchen Indicien, oder aus den, der unſittlichſten Quelle entfloſſenen Angebereien, eine förmliche Anklage auf.

Dort verfährt man offener; man erbricht die Wohnung des Deputirten oder des Bürgers; man wirft einen Späher-Blick in die Familienpapiere, oder in die Handſchriften des Individuums, bemächtigt ſich, ſelbſt auf der Poſt, der Briefe, die, im Glauben an öffentliche Verträge, einem Staats-Inſtitute anvertraut ſind, und dieſe Briefe werden nun in der Hand der Feinde Zeugen gegen den Angeklagten im Gerichte, und dennoch brandmarkt Niemand in unſern Tagen der Freiheit öffentlich ein ſolches Verfahren.

Heute wendet man es gegen dich an, morgen aber kannſt du es anwenden; das iſt die Hoffnung, die jede Zunge bindet, frei und offen über ein Prinzip zu reden, welches viel ſchlimmer iſt, als die Enthüllung unſeres Gewiſſenszuſtandes. Man hütet ſich weislich, trotz des von Loyola gegebenen Beiſpiels, dies Prinzip zuvor der Billigung derjenigen zu unterwerfen, die ſich demſelben unterziehen ſollen. In allen freien, d. h. conſtitutionellen Staaten, in Frankreich, England, Spanien, Belgien, den vereinigten Staaten (auch in den deutſchen Staaten, die eine Conſtitution angenommen), läßt ſich dies Prinzip, ſowohl in der mündlichen und ſchriftlichen Oppoſition, als auch in der, der Regierung ergebenen Preſſe, wahrnehmen. Ueberall nur — entgegnet man — wird dies Prinzip von einer Parthei, oder einer niedrigen Rach- und Ehrſucht verwendet. Es ſind indeſſen nur Einzelne, die ſich ohne allen innern Zuſammenhang den Handlungen eines andern Einzelnen anſchließen, deren Fehler, Irrthümer und Verbrechen nur dieſen zuzurechnen, und für welche nur ſie verantwortlich ſind. Die Jeſuiten hingegen haben, außer der chriſtlichen Vervollkommnung, einen bleibenden Zweck, ein gemeinſames

Interesse, und der Vorwurf, den man einem einzelnen Mitgliede machen darf, wird dadurch eine Anklage des ganzen Ordens.

Was das Angeben eigentlich so verhaßt macht, ist das Geheimniß, mit dem es sich umgiebt; sobald dieses Geheimhalten hinweg fällt, wird es ein Schutz für Alle und eine Bürgschaft, die jedes Mitglied freiwillig dem anderen leistet; es folgt also, daß in den Klöstern dieses, in der Welt vielmal angewendete Prinzip, und zwar mit Recht, für die Heiligung eines Einzelnen benutzt werden darf, der sich freiwillig einem solchen Gesetze unterwirft.

Ranke *) zeigt sich in seiner Geschichte des Pabstthums, obgleich er Protestant ist, weniger eingenommen und ungerecht, als viele Katholiken, er sagt:

Eigenthümlich ist ihm, (dem Jesuitenorden), daß er dabei auf der einen Seite eine individuelle Entwickelung nicht allein begünstigt, sondern fordert, und auf der andern völlig gefangen nimmt und sich zu eigen macht; daher werden alle Verhältnisse Persönlichkeit, Unterordnung, wechselseitige Beaufsichtigung. Dennoch bilden sie eine sterng geschlossene, vollkommene Einheit; es ist in ihnen Nerv und Thatkraft, eben darum haben sie die monarchische Gewalt so stark gemacht, sie unterwerfen sich ihr ganz, es wäre denn, deren Inhaber fiele selbst von dem Princip ab.

Ein sechster Einwurf ist allein von Seiten Frankreichs erhoben. Warum, fragt man, findet sich unter den zwanzig Generälen, die die Gesellschaft Jesu regiert haben, nicht ein einziger Franzose? Einige halten dies für eine Beleidigung der Franzosen, andere aber leiten daraus manche Vorwürfe her, deren wichtigste wir hier aufführen wollen.

Das Fundamentalgesetz des Ordens — sagt man — steht allewege mit der königlichen Gewalt im Widerspruche. Es ward also unmöglich, die Regierung des Ordens einem Franzosen zu übertagen, der, obgleich Jesuit, in gewissen Verhältnissen immer seines Vaterlandes eingedenk bleiben wird. Im Herzen jedes Franzosen ist immer

---

*) Geschichte des Pabstthums von L. Ranke, Professor der Universität zu Berlin, Theil I. pag. 222.

noch ein wenig von dem Sauerteige der Unabhängigkeit, immer noch ein Körnlein Freiheit, welches sich einmal mit der Allgewalt des Pabstes, dann aber auch nicht mit der Macht, welche die Constitutionen dem General übertragen, vereinigen läßt.

Die Italiener selbst nennen den ersteren den weißen, den zweiten den schwarzen Pabst zu Rom. Beide üben auf den Orden einen wesentlichen und thätigen Einfluß, und durch den Orden erstreckt sich dieser Einfluß wiederum auf alle Nationen. Sollte die Behauptung zu gewagt sein: diese eben angeführte Bemerkung, in Verbindung mit der Ansicht, die der französische Charakter dem Italiener eingeflößt, mußte sich mächtig gegen jeden Franzosen erheben, wenn der Tod eines Generals die Wahl-Urne auf das Neue öffnet? Man hat, gleichviel, mit Recht, oder mit Unrecht, die Franzosen der Unbeständigkeit in ihren Bestrebungen, des Leichtsinns nnd der Aenderungssucht, selbst in den ernstesten Angelegenheiten, angeklagt, wodurch sie in ihrem lebhaftem Temperamente zu gefährlichen Mitgliedern politischer Orden oder religioser Gesellschaften werden. Die Italiener hingegen, vorzüglich die Römer, sind ernst; aber dieser Ernst hat seinen Sitz mehr in den Gesichtszügen, als in der Gesinnung; sie halten sich für bedacht, weil sie langsam sind, für gewandt, weil sie nur auf ihren Vortheil denken; die Wahl des Generals geschieht in Rom, unter dem Einflusse des Pabstes, und zwar von Geistlichen, die größtentheils in Italien, Spanien, Deutschland und den Niederlanden geboren sind, Ländern, welche sämmtlich die Oberhoheit des Pabstes aneekennen; daher wurden und werden die Franzosen stets von der Wahl zum Generale ausgeschlossen bleiben.

Der Orden der Jesuiten, antworten seine Vertheidiger und seine Mitglieder, ist weder zum Nachtheile eines, noch zum Vortheil eines anderen Volkes insbesondere errichtet. Durch seine Constitutionen ist er verpflichtet, für das Wohl und das Heil aller Menschen zu wirken. Seine Grundsätze laufen daher den Gesetzen des Königreichs Frankreich eben so wenig zuwider, als sie die Gesetze anderer Völker besonders begünstigen. Ignatius berief aus allen Nationen Priester für seinen Orden. Sollte es nicht wenigstens schon befremden, annehmen zu wollen, die tiefe Einsicht des Ordens schlöße thatsächlich selbst die Hilfsmittel aus, welche zu verwenden die Klugheit ihm zur unerläßlichen Pflicht mache? Als der Orden der Jesuiten gegründet ward, stand Frankreich schon an der Spitze der Bildung. Seine Könige, seine

Universitäten wendeten die höchstmöglichste Aufmerksamkeit und Gnade auf die Erleuchtung des wissenschaftlichen und künstlerischen Gebietes.

Franz I. herrschte in Frankreich mit diesen Worten ist Alles gesagt.

Es liegt eine Ungerechtigkeit in der Behauptung: die Constitutionen des Ordens widerstreiten alten französischen Gesetzen und seien in diesem Sinne abgefaßt. Man hätte sich dadurch ja den Eingang in das schönste und reichste Königreich selbst freiwillig verschlossen. Ignatius war weit davon entfernt und man muß einräumen, daß seine Nachfolger nicht minder durchdringenden Verstand gezeigt, als er selbst.

Der französische Charakter mag so gut, wie der Charakter aller anderen Nationen seine Fehler haben, aber diese Fehler, welche, wenn man sich ihrer zu bedienen weiß, heilbringend wirken können, können nie in Voraus in Anschlag gebracht werden. Der heilige Stuhl und der Orden der Jesuiten haben stets, wenige, von der Geschichte zu berichtende Irrungen ausgenommen, in völligen Einverständnisse gelebt; aber sollte zufällig die französische Geistlichkeit und deren Bischöfe diese allgemein anerkannte Uebereinstimmung zu stören bedacht gewesen sein? Hat nicht in Frankreich die Kirche die wohlverstandenste Verehrung die muthigste Vertheidigung ihrer Rechte und die kindlichste Anhänglichkeit gefunden?

Eine stillschweigende, die Ausschließung der Franzosen bezweckende, Uebereinkunft, hat nie zwischen Rom und den Jesuiten stattgefunden.

Aber entgegnet man: weshalb ist denn nie ein Franzose zum General erwählt, da doch Frankreich dem Orden die ausgezeichnetesten Mitglieder lieferte und den Ruhm des Ordens begründete?

Auf diesen Einwurf antworteten die Freunde des Ordens: der Vater des Orden war ein Spanier, seine Mutter die Universität Paris; sie hatte Loyola, Xavier, Lahnez, Lefèvre, Salmeron, Lejay, Codure, Brouet, Rodriguez, Bobadilla und fast alle, die zuerst zur Fahne Jesu schworen, mit der Milch ihrer Wissenschaft genährt. Die Mutter aber ward eine Stiefmutter, welche, um den, an ihrer Brust erzogenen, geistlichen Orden nicht als Kind anzuerkennen, sich in allen möglichen Spitzfindigkeiten und Aufsuchung aller möglichen Hindernisse erschöpfte.

Diese Zwistigkeiten, deren augenfälliges Ziel französische Ehrsucht

war, und deren wirklicher Beweggrund aus einer nicht erhabenen Ideenquelle entsprang, hinderten die Fortschritte des Ordens in diesem Königreich. Der Orden besaß in Frankreich nur einige Collegien und wenige Profeßhäuser und über dies wurden diese Collegien und diese Häuser stets mit der Sorbonne, der Universität und den Parlamenten in Streit verwickelt, welche, bald von natürlicher Ungerechtigkeit geleitet, bald von neidischer Heftigkeit getrieben, niemals es so weit brachte, eine rechtsbeständige Gesetzgebung für die Jesuiten zu erlassen.

Dieser schwankende Zustand, der durch tausend sich widersprechende Erlasse erwiesen wird, schadete der Entfaltung des Ordens Jesu in diesem Lande. In den General-Versammlungen, in denen das Oberhaupt erwählt wird, blieben die Stimmen, über welche Frankreich gebieten konnte, in der Minorität, denn die Zahl der Provinzen bestimmt die Zahl der Wähler. Als der Orden nicht mehr den Stürmen, welche die scholastische Theologie und die Richterstühle gegen seine Wiege geschleudert hatten, ausgesetzt war; hatte er sich schon dermaßen in den katholischen Staaten ausgebreitet, daß Frankreich niemals eine Stimmenmehrheit erreichen konnte. Ohne uns indessen hier auf eine Untersuchung der Charakterverschiedenheit der Nationen einzulassen und, ohne den größern, oder geringen Ernst eines oder des andern Volks abzuwägen, muß hier gerechter Weise angeführt werden, daß die Italiener mehr als einmal nahe daran waren, von einem Franzosen beherrscht zu werden.

Schon im Jahre 1547, zu Loyola Lebenszeit, ward der Pater Frusis geboren zu Chartres, zu dem wichtigen Amte eines General-Secretairs berufen.

Der erste im Jahre 1552 ernannte Provinzial von Italien war Pasquier-Brouet; der erste Rector des römischen Collegiums: Jean Pelletier. Der Pater Olivier Manare, Doktor der Pariser Universität, wurde im Jahre 1580 durch die Professen Roms für die durch den Tod des Eberhard Mercurian eingetretenen Vacanz des Generallates zum General-Vicar erwählt. Der Pater Claudius Aquaviva hatte gleiche Stimmen mit ihm und wurde nur durch das Loos General.

Im Jahre 1649 ernannte der General Vinzent Caraffa auf seinem Todbette den Pater Florent de Montmorency zum Generalvikar. Selbst in unsern Tagen, im Jahre 1829, schwankte zwischen dem Pater Rosaven, geboren zu Quimper in der Bretagne und dem

jetzigen Generale, dem Pater Johann Roothaan die Generals-Wahl.

Es läßt sich also durchaus keine absichtliche Ausschließung der Franzosen annehmen, da sie zu allen Zeiten die wichtigsten Aemter im Orden bekleideten und vorzugsweise die wichtigsten Aufträge empfingen.

Siebentens hört man den häufigen Vorwurf: woher kommt es, daß der einzelne Jesuit stets als ein liebenswürdiger, durchaus gebildeter, menschenfreundlicher Mann erscheint; woher, daß die Jesuiten als Verein ein Gegenstand des Abscheues sind? Persönlich betrachtet, kann man dem Jesuiten weder Tugenden noch Talente absprechen, die Anerkennung verdienen. Im Verein aber dienen diese übel angewendeten auf einen falschen Standpunkt erhobenen Tugenden und Talente nur dazu, die Ruhe der Welt zu stören; es muß also, auf dem Grund und im Innern des Ordens eine verborgene Verderbtheit, eine Art Gift, liegen, welches die besten Charaktere überwältigt.

Der Orden und seine Freunde heben diesen Einwurf folgendermaßen: Die Welt kennt größtentheils die Grundsätze und die Regeln des Ordens nur vom Hörensagen, ohne Ueberlegung, auch ohne bösen Willen, schenken sie den Anklagen der Gegner, welche unter allerlei Formen stets wiederholt werden, endlich Glauben; zumal die Gegner behaupten, alle diese Anschuldigungen seien nothorisch erwiesen. Der von Ignatius gestiftete Orden, so behaupten sie, will die Welt beherrschen, er hat sie beherrscht durch die Macht der Verstellung und hofft durch Ränke wieder seine Gewalt zu erwerben

Um den gegen Priester, besonders aber gegen Jesuiten geschleuderten Verläumdungen, namentlich bei den Ununterrichteten Glauben zu verschaffen, bedarf es überall in der Welt keines Beweises. Die Zuversicht, mit welcher man zur Vorlegung solcher Beweise sich bereit erklärte, ohne sie jedoch jemals geliefert zu haben, lullt das leichtgläubige Gewissen ein; man beurtheilt den Orden nach dem Bilde, das die Einbildungskraft, ohne alle Wahrheit, von ihm entworfen hat — und dieses Urtheil ist gleich einem Tropfen Oeles, der ununterbrochen sich ausdehnend das ganze Tuch beschmutzt, auf welches er gefallen ist. Selbst dann, wenn man sich zu diesem Urtheil hat verleiten lassen, muß man bei näherer Bekanntschaft mit einem Jesuiten gestehen, nicht alle seien Heuchler und Ränkeschmiede. In der Regel hilft man sich in diesem Falle dadurch, den persönlichen Bekannten zu einer Ausnahme von der Regel zu machen; dieser, so sagt man, ist ein achtbarer Mann,

dem die Oberen das eigenthümliche Geheimniß des Ordens nicht anzuvertrauen wagten. Diese Erfahrung wiederholt sich an allen Orten und zu allen Zeiten; der General, wie der letzte Laienbruder, haben sie gemacht *).

Jeder Jesuit findet in der Familie, mit der er bekannt geworden einige Herzen, die die persönlichen Eigenschaften würdigen und seinem Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und dennoch sollen diese Tugenden, welche in dem Einzelnen, selbst von der Welt als Tugenden anerkannt werden, vereinigt mit andern gleichen Tugenden, nichts als Irrthum und Laster verbreiten? — Wäre dies wahr; so wäre jede menschliche Vereinigung zu verwerfen, man dürfte nicht mehr auf Verbreitung des Christenthums — welches die Menschen zu Brüdern einer Familie machen will, — noch an die Erhaltung der Staaten, noch an die Errichtung von Handelsgesellschaften denken. Nach dem Urtheile jedes Einzelnen, der mit einem Jesuiten bekannt war, ist dieser Jesuit ein umsichtiger Priester und ein liebenswürdiger Mann. Dieser Mann tritt in seinen Orden zurück, er untersucht mit seinen Brüdern die Pflichtenlehre, er lernt in der Uebung des Gehorsams die Leitung der Herzen, er betet, er unterrichtet und bereitet sich in stiller Abgeschiedenheit durch Studien vor, ein christlicher Redner ein Missionar, oder ein Weiser zu werden. In dieser Verbrüderung, in der nichts mehr und nichts weiter betrieben wird, soll nun der an sich gute Jesuit, so setzt man voraus, ein Nichtswürdiger und Verführer durch den Gemeingeist des Ordens geworden sein.

Dieser Widerspruch ist zu schlagend, aber Niemand kann seine Existenz bezweifeln. Er ist ein überall verbreitetes Vorurtheil, das selbst die klarsten Vernunftbeweise nicht zu zerstören vermochten. Man sieht sich gezwungen, dem Guten, das durch einzelne Bekannte gestiftet ward, und dessen Erfolge man nicht leugnen kann, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, aber, auf daß die alte Sünde auch ihr Recht behaupte, schließt man von dem erkannten persönlichen Guten auf ein allgemeines Böse, das man selbst nie erfahren. Man rechtfertigt sich in seiner Ungerechtigkeit und sucht sein Gewissen zu beschwichtigen, indem man, es der Zeit überläßt, den begonnenen Anklage-Prozeß zu entscheiden.

---

*) Die in Berlin erschienene Schrift der Jesuit Affennaer liefert einen sprechenden Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung, der kurzsichtige Verfasser wählt Eugen Sues Roman zur Quelle seiner historischen Angaben.

Der Uebersetzer.

Aber, so sagen ferner die Gegner des Ordens, weshalb hat der Orden sich öffentlich einen so prunkhaften Namen gewählt? Jesuit heißt Gefährte, Genosse Jesu; liegt nicht in diesen Namen eine zu stolze Anmaßung? Die religiösen Orden nannten sich bescheiden nach ihren Stiftern. Die Kinder des heiligen Franciskus von Assisi nennen sich Franciskaner; die Anhänger des heiligen Dominikus Dominikaner; die Nachfolger des heiligen Benedikts, Benediktianer; die Schüler des heiligen Franz von Paula, Minoniten und die Schüler des heiligen Philippus von Neri nennen sich die Väter des Bethaufes; das sind ihre Titel.

Nicht einem einzigen dieser Orden ist eingefallen, sich einen Titel, der sich einer Vereinigung mit Christo rühmt, beizulegen. Keinem ist es beigefallen, den ehrgeizigen Wahlspruch Jesus hominum salvator (wahrscheinlich nur durch die Jesuiten), welchen sie überall in dem monogramme I. H. S. prangen lassen, beizulegen. Die alten Innungen waren in dem erwählten Namen selbst demüthig; weshalb sind die früheren sogenannten Jesuiten nicht wie die Parlamente und Universitäten, diesem Beispiele gefolgt? Der Orden und seine Vertheidiger entgegnen hierauf, daß das Volk in seiner Gewohnheit, alle Namen abzukürzen und sie nach seiner Weise zu ändern, die Ordensmitglieder zuerst Jesuiten genannt habe. Einige wollen sogar behaupten, die Protestanten haben sich dieses Ausdruckes zuerst bedient, um dadurch auf eine spöttische Weise die Schüler Loyolas zu bezeichnen. Calvin stellt sie in seinen Institutionen der christlichen Religion*) ganz gleich mit den „Annabaptisten" und solchem „Lumpengesindel". „Ich spreche," sagt er, „von einigen Annabaptisten und hauptsächlich von denjenigen, welche gerne sich Geistliche nennen lassen, und ähnlichem Lumpengesindel, als da sind die Jesuiten und andere Sekten". Diese Stelle im Calvin und die Pariser Parlaments-Register vom Jahre 1552, enthalten zuerst schriftlich diese den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu gegebene Benennung. Man trifft in den Briefen und Streitschriften der Protestanten sehr häufig auf diesen Namen, nie aber befindet er sich in den, den Orden betreffenden päbstlichen Bullen, noch in den Constitutionen, oder in den Schriftstellern des Ordens selbst. Nur die Feinde des Ordens

---

*) Institution de la religion chrétienne liv. III. §. 11. pag. 25. à Geneve chez Crespin 1560.

haben ihn gebraucht; er rührt also nicht vom Orden her, der sich seiner weder öffentlich, noch in seinen innere Angelegenheiten je bedient hat; sondern man hat ihm denselben aufgeheftet, er hat sich darin gefügt. Sieht man ihre Werke, ihre Briefe, ihre Verzeichnisse durch, so trifft man dieselbe Formel und dieselbe Antwort überall: sie gehören zu der Gesellschaft Jesu.

Was unwidersprechlich diese Behauptung unterstützt, ist die Thatsache, daß die Benennung Jesuiten in den ersten Jahren des Ordens nicht in allen Ländern, wo sie Niederlassungen hatten, gebräuchlich war. In Portugal nannte das Volk sie Apostel; in Spanien waren sie bekannt unter dem Namen Theatiner, Ignatier, oder Innigisten; Niemand kannte den Namen Jesuiten. Die vorgebrachte Beschuldigung fällt also in sich selbst zusammen.

Wenn aber die Ordensglieder sich selbst so genannt hätten, könnte man daraus ihnen den Vorwurf des Stolzes oder der Anmaßung machen?

Schon zweihundert Jahre vor ihrer Entstehung hatte sich auf Antrieb des heiligen Johannes Colombinus ein Orden gebildet, dessen Mitglieder sich Jesuaten nannten, was mit Jesuiten völlig gleichbedeutend ist, da die Verschiedenheit des einen Vokales durchaus keine Verschiedenheit in der Bedeutung des Ausdruckes bewirkt. Weder die Kirche, noch die Welt, hat jemals die Jesuaten getadelt, weil sie sich eine Benennung zugeeignet, die allen Christen zusteht. Mit welchem Rechte macht man nun den Jesuiten eben dasselbe zum Verbrechen? Warum hat man niemals den, von einem Franzosen, Johannes von Matha, gestifteten Orden der Trinitarier, diese anmaßende Benennung vorgeworfen, welche, um uns der Worte der Gegner zu bedienen, sich von demüthigen Klosterbrüdern zu Genossen der heiligen Dreieinigkeit machten?

Die Jesuiten wären also hienach anspruchsloser, als ihre Vorgänger, und dennoch sind es nur die Jesuiten, die man dieserwegen anklagt.

Die gallikanische Kirche hat durch den Mund eines ihrer größten Redner dem Orden wegen dieser Anklage für alle Jahrhunderte Gerechtigkeit widerfahren lassen. Bossuet *) wendet sich am Ende seiner

---

*) Oecuvres de Bossuet tit. IV pag. 459 ed. de 1772.

dritten Predigt, am Feste der Beschneidung, an den Orden der Jesuiten, und ruft ihm zu:

„Und du, berühmte Gesellschaft, die du nicht eitel den Namen Jesu trägst; die du aus Gnaden zu dem großen Amte berufen bist, die Kinder Gottes von ihrem zartesten Alter bis zur Reife des in Jesu Christo vollkommenen Mannes zu führen, die du von Gott jetzt, in der letzten Zeit, Lehrer, Apostel und Evangelisten empfangen, auf daß durch dich die Herrlichkeit des Evangeliums auf der ganzen Erde, bis in die unbekanntesten Länder, strahle; werde nicht müde, deiner heiligen Stiftung gemäß, alle Gaben des Geistes, der Beredsamkeit, der Bildung und der Wissenschaft zu verwenden; auf daß du aber dies große Werk besser noch vollbringen mögest, empfange zugleich mit dieser Versammlung, als Zeugniß der ewigen Liebe, den Segen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes *)".

Weshalb, fragt man endlich sechstens, steht sich die Gesellschaft Jesu so vortrefflich mit jeglicher weltlichen Regierung, gleichviel, auf welcher Regierungsform sie gegründet sei?

Sogut der Orden, gegründet von einem Manne, der dem Despotismus aus allen Kräften zugethan war, den er jedoch unter die Schutzwache des Himmels zu stellen wußte, bald der Schützling, bald der Freund, bald der Rathgeber legitimer Könige war, eben so gut wußte er dennoch mit Usurpatoren, ja sogar mit demokratischen Regierungen im Einverständnisse zu leben. Diese Fertigkeit, sich in jede Umwälzung zu fügen, — was die Jesuiten zu ihrem Vortheil prächtig verstehen, — setzt eine Verleugnung wirklicher Gesinnung voraus, aber — so fragt man — ist eben diese Verleugnung nicht ein verborgener Fallstrick?

Der Orden ist überzeugt, daß er allein die Erziehung der Jugend verstehe; mögen nun die Völker von der unbeschränkten Gewalt eines Einzigen, oder von der gesetzlichen Willkühr Mehrerer, was man in unsern Tagen constitutionelle Freiheit heißt, regiert werden, was kümmert das die Gesellschaft Jesu? Sie dringt in das Herz eines Reiches

---

*) Der Verfasser hatte, wie sein Neffe, der Abt Bossuet, in einer Anmerkung zu dieser Stelle sagt, statt: celèbre compagnie, zuerst sainte compagnie geschrieben, später aber das celèbre gewählt.

durch die Kinder, sie behauptet sich in demselben durch die Jünglinge, die sie gebildet, und ist in der dritten Generation durch ihre Geduld und den Glauben an ihre Fortdauer, Herrscherin aller Geister geworden. Das Ziel des Ordens liegt klar vor Augen; sind aber auch die Mittel zur Erreichung desselben erlaubt? Wir halten sie keineswegs dafür, sagen seine Gegner.

Die Jesuiten haben viel zu viel die Hand in den öffentlichen Angelegenheiten gehabt, um sich nicht eine eigene Ansicht und ein politisches Gewissen erworben zu haben. Wie kommt es doch, daß sie sich allen Partheien zum Dienste anbieten, und daß sie für die Erziehung Spaniens unter Philipp dem Zweiten und zur Erziehung der Jugend unseres neunzehnten Jahrhunderts gleich geschickt sein wollen?

Wie fangen sie es an, die Theorien unserer Tage mit ihren früheren Ansichten in Uebereinstimmung zu bringen? Wie bringen sie die Freiheit des Gedankens und des Wortes mit dem Verstummen, das die Constitution des Ignatius so dringend empfiehlt, und das, nachdem es den Novizen als Regel gedient, nun auf dem Lehrstuhle sich geltend macht, den dieser Noviz als Prediger oder als Professor betritt, in Uebereinstimmung? Eine so völlige Umgestaltung scheint uns unmöglich. Es folgt hieraus, daß die Jesuiten, wenn sie wirklich einst eine gute Seite gehabt, selbst nützlich, vielleicht gar nothwendig waren, für unsere Zeiten nicht mehr passen, denn die Jahrhunderte sind Strömungen, die nicht zu ihren Quellen wiederkehren.

Wir untersuchen hier die Dienste nicht, welche der Orden der Welt und der Religion geleistet haben könne, diese Dienste sind ihnen vergolten durch Reichthümer und die Uebermacht, deren sie genossen. Die Päbste, die Könige und die Obrigkeiten glaubten in völliger Uebereinstimmung mit einander, einen Orden aufheben zu müssen, der durch seine Macht Gefahr brachte. Sie haben es gethan; das gegenwärtige Geschlecht leistet sich Bürgschaft für diesen großen Akt.

Die Jesuiten sind todt; sie können nicht unsere Gesetze und unsere neuen Bedürfnisse begreifen. Ihre Constitutionen sind in keinem wesentlichen Punkte zu verändern, und diese wesentlichen Punkte selbst stehen unsern Grundsätzen, unsern Vorurtheilen, wenn man will, auf das Feindlichste entgegen. Die Welt geht einem neuen Zeitalter entgegen. Was suchen die Jesuiten bei dem Hasse, den sie einmal auf sich geladen, einem todten Leichname künstliche Lebensregung zu geben? Ihr General Ricci sagte zum Pabste Clemens dem Vierzehnten:

„sie sollen sein, wie sie sind, oder nicht sein" (sint ut sunt aut non sint); wir haben bewiesen, daß sie nicht mehr sein können, was sie waren, sie müssen sich also darin ergeben, nicht mehr zu sein.

Dieser Vorwurf, antworten die Vertheidiger der Gesellschaft Jesu, enthält einen Schein von Wahrheit; er dringt in das sittliche Bewußtsein und verletzt die innere Freiheit, das höchste Gut des Menschen, auf Erden, aber wir fürchten dennoch nicht, ihm offen die Stirne zu bieten.

Zuvörderst wollen wir nur bemerklich machen, daß der erste Theil dieses Vorwurfes im schneidendsten Widerspruche mit dem zweiten stehet. Man giebt zu, daß die Jesuiten wirklich seit dreihundert Jahren von einem so höchst verständig gelenkten Geiste sich haben leiten lassen und dadurch alle Stürme beschwichtigt; man stellt sie uns während dieser verschiedenen Epochen als die Lieblinge und Rathgeber der Könige und der Regierungen dar, die durchaus von verschiedenen Prinzipien bestimmt werden; unter so mannigfaltigen Verfassungen schreitet der Orden durch alle Klippen der Politik, ohne auch nur im mindesten der Gefahr eines Schiffbruchs ausgesetzt zu sein; plötzlich aber ändert sich die Ansicht mit dem neuen Ideenkreise: Die Jesuiten, welche mit Philipp dem Zweiten, Heinrich dem Vierten, Ludwig dem Vierzehnten, mit der Kaiserinn Maria Theresia, mit Katharina von Rußland und Friedrich dem Zweiten von Preußen, dem Großen *), sich so wohl zu stellen wußten; diese Jesuiten, die noch heute in dem besten Einverständnisse mit den Nordamerikanischen Freistaaten und vielen Cantonen der Schweiz leben, werden verdammt,

---

*) Die kurzsichtigen Menschen, sagt der große König, vertilgen die Füchse, welche sie bisher gegen die Wölfe schützten, und sehen nicht ein, daß sie selbst nun bald gerade von diesen Wölfen werden zerrissen werden. An seinen Geschäftsträger in Rom schrieb er: Sie werden jedem erklären u. s. w., daß ich fest entschlossen bin, die Jesuiten, so wie sie bis jetzt gewesen, auch fernerhin in meinen Staaten zu erhalten. Ich habe in dem Vertrage von Breslau die in Schlesien bestehenden Verhältnisse der katholischen Religion garantirt, und seitdem nirgends bessere Priester gefunden, als die Jesuiten sind u. s. w. Sie werden, fügt der große König mit launigem Witze hinzu, den Römern bemerken, daß, da ich zu der Klasse der Ketzer gehöre, der heilige Vater mich auch weder von der Verbindlichkeit, mein Wort zu halten, noch von den Pflichten eines ehrlichen Mannes und Königs dispensiren könne. Der Uebers.

weil sie mit den constitutionellen Verfassungen unserer Tage unmöglich bestehen können.

Wäre diese Unverträglichkeit eine wirklich vorhandene, so würde nicht der Orden, vielmehr das Repräsentativ-System zu beklagen sein, denn die Freiheit, die dieses auf Zins ausbietet, ist entweder eine trügliche Lockspeise, oder eine Wirklichkeit und Wahrheit. Ist die von dem Repräsentativ-System ausgebotene Freiheit, Wahrheit und Wirklichkeit, was hat die Regierung von einer Stiftung zu fürchten, die allem in sich selbst Kräftigen Kraft zu leihen vermogte.

Wie aber, weil es einigen Jansenisten, weil es der Madame Pompadour, den Parlamenten und den von philosophischem Weihrauch schwindelnden Ministern in den Sinn kam, sich gegen einen berühmten Orden zu verschwören, weil ein Pabst, bestürmt von Bittschriften aller Art, endlich sich dazu verstand, die Kirche ihrer besten Stützen zu berauben, muß deshalb der Orden sich selbst zum Stillschweigen und zur Vernichtung verdammen? Darf er nicht mehr existiren, da alle jene Systeme, alle jene geistliche Gewalt, alle jene Herrschaften der Erde, alle jene Dynastien, welche ihn vernichten zu müssen glaubten, wenige Jahre nachher unter den Streichen einer Revolution, die ihre eigene eitele Sorglosigkeit vorbereitete, ins Grab gesunken sind? Der Sturm jener Tage hat alle alte Herrlichkeit verweht; nur die Gesellschaft Jesu war stärker als die Gewalt dieses Sturmes.

Die Erlasse der Parlamente, die Decrete Spaniens und Portugals, das Breve Clemens des Vierzehnten, sind vernichtet, die Ersteren durch neue, mehr dem Charakter der Völker entsprechende Gesetze, das Letztere durch eine Bulle des Nachfolgers jenes Pabstes *).

Die französische Revolution hat die alten Parlamente hingerafft; sie hat durch ein neues Gesetzbuch Alles vernichtet, was jene stipulirt; ihre Nachfolger sollten von ihr nicht den Haß als eine Verlassenschaft übernehmen. War überall deshalb eine Revolution ins Le-

---

*) Breve heißt das von dem Pabste ohne Berathung mit dem Cardinals-Collegium erlassene Reskript; es verhält sich dasselbe zu einer Bulle, welche das Gepräge eines allgemeinen Beschlusses der katholischen Kirche trägt, ganz so, wie der Kabinets-Befehl eines constitutionellen Monarchen zu dem von der Regierung proklamirten Gesetze. Der Uebers.

ben gerufen, um eine neue Art von Despotie aufzurichten, oder: um eine Regierung zu gründen, die das Gesetz leitet? Trotz einiger, das Gegentheil andeutenden, Fälle, glauben wir dennoch, daß die Revolution nach Gerechtigkeit strebte. Die Jesuiten, behauptet man, sind unvereinbar mit den Ideen unserer Tage; sie stehen in schroffer Feindschaft mit den Grundsätzen und Vorurtheilen der Gegenwart; wer, fragen wir, beweiset dies, dieselben Personen, welche zugleich auch behaupteten, die Jesuiten wüßten sich aufs Beste mit jeder Regierungsformel zu vertragen? Ei nun, antwortet man, das ging ehemals, heut zu Tage aber ist die Sache eine andere. Worauf begründet man diese Behauptung? sie ist unmöglich zu verstehen! Die Jesuiten haben die Spanier zur Zeit Philipps des Zweiten erzogen; sie leiteten die Bildung der Franzosen im siebzehnten Jahrhundert, die Bildung derer, die sich im achtzehnten Jahrhundert im Guten, wie im Bösen, glänzend ausgezeichnet haben.

Sie gaben ihnen Sitte und Erziehung, welche im Einklange mit der Sitte und dem Gesetze ihres Zeitalters standen; freilich aber, darauf waren sie nicht bedacht, Rechtskundige und Tagesmänner zu bilden. Hierin aber liegt eine neue Gewähr ihrer Ehrfurcht vor bestehenden Regierungen.

Sie zeigen sich dem Lande und den Fürsten, welche sie aufnehmen, aufrichtig zugethan; ihr eigenes Heil gebietet es ihnen; weshalb also fürchtet Ihr, die ihr euch die Gebieter der Zukunft nennt, daß sie sich nicht unter eurer Herrschaft zu fügen verstehen?

Voltaire dachte von ihnen wahrlich gerechter. Am siebenten Februar 1746 schrieb er: was habe ich während der sieben Jahre, die ich in dem Hause der Jesuiten verlebte, bei ihnen gesehen? Ein thätiges, mäßiges, mit vielen Beschwerden verbundenes Leben; alle ihre Stunden waren gemessen, theils für ihre Schularbeiten, theils für die Arbeiten, welche ihnen ihr strenger Orden auferlegte. Ich nehme tausend und abermal tausend Menschen als Zeugen, die, wie ich, bei ihnen erzogen worden. Ich komme nicht aus meinem Erstaunen, daß man sie einer verderblichen Sittenlehre beschuldigen will *).

---

*) Ich kann behaupten, fährt Voltaire fort, daß nichts Widersprechenderes, nichts Ungerechteres, Schändlicheres und die menschliche Natur Entehrenderes gefunden werden könne, als daß es wirklich Menschen giebt, welche solche Männer einer lockern Sittenlehre zu beschuldigen suchen. Der Uebers.

Baco, das umfassendste Genie Englands, war Protestant, aber ein zu eminenter Kopf, um nicht billig zu sein. Er schreibt in seinem Werke: de dignitate et augmento scientiarum: Das Schönste, was das Alterthum in seiner Erziehung hatte, haben gewissermaßen die Jesuiten in ihren Collegien wieder eingeführt. Ich kann den Fleiß und die Fähigkeit dieser Lehrer, den Geist und die Sitte der Jugend zu bilden, nicht ins Auge fassen, ohne mich des vom Agesilaus über Pharnabazes geäußerten Wortes zu erinnern: „Da du bist wie du bist, warum bist du nicht einer von den unsern" *).

Die wesentlichen Punkte der Constitutionen sind nichts anderes, als die Lehren des Evangeliums, angewendet auf den Endzweck, den die Gesellschaft Jesu sich vorgesetzt, und dieser Zweck ist kein anderer, als Vollendung eines Mitgliedes durch die übrigen.

Was die Nebenartikel betrifft, so drückt Loyola, das ist nicht zu leugnen, überall die Absicht aus, seine Schüler nach Uebereinstimmung trachten zu sehen, nicht nur in äußeren Dingen, sondern auch in der Denkweise selbst; indeß fügt er im ersten Kapitel des achten Abschnitts der Constitutionen hinzu: soweit Verschiedenheit des Orts und der Zeit dies gestatten.

Das Evangelium, d. h. die Religion Jesu Christi, hat seit tausend achthundert und fünfundvierzig Jahren neben allen möglichen Regierungs-Formen bestanden. Diese Religion lebte in den absolutesten Monarchien eben so erfolgreich, als in jenen Freistaaten, die der Entwickelung der Volksherrschaft am günstigsten waren. Sie erhielt sich in allen Revolutionen und ertrug deren Gewaltstreiche; erlag die Staatsgewalt endlich dem Kampfe und gab ermüdet ihre Herrschaft auf, dann war sie es, die unter der neuen Herrschaft nicht müde ward zu lehren, zu trösten und zu beleben.

Die Gesellschaft Jesu nimmt in ihren Schooß Brüder aus allen Landen der Welt auf und dies verpflichtet sie, ein Gesetzbuch anzuneh-

---

*) Consule, Scholas Jesuitarum! ist eine seiner Lieblings-Sentenzen. Die oben angeführte Stelle heißt im Originale: „quae nobilissima pars primae disciplinae revocata est aliquatenus quasi postliminio in Jesuitarum Collegiis quorum cum intueor industriam solertiamque, tam in doctrina excolenda, quam in moribus informandis, illud occurrit Agesilai de Pharnabazo: Talis cum sis, utinam noster esses! Ad paedagogicam quod attinet (fügt er hinzu), Brevissimum foret dicta: Consule Scholas Jesuitarum! Nihil enim, quod in usum venit, his melius". Der Ueberf.

men, das nach Einheit strebt. Sollte der Orden sich nicht eben so gut, als die Kirche, und gerade in derselben Weise, wie diese, allem politischen Wechsel anschmiegen können; er, der so gut verstand, sich mit den Regierungs-Formen früherer Zeiten zu einigen?

Niemandem ist es bis auf diese Stunde noch in den Sinn gekommen, in die Kriegsheere das Repräsentativ-System einzuführen.

In diesen ist die Gewalt eine monarchisch unumschränkte, und dennoch haben sowohl die alten Freistaaten, wie diejenigen, die unter unseren Augen existiren, ihre Krieger an eben so strenge Mannszucht gewöhnt und eben so tapfere Soldaten, als die Alleinherrscher.

In einem republikanischen Staate, d. h. in einer Regierungsform, wo selbst das Recht auf höchste Gewalt frei untersucht werden darf, hat man niemals dem militairischen Gehorsam, welcher unstreitig der passivste und völligste ist, zu widersprechen gewagt. Was sollte denn einen religiosen Orden, der in seiner Verfassung mehr oder minder absolut ist, verhindern, ruhig in einem constitutionellen Staate zu leben? Was sollte seine geistliche Wirksamkeit, welche ihrer Natur nach allen weltlichen Angelegenheiten ferne steht, verhindern können?

Es liegt also nichts Erstaunliches, nichts Geheimes in der Akkomodation der Gewissen und in der Abfindung mit allen Partheien, welche man dem Orden zur Last legt. Die, der Staatsgewalt in ihrer weltlichen Anordnung gebührende Achtung ist keinem Wechsel unterworfen, mag diese Gewalt sich in einer Person vereinigen, oder von vielen gehandhabt werden, sie bleibt immer die Obrigkeit.

Die berühmten Worte: sint ut sunt aut non sint sind nicht den Constitutionen der Gesellschaft Jesu entnommen. Die Mitglieder des Ordens erkennen sie eben so wenig an, als sie dieselben verwerfen; jedoch zweifeln sie daran, daß der General Ricci sie ausgesprochen habe, das ist alles. Bevor aber die Jesuiten ihr Todesurtheil, welches allerdings einigen Personen sehr wünschenswerth sein dürfte, empfangen, wollen sie klar bis auf den Grund sehen; sie fragen daher: auf welche Gesetzstelle man eine Vertreibung gründe, die weder die Religion noch die bürgerliche Freiheit vorschreibt. Dieses Gesuch wird gewiß keine entscheidende Antwort bekommen. Man wird dem gehässigen Wahne und veralteten Vorurtheilen die Entscheidung überlassen, über das Theuerste und Edelste, was der Mensch auf dieser Welt hat, über das Recht zu beten, zu unterrichten und für Andere sich aufzuopfern.

Ohne in das Labyrinth von Untersuchungen, deren Gegenstand die Gesellschaft war, einzugehen, haben wir die bedeutendsten Einwürfe gegen sie mit Unpartheilichkeit festgestellt, untersucht und geprüft.

Diese Einwürfe, welche durch die Geschichte des Ordens in ein noch helleres Licht gestellt werden dürften, sind indessen noch nicht alle angeführt und von der Critik beleuchtet. Wir müssen daher noch einen flüchtigen Blick auf die Gelübde und Privilegien dieser Gesellschaft werfen.

Die Gelübde sind zwiefach: die einfachen und feierlichen Gelübde. Das Gelübde, welches der approbirte Scholastiker nach seinem Noviziate ablegt, enthält durchaus keine Verpflichtungen gegen den General und das Institut. Dies Gelübde wird allein in der Gesellschaft abgelegt; es macht denjenigen, der es ablegt, noch nicht zum Mitgliede der Gesellschaft, aber es verpflichtet ihn zum Eintritt in dieselbe und zur Ablegung der feierlichen Gelübde, sobald der Orden ihn dazu berufen wird.

Das Formular lautet so:

Ewiger, allmächtiger Gott, ich, unwürdig vor dein göttliches Angesicht zu treten, aber deiner unendlichen Liebe und Barmherzigkeit vertrauend, gelobe, getrieben von dem Wunsche, dir zu dienen, deiner göttlichen Majestät hier unter den Augen der allerheiligsten Jungfrau Maria und der himmlischen Heerschaaren Armuth, Keuschheit und immerwährenden Gehorsam in der Gesellschaft Jesu; ich verspreche in diese Gesellschaft einzutreten, in derselben mein Leben zu vollbringen und mich zu richten nach den Constitutionen dieser Verbrüderung.

Die Coadjatores temporales, die Scholastici approbati, die Coadjatores spirituales und die zukünftigen Professen geloben Armuth, Keuschheit und Gehorsam. Diese Gelübde sind überall ganz dieselben.

Einfache Gelübde nennt man diejenigen Verpflichtungen, welche die Professen in Rücksicht des Ordens übernehmen, als da sind: erstens, niemals das Gesetz der Armuth zu ändern, niemals nach einem Amte im Orden streben und nichts zu deren Erlangung unternehmen zu wollen, eben so wenig nach einer Ehrenstelle und nach Auszeichnung außerhalb des Ordens zu trachten, keinen Ruf und Ernennung anzunehmen, wenn nicht der geleistete Gehorsam dazu zwingt; dem General und dem Orden diejenigen anzuzeigen, welche nach Aemtern und Würden in oder außer dem Orden streben; zu versprechen, bei der

ihnen für eine Diöceſe oder für eine Kirche anvertrauten Sorge niemals die Rathſchäge, welche der General ſelbſt oder ſein Bevollmächtigter ertheilen wird überhören, und denſelben Folge leiſten zu wollen, ſobald ſie dieſelben für beſſer, als die eigene Anſicht, erklären müſſen.

Der Pabſt allein kann von dieſen Gelübden dispenſiren.

Die Profeſſe, d. h. die Auserwählten, die Vollendeten des Ordens, welche daher auch die Geſellſchaft der Profeſſen genannt wird, leiſten allein die feierlichen Gelübde, ſie ſind nichts andres, als die Gelübde der Coadjatores.

Nach der Anſicht des Ableiſtenden und desjenigen, dem ſie geleiſtet werden, ſollen dieſe Gelübde für feierlicher gehalten werden, das iſt der einzige Unterſchied, den die Conſtitution feſtſtellt.

Das Formular lautet ſo: Ich gelobe und ſchwöre zu Gott dem Allmächtigen, in Gegenwart der heiligen Jungfrau, ſeiner Mutter, aller himmliſcher Heerſchaaren und der anweſenden Perſonen, und zu dir, dem ehrwürdigen Vater General, Gottes Statthalter, ſo wie zu deinen Nachfolgern, immerwährende Armuth, Keuſchheit und Gehorſam, und Kraft dieſes Gehorſams eine beſondere Sorgfalt im Unterrichte der Jugend nach den in den apoſtoliſchen Briefen enthaltenen Lebensregeln, wie ſie die Geſellſchaft Jeſu in ihren Conſtitutionen angenommen; ich verſpreche außerdem dem Pabſte in Allem, was die Miſſion betrifft, einen beſonderen Gehorſam, ſo wie ſie in den vorgeſagten apoſtoliſchen Briefen und in den Conſtitutionen enthalten ſind.

Die Jeſuiten ſollen nach der Conſtitution des Loyola die Armuth als eine Mutter lieben; ſie ſollen ſich verbindlich machen, keine Art von Einkünfte in den Kirchen ihrer Profeß-Häuſer zu beſitzen.

Sie dürfen keine Opfergabe auf dem Altare empfangen, keinem Gläubigen eine ſolche auferlegen, keine Meßgebühren fordern, keinen Allmoſenſtock in ihre Kirchen ſetzen. Ihr Stifter verlangt, daß ſie ſtets ſich bereit halten, von einem Lande in ein anderes zu wandern, ohne Reiſegeld für Fahrt zu verlangen. Die Conſtitutionen haben die größte Sorgfalt angewendet, das Gelübde der Keuſchheit im höchſten Grade zu bewahren; ſie legen daher allen Sinnen, dieſen Dienern der Sünde, vorzüglich den Augen, den Ohren und der Zunge, die höchſte Sittſamkeit und Schamhaftigkeit als Pflicht auf; ſie verbieten jeden unanſtändigen Schritt, jede unzüchtige Bewegung, jedes gedan-

kenlose Spiel, jeden Anschein von Schwäche; und um den Müßiggang bis auf seine letzte Wurzel zu zerstören, machen sie jedem Jesuiten zur Pflicht, in keinem Momente seines Lebens ohne eine bestimmte Beschäftigung zu sein. Die Ordensglieder dürfen nur in Begleitung eines von dem Oberer erwählten Begleiters das Kloster verlassen. Sobald sie Frauen besuchen, selbst bei der Beichte, ist dieser Gefährte in der Nähe, nicht um zu hören, was gesprochen wird, aber um zu sehen, was vorgeht. Wenn alle diese Vorsichtsmaaßregeln dennoch nicht ausreichen sollten, die Schwäche der menschlichen Natur zu schirmen, dann fordert die Satzung, den, der Sittenverderbniß anheimgefallenen, oder verdächtigen, Postulanten oder Professen, damit nicht durch ein einzelnes verpestetes Glied der ganze Leib infizirt werde, sofort aus dem Orden zu entlassen.

Das Gelübde des dem General und den Oberen geleisteten Gehorsams haben wir bereits weiter oben erörtert. Durch ein viertes, allein von den Professen abzuleistendes Gelübde, wird dem Pabste in Allem, was die Missionen betrifft, nach den, in den apostolischen Schriften und den Constitutionen der Gesellschaft Jesu enthaltenen Lebensregeln, ein besonderer Gehorsam geleistet. Diese Zusage hat von Anfang her die heftigsten Stürme gegen den Orden hervorgerufen.

Wenige Worte werden den Sinn des Gelübdes klar bestimmen und die Absicht desselben erkennen lassen. Dem Loyola standen bei der Abfassung seiner Constitutionen die Beispiele der Widerspenstigkeit und des Ungehorsams in der Kirche, welche viele Mönche, Priester und selbst Bischöfe gaben, vor Augen. Der heilige Stuhl sah eine große Zahl von Diöcesen, selbst ganze Königreiche, von der Einheit der Kirche sich abtrennen. Die Christenheit mußte wieder zu ihrem Ausgangspunkte, nach Rom, zurückgeführt werden; hiezu verband sie Loyola durch das vierte Gelübde.

Diese Verpflichtung bezieht sich, so wie sie vor uns liegt, unzweifelhaft nur auf die Missionen, d. h. auf die Verkündigung der Religion in ungläubigen und barbarischen Gegenden, aber auch auf das Predigen des Evangeliums in europäischen Landen, wo ein gut Theil schliefen, oder wo dem christlichen Glauben Gefahr drohte. Schauen wir aber der Absicht Loyolas tiefer auf den Grund, so ergiebt sich, daß er, durchdrungen von der Ehrfurcht vor dem Stuhl des heiligen Petrus, mit diesem Gelübde, so beschränkt es auch dastehen mag, eine weitere Absicht verband. In den beigefügten Deklara-

rationen zum fünften Abschnitte der Constitutionen verbirgt er keineswegs sein Vorhaben.

Die ganze Absicht des vierten Gelübdes, sagt er, ist, dem Pabste durch die auferlegten Pflichten der Mission zu gehorsamen, und alle apostolischen Briefe müssen, soweit sie auf diesen Gehorsam sich beziehen, auf Alles, was der Pabst befiehlt, und wohin er uns schickt, ausgedehnt werden. Ignatius wollte, daß der Pabst in allen dringenden Fällen stets einen Vortrapp und ein Hülfsheer zu seiner Verfügung habe, um das Licht unter den Heiden zu verbreiten und die Völker aufzuklären, bei denen der Irrglaube die Quelle kirchlichen Lebens ausgetrocknet hatte. Dies Gelübde blieb keine leere Formel. Vom Anfange an trieb es Früchte, die es bei den Irrlehrern verhaßt machte. Unter allen Formen klagten sie es an. Man braucht nur die Schriften der Sektirer des sechszehnten Jahrhunderts aufzuschlagen, um sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen.

Lermöus sagt: Die Jesuiten, nicht zufrieden, die Geistlichen der reformirten Kirche anzugreifen, stecken die deutsche und französische Jugend an; sie sind sehr geschickt, fügt er hinzu, für den römischen Stuhl einzunehmen, ja es möchte leichter sein, die in ächten Purpur getauchte Wolle zu bleichen, als der Jugend die Vorliebe für den Katholicismus zu nehmen, den sie eingeprägt. Lithus Misenus nennt sie den Atlas des Pabstthums; Elias Hasenmaller die Unteroffiziere des römischen Bischofs; Eunius die Evangelisten des Pabstes, welche mit so hohem Muthe für die Sache des Pabstes streiten, daß es unmöglich sei, etwas ärgerlicheres zu finden. Ganz so sprechen Charmerius, David und Philipp Paräus, Galvisius und die beiden Douza.

Mit diesen ehrenden Anschuldigungen stützten sie zugleich das Werk Loyolas, der von demselben ablassen zu dürfen nicht meinte, aber wohl erkannte, daß Rom nicht undankbar sein werde und daher sich bemühte, der Erkenntlichkeit der Päbste Grenzen zu setzen. Er verpflichtete daher seine Schüler, niemals nach kirchlichen Ehren zu streben. Dieses, von dem Stifter in den klarsten Ausdrücken gegebene Verbot, war zuerst für den Orden, nachmals für die Kirche eine Wohlthat. Es erhielt der Gesellschaft die beredtesten Mitglieder, es lieferte der Kirche die uneigennützigsten Streiter. Eine so handgreifliche Uneigennützigkeit machte die verfänglichsten und betrüglichsten Beweise der Neuerer damaliger Zeit zu Schanden. Der Cardinal

von England, Wilhelm Allen, citirt in seiner Apologie des englischen Seminars das Zeugniß des Roscius, das das geringe Ansehen, in welchem Sapper, Eschius, Morus, Hosius, Hesselius, Sander, und andere berühmte Katholiken bei den Neugläubigen standen, klar beweiset. Man hatte sie in Verdacht und warf es ihnen vor, daß sie mehr ihres Vortheils wegen, als zur Ehre der Wahrheit gearbeitet hätten. Sie vertheidigten, sagte man, ihren Glauben, um ihre Einkünfte und Würden zu behalten; deshalb, sagt der Cardinal, hat es dem Herrn nützlich geschienen, Männer zu erwecken, welche ohne Vermögen, ohne bleibende Stätte, ohne Bischofssitze und Abteien, verachtet vor den Augen der Welt, nichts fürchteten und nichts hofften, als Gott, die den Tod als eine Wohlthat betrachteten, Männer, die man tödten, aber nie besiegen kann. Der Cardinal verstand unter diesen Männern die Jesuiten.

Ihr viertes Gelübde ist also, auch in seiner größten Ausdehnung, nichts als eine Vorsichtsmaaßregel; aber, wendet man ein, giebt dies Gelübde nicht in gewöhnlichen Zeitläufen eine zu große Gewalt über diese so thätige Gesellschaft in die Hände des Pabstes? Muß es nicht in Staaten, welche, wie Frankreich, die päbstliche Gewalt nur beschränkt anerkennen, die traurigsten Zerwürfnisse erzeugen?

Das vierte Gelübde, antworten die Jesuiten hierauf, hat uns niemals vermogt, uns den Gesetzen des Landes zu entziehen, in welchem wir uns niederließen. Die Landesgesetze sind stets von den Jesuiten geachtet. Die Achtung vor dem Gesetze war sogut die Absicht der Päbste, als die Absicht des Ordens.

Einige ihrer Theologen haben vielleicht Gesetze vertheidigt, die in einer übermäßigen Ausdehnung die Neigung des Volks und den Stolz der Fürsten verletzten. Bevor man aber diese Theologen richtet, muß man das Jahrhundert, in welchem sie lebten, und die falsche Stellung, in welche sich die Gelehrten der Gegenparthei geflissentlich den Nachfolgern der Apostel gegenüber stellten, in Rechnung bringen

Diese Untersuchungen entkräftigen übrigens in keinem Punkte den Zweck des Gelübdes; der Text bezieht sich lediglich nur auf die Missionen, er verpflichtet den Orden nur für die Missionen; will man weiter gehen, so setzt man Willkühr an die Stelle des Gesetzes und nöthiget dadurch die Auslegung zur Herbeischaffung von Erweisen, an welche das Gesetz selbst niemals gedacht hat.

Es giebt allerdings in dem Orden einen Gehorsam, eine Unter-

würfigkeit, wenn man will, gegen den Stellvertreter Jesu Christi, aber durchaus keine Abhängigkeit. Der Orden dient der Kirche ohne Hoffnung auf irdische Belohnung; er dient der Kirche, weil sie das Band ist, welches sich um alle Völker schlingt; er ist der Kirche unterthan, nicht seines zeitlichen Vortheils wegen, sondern zum Heile aller Menschen. Also legt der Profeß des Ordens das vierte Gelübde aus; also ist es im Orden selbst beständig ausgelegt worden.

Wir kommen jetzt zur Untersuchung der Privilegien, eine mühsame und langweilige Untersuchung. Denn vom Pabste Paul dem Dritten bis zu Benedict dem Vierzehnten sind über achtzigtausend Bullen und apostolische Breven in dieser Angelegenheit erlassen. Zum Theil gründen sich diese Privilegien auf Zugeständnisse, deren Ursprung und Gedächtniß fast verloren ist. Da indessen diese, dem Orden mit so freigebigen Händen bewilligten Privilegien, wenigstens einige Klauseln derselben, wiederholentlich laute, wenn auch ungerechte, Beschwerden veranlaßt haben, so wird es nöthig werden, sie alle einer unpartheiischen Kritik zu unterwerfen. Im zwölften Paragraphen des zehnten Abschnitts der Constitutionen erklärt Loyola:

„Mit Beschränkung und Mäßigung soll man sich auch „der Gnadenbezeugungen, welche der apostolische Stuhl „uns bewilligen wird, bedienen, denn unser Ziel ist, auf„richtig den armen Seelen zur Hülfe zu eilen".

Dies ist die einzige Stelle, in welcher der Gründer der, nach seiner Voraussicht vom Pabste zu spendenden, Privilegien, in den Constitutionen erwähnt.

Er spricht von ihnen nur, indem er Mäßigung in ihrer Anwendung empfiehlt. Haben die Schüler sich stets nach dieser Lehre ihres Meisters gerichtet? Die Feinde der Jesuiten behaupten: Nein! Sie selbst aber versichern, in Beachtung dieser Vorschrift nicht minder treu, als in der Beobachtung aller übrigen Vorschriften gewesen zu sein. Die Geschichte muß es ins Licht stellen, nach welcher Seite die Wage der Gerechtigkeit sich neigen werde.

Unter Privilegien versteht die Kirche die besonderen Gesetze, welche sie zur Aufrechthaltung des geistlichen Standes erläßt, desgleichen die Gnadenbezeugungen, welche sie zur geistigen Wohlfahrt ihrer Mitglieder bewilliget, endlich die Gunstbezeugungen, welche in bürgerlichen

Verhältnissen die Könige einem Orden verliehen, um für geleistete Dienste sich erkenntlich zu beweisen.

Die kirchlichen Privilegien zerfallen in drei Abtheilungen, erstlich: Gnadenerweise und Befugnisse, welche alle Geistlichen, sowohl Weltgeistliche, als Klostergeistliche genießen; zweitens: Privilegien, welcher allein alle Mönchsorden theilhaftig werden, und drittens: Privilegien, welche die päbstliche Gunst einem einzelnen Mönchs-Orden bewilligte.

Zu den Privilegien der ersten Klasse gehört die Befreiung von jeglicher bürgerlicher Verpflichtung, die mit der Würde und der Beschäftigung eines Geistlichen unvereinbar ist. Befreiung von weltlicher Gerichtsbarkeit, Unverletzlichkeit der Person, und die Local-Immunität.

Bei den Völkern des Alterthums, den Egyptern, den Chinesen, den Griechen und Römern, genossen die Priester durch die gottesdienstlichen Handlungen besonderer Vorrechte. Constantin der Große befahl, die Achtung, womit jene Völker ihre Priester ehrten, auch gegen die christliche Geistlichkeit. Die Klostergeistlichen waren zu damaliger Zeit noch nicht regulirt; sie konnten also an diesen kaiserlichen Gnaden-Erweisen nicht Theil nehmen. Unter der Regierung des Kaisers Theodosius und Zeno, wurde auch das Privilegium jener Entfreiung auf die Mönche ausgedehnt. Karl der Große führte es im Abendlande ein, wo es ohne Unterbrechung bestanden hat. In allen gesetzlichen Staaten, welche sich nach der Revolution von 1789 gebildet und umgewandelt, ist die Geistlichkeit stets von solchen bürgerlichen Verpflichtungen ausgenommen worden, welche mit ihrem Berufe unverträglich sind; aber man hat nichts zu Gunsten derjenigen Ordensglieder gethan, welche noch nicht die Weihen empfangen. Sollte es indessen nicht billig sein, diejenigen, die auf zeitliche Güter, Würden und Aemter der bürgerlichen Gesellschaft verzichten, auch von der Last, die die bürgerliche Gesellschaft auferlegt, freizumachen? Die Befreiung von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit hat denselben Ursprung und ganz denselben Verlauf und Verfall wie das erste Privilegium. Constantin und seine Nachfolger erkennen nicht nur die geistliche Gerichtsbarkeit an, sondern sichern ihr auch die Beihülfe der weltlichen Macht. Diese Ausnahme ward ehemals in allen europäischen Staaten anerkannt, heutigen Tages aber selbst in vielen katholischen Reichen verweigert.

Die Beweggründe der Aufhebung dieses Privilegiums haben sich nach den Zeitläufen, nach örtlichen Verhältnissen, gemeiniglich aber nach den herrschenden Leidenschaften gerichtet. In Deutschland z. B. meint man erkannt und erwiesen zu haben, daß die Kirche weder Zwangsrechte noch richterliche Gewalt besitzen und üben könne; was freilich schon nahe an wirklichen Abfall streift. Namentlich genießt die Geistlichkeit in Frankreich nicht mehr dieses Vorrechtes, man führt dafür den mehr schimmernden, als rechtsbeständigen Grundsatz auf, daß alle Franzosen vor den Gesetzen gleich seien.

Diese angebliche Rechtsgleichheit verhindert dennoch nicht, daß die Land- und Seemacht, ja mehrere überrheinische Universitäten nach besonderen Ausnahmsgesetzen gerichtet werden. Die persönliche Unverletzlichkeit ward durch den Beschluß der Excommunication eines jeden, der sich Gewaltstreiche gegen die Personen, welche dem Dienste Gottes geweiht sind, erlauben würde, begründet. Die Concilien von Reims und Clermont beschlossen zu Gunsten der Weltgeistlichen dieses Privilegium. Das zweite Concil vom Lateran dehnte es auf die gesammte Kirche, auf alle Ordensgeistliche, selbst auf die Novizen aus.

Lokal-Immunität heißt das zuerst den christlichen Kirchen, später sogar den Klöstern ertheilte Asyl- oder Zufluchtsrecht. Gott befahl dem Moses, für Verbrecher (bestimmte Verbrechen) Zufluchtsstädte zu erbauen. Die Kirche hat in dem neuen Bunde dies nachgeahmt, die bürgerlichen Gesetze erkannten dies Recht an, nahmen es auf, und bestätigten es. Die heutige Rechtsgelehrsamkeit aber hat dies Recht aus allen Gesetzbüchern verbannt. Uns scheint dies — jedoch wollen wir es nicht behaupten — ein Fortschritt. Seit langen Zeiten schon waren die Päbste bemüht, dies Recht zu ermäßigen und einzuschränken. Die Rechtspflege hat, in die päbstlichen Ansichten eingehend, eine umfassendere Wirksamkeit; es war daher erlaubt, ein Recht zu unterdrücken, das nur zu häufig zum Mißbrauche führte.

Die zweite Klasse von Privilegien umfaßt diejenigen, deren allein alle Klöster genießen. Das wichtigste Privilegium, das auch den meisten Widerspruch, sowohl in seiner Ausübung, als in seinem Grundsatze erregte, ist die Ausnahme aller Ordensgeistlichen von der bischöflichen Beaufsichtigung. Die Geschichte der alten Klöster und der ersten Mönchsgesellschaften ist im eigentlichen Sinne des Wortes die Geschichte der europäischen Reiche, denn Europa verdankt seine Bildung, vielleicht sogar sein politisches Gleichgewicht, lediglich den

Mönchen. Bevor wir in diese Untersuchung weiter eingehen, müssen wir auf einige Thatsachen hinweisen.

Der Grund und der Zweck dieses, namentlich in Frankreich so häufig bestrittenen Privilegiums ist kein anderer, als die Erhaltung der Klöster im allgemeinen und jedes einzelnen Ordens insbesondere. Der Klosterstand hat einen eigenthümlichen Zweck und eigenthümliche Mittel zur Erreichung dieses Zweckes; es folgt daraus nothwendig auch eine eigenthümliche Regierung und Lenkung derselben. Diese Regierung und Lenkung konnte niemals genügende Kraft gewinnen, wenn sie nicht auf ihrem Gebiete völlig unabhängig war.

Die Befreiung von der bischöflichen Leitung finden wir freilich nicht in den ersten christlichen Jahrhunderten, die Ursache fällt leicht in die Augen. Der Klosterstand war als solcher ein noch nicht völlig geordneter. Es existirten lange Zeit hindurch schon Mönche, bevor es geordnete Klöster gab.

Die Kirche, welche Einheit in ihrer Verwaltung will, unterwarf die Mönche nothwendig der bischöflichen Gewalt. Die Bischöfe billigten, beschränkten, oder änderten die Regeln der Mönche; sie ernannten die Aebte und Superioren, sie visitirten die Klöster und ließen sich über die Verwaltung des Klostergutes Rechnung legen. Der Canon mehrerer Provincial-Concilien, wie auch das ökumenische Concil von Chalcedon, erweisen diese Behauptung.

Aber die Lage der Sache blieb nicht lange dieselbe. Sobald sich diese Verbrüderungen zu wirklichen geistlichen Orden erhoben, fühlten sie um so mehr das Bedürfniß, die bischöfliche Jurisdiction zu beschränken. Der größte Theil der Ordensglieder gehörte nicht dem Priesterstande an. Theils um zu dieser Ehre zu gelangen, theils um der Einförmigkeit des Klosters, welche nicht allemal durch das Studium versüßt ward, zu entfliehen, geschah es, daß sie sich in die besonderen Geschäfte des Bischofs eindrängten, andere selbst gegen ihren Willen zu Priestern gemacht und in den Diöcesen angestellt wurden. Diese beiden Vorkommenheiten, denen wir im Mittelalter und den früheren Jahrhunderten häufig begegnen, zerstörten die klösterliche Zucht. Mehrere Concilien, namentlich das erste Concilium von Orleans und das dritte von Arles, suchten hier Abhülfe zu schaffen, indem sie den Mönchen befahlen, ihre Klöster nicht zu verlassen, und den Bischöfen verboten, den Mönchen ohne Einwilligung ihres Abtes ein priesterliches Amt zu übertragen. Dies ist das erste Beispiel, das

die Jurisdiction der Bischöfe über die Mönche beschränkt, und zwar gerade durch französische Concilien. Diesen schlossen sich die späteren Untersuchungen über die Verwaltung der Klostergüter und Ernennung der Superioren erst an.

Man hat aus der Befreiung der Mönche von der bischöflichen Jurisdiction eine Menge von Anklagen gegen den römischen Hof zu erheben gewußt.

Als es in Frankreich noch Jansenisten und Gallikaner, und in Deutschland noch Josephisten gab, wurde das Für und Wider mehr oder minder gründlich und heftig erwogen. Heutigen Tages ist diese Controverse in Deutschland, wie in Frankreich, durch die gesetzliche Unterdrückung fast aller Mönchsorden völlig zu Nichts zerfallen. Und der Streit, der ehemals Ströme von Dinte und Beleidigungen hervorrief, ist, wie mancher andere, zu einem historischen Factum geworden, über welches man partheilos urtheilen kann; dies wollen wir versuchen.

Wir glauben nicht an die völlige Erlöschung des Gallicanism in unseren Tagen. Nach unserm Dafürhalten ist er noch eine Beigabe unserer Zeit, welche verjährtes Vorurtheil einiger Seminar-Professoren und einiger Rechtsgelehrten der Universität aufrecht erhält.

Wir gehören nicht zu den Ultramontanen, wir können den Päbsten nicht alle weltlichen und politischen Rechte einräumen, womit gewisse, für den heiligen Stuhl schwärmende Verfechter sie zu bekleiden bemüht sind; der Glaube an die päbstliche Obergewalt leitet sie in dem Studium dieser wichtigen Frage, nicht die kalte Vernunft. Es war schön, den, ihrer Leidenschaft in jenen Jahrhunderten der Unwissenheit und Rohheit so leicht sich ergebenden, Fürsten ein Gegengewicht gegenüber zu stellen, ihnen einen Richter, ja sogar fast einen Herrn zu geben. Hierin lag die einzige, den Völkern zu leistende Gewähr.

Jetzt sind die Verhältnisse andere. Die tiefe Einsicht der Päbste hat dies völlig erkannt; durch kluges Nachgeben haben sie dem Streite ein Ende gemacht.

Wir erwähnen hier nur jener früheren Zwiste, um die Nothwendigkeit ihrer Vermeidung für die Folge klar vor Augen zu legen; wir halten es, indem wir die Grundsätze der Ausgleichung zwischen dem römischen Hofe und der französischen und deutschen Geistlichkeit vollkommen billigen, unumgänglich nöthig, scharf und bestimmt den Standpunkt der Streitfrage anzugeben.

Bevor noch die Päbste sich überall um die Befreiung der Mönche von der bischöflichen Jurisdiction bekümmerten, bestand diese in der That schon eben so gut, wie alle Disciplinar-Maaßregeln. Diese Ausnahme, die Frucht einer mehrhundertjährigen Erfahrung, wurde durch die Bischöfe selbst auf den Synoden ins Leben gerufen. Die Bischöfe sind es, die in ihren Provinzial-Versammlungen zuerst dieses Privilegium in Anregung brachten, das später von den Concilien im Lateran, zu Lyon und Trient bestätigt, von den Päbsten aber begrenzt und eingeschränkt wurde. Gegen das Jahr 455 erhob sich zwischen dem Bischof von Frejus und dem Abte von Lerins der sehr bekannte Zwist, zu dessen Schlichtung das Concilium von Arles berufen wurde. Er wurde für den Abt entschieden

Im folgenden Jahrhundert erhoben sich dieselben Zwistigkeiten zwischen mehreren Prälaten und Aebten, die sich durch die Entscheidung des Pabstes Pelagius endigten, welcher erklärte: den Aebten gebühre die Lenkung der Mönche.

Der heilige Gregor der Große entschied zuerst für die völlige Unabhängigkeit zu Gunsten eines einzelnen Ordens, und zwar des Ordens der Benediktiner.

Die dritte Klasse von Privilegien umfaßt jene, deren ein einzelner Orden genießt. Es ist überflüssig, sie namentlich aufzuzählen, und wird genügen, anzuführen, daß sie in zwei Abtheilungen zerfallen; erstens Privilegien, welche die Ordensglieder von den Pflichten befreien, welche mit dem Zweck und der Absicht des Ordens unverträglich sind; zweitens Privilegien, durch welche einem Orden geistliche Gunstbezeugungen, Gnaden und Machtvollkommenheiten verliehen werden, um sein Ziel leichter zu erreichen und die Geistlichen anzuspornen, unabläßig nach dem vorgesteckten Ziele zu streben.

Einige Mönchsorden suchen das beschauliche Leben, das Stillschweigen und die Einsamkeit, andere haben sich dem Unterrichte der Jugend auf den Universitäten, Schulen, Seminarien und Collegien gewidmet, andere dienen in den Krankenhäusern und eilen den Sterbenden zur Hülfe. Nach Maaßgabe ihrer Beschäftigungen haben die Päbste sie mit Privilegien versehen. Die ersteren sind von allen öffentlichen Prozessionen und allen öffentlichen Ceremonien befreit, dahin gehören die Karthäuser, die Eremiten, die Barfüßer, die Klostergeistlichen der Gesellschaft Jesu und andere. Zu den Privilegien, welche den Ordensgeistlichen, die sich namentlich dem Kirchendienste gewidmet

haben, bewilligt sind, gehört besonders die Befugniß zu predigen, Beichte zu sitzen, von Kirchenbußen und in reservirten Fällen zu absolviren, gewisse Ablässe zu ertheilen und Gelübde zu ändern. Diese Privilegien, welche zu ausgedehnt erschienen, haben in der Kirche zu vielen Unruhen Anlaß gegeben, hauptsächlich warf man sie dem Predigerorden und den Jesuiten vor; der ersteren wegen ward die Frage nur innerhalb der Kirche erörtert, der letzteren wegen aber sogar vom Standpunkte der Politik aus untersucht. Häufig wird die Geschichte von diesen Kämpfen sprechen, um aber ruhig und klar darüber urtheilen zu können, muß man zwei Epochen unterscheiden, die Zeit vor dem tridentinischen Concil und nach demselben.

Die Privilegien der regulirten Chorherren vor dem ökumenischen Concil scheinen jetzt, wo wir sie nach der von der Kirche unter der Geistlichkeit eingeführten Disciplin beurtheilen, unerträgliche Mißbräuche.

Der größte Theil der priesterlichen Befugnisse hat aufgehört, jede Diöcese hat ihren Vorsteher und ihre geregelte Verwaltung. Die Einmischung einer so großen Zahl von Predigern und Beichtigern aus verschiedenen, mit der ausgedehntesten Machtvollkommenheit versehenen Orden, welche völlig unabhängig von dem Bischofe waren, und welche ihr geistliches Amt ohne allen Widersteit der Regierung der Diöcesen ausüben konnten, mußte allerdings der Administration unübersteigliche Hindernisse entgegen stellen, dieselbe bei jedem Schritte hemmen uud die beklagenswertheste Verwirrung hervorrufen. Dies ist einleuchtend und Niemand wird es leugnen wollen. Aber vor dem tridentinischen Concil waren die Verhältnisse anderer Art. Die Kreuzzüge, die Bürgerkriege, das große abendländische Schisma, entfernten viele Bischöfe aus ihren Diöcesen. Die Inhaber der bedeutendsten Bisthümer, die begünstigtesten Prälaten und kirchlichen Würdenträger, welche die Könige an ihre Höfe riefen und zu ihren Räthen erkohren, besaßen zu damaliger Zeit oft zugleich mehrere von einander weit entfernte Bisthümer, und leider residirten sie in keinem einzigen derselben.

Von den obersten Hirten, welche ein gutes Beispiel geben sollten, ging die Unordnung bis auf die untersten Kirchendiener hinab. Die Kirche hätte unter dem Uebermaaß dieser Last erliegen müssen. Das von seinen Bischöfen verlassene Volk kümmerte sich nicht mehr um die Lehre. Es verlor den Glauben, und Niemand eilte herzu, ihn wie-

der in seinem Herzen anzufachen. Da erweckte Gott den Orden des heiligen Dominikus, des heiligen Franziskus, die Eremiten des heiligen Augustinus und die Carmeliter. Eine Schaar von Mönchen ging aus diesen verschiedenen Orden hervor, die, gerührt durch den hülflosen Zustand, in welchem das Volk schmachtete, nun durch ganz Europa eilte, predigte und die heiligen Sakramente verwaltete, und so den Mangel, der durch Abwesenheit der Titularhirten nothwendig entstehen mußte, ersetzte.

Die Päbste, die Bewahrer und Spender der Schätze der Kirche, waren Zeugen des Eifers dieser Mönche, aber auch Zeugen der Vernachläßigung der Hirten. Es schien ihnen gerecht, ja selbst heilbringend für das Volk, den Männern, die ihr Leben unter apostolischen Arbeiten opferten, die Dankbarkeit des heiligen Stuhles zu beweisen. Sie wollten anfangs nicht undankbar sein, ihre Erkenntlichkeit aber überschritt in der Folge die Grenze, und überhäufte die geistlichen Orden mit Gnadenbezeugungen und Privilegien.

Diese, zur Zeit ihrer Verleihung unter den damaligen Umständen nöthigen Maaßregeln, konnten in der Folge bis zum Mißbrauche ausarten.

Das tridentinische Concil wollte Abhülfe schaffen, und legte zu dem Ende allen Bischöfen und Hirten die Verpflichtung auf, ununterbrochen auf ihren Amtsstätten anwesend zu sein. Auf diese Weise nahm man mit einem Schlage größtentheils den Orden die Privilegien der Seelsorge; um aber auch zu gleicher Zeit den Bischöfen Genugthuung zu geben, stellte das Concil fest, daß von nun an, keinem Orden erlaubt sein solle, ohne die Beistimmung des vorgesetzten Bischofes zu predigen und Beichte zu sitzen; dies stets aufrecht erhaltene Gesetz erstreckt sich auf alle geistliche Orden.

Die regulirten Chorherren können auch nur unter bischöflicher Autorisation von Kirchenbußen und in reservirten Fällen absolviren.

Mit den vom Pabste auferlegten Kirchenbußen aber verhält es sich nicht also; nach dem tridentischen Concil haben die Päbste häufig die Macht, von verschiedenen reservirten Fällen und Bußen zu absolviren, den Orden übertragen. Hatte der Pabst dies Recht? Das muß hier entschieden werden.

Der heilige Stuhl hatte dies Recht zuerst der Gesellschaft Jesu, wie den übrigen Bettelorden, im Allgemeinen übertragen. Von dieser

Zeit an schreibt sich der unaufhörliche Widerstreit, in welchen die Parlamente und die Bischöfe bald gegen den römischen Hof, bald gegen die Orden, stets und überall aber gegen die Jesuiten sich einließen.

Die Zeit hat diese Anschuldigungen endlich abgestellt, neuere, einen Theil Europas beherrschende, Gesetze haben sie unmöglich gemacht. Gehen wir aber in die früheren Jahrhunderte zurück, so meinen wir auf beiden Seiten Irrthum und Ungerechtigkeit zu entdecken. So viel ist gewiß, ein guter Katholik darf voreilig die allgemeinen Maaßregeln, welche die Päbste in der Regierung der Kirche befolgt, nicht des Unverstandes und des Leichtsinnes anklagen. Niemand macht den Päbsten das Recht, Kirchenbußen aufzuerlegen, streitig; dies Recht ist unauflöslich an den Stuhl Peters gebunden. Wer also hat, wenn man ihnen das Recht nicht bestreitet, die Gewalt zu übertragen, die Macht, auferlegte Bußen dort, wo es nöthig scheint, wieder aufzuheben?

Weshalb, entgegnet man, übertrugen die Päbste nicht der Weltgeistlichkeit und den Pfarrherren dies Recht lieber, als jenen Bettelmönchen? Ziemte sich diese Gunst nicht besser für die Priester, welche durch ihre Vocation, und Kraft ihres Amtes an der bischöflichen Gewalt Theil haben und Mitarbeiter an der Seelsorge sind?

Bevor wir auf diesen Einwurf antworten, müssen wir nothwendig ein Vorkommniß erwähnen. Die Weltgeistlichkeit und vor allem die Pfarrherren, werden sich durch ihre Stellung in der Welt, durch die ihnen auferlegten Verpflichtungen und die äußern und nothwendigen Beziehungen zu ihren Pfarrkindern, leicht der Verläumdung, dem Verdachte und dem Mißtrauen derselben ausgesetzt sehen; wie umsichtig und gewandt sie auch immer sein mögen, dürfen sie nicht einmal allen Anforderungen des strengen Gesetzes entsprechen.

Unter diesen Umständen leuchtet es ein, daß die Gläubigen mitunter Anstand nehmen mochten, ganz ihr Gewissen den Priestern, mit welchen sie in einer Stadt, manchmal sogar unter einem Dache lebten, zu enthüllen. Diese Gläubigen wendeten sich in ihrer Beichte lieber an Klostergeistliche und Missionare, von denen sie nicht gekannt waren, mit denen sie für die Folge in gar keine Beziehung traten. Hätten die Päbste den Pfarrherren diese Macht übertragen, so wäre dies eine beinahe unnütze Anordnung gewesen.

Der Zweck dieser Anordnung würde in Rücksicht auf diejenigen Personen, welche ein wirkliches Bedürfniß nach Erlaß in sich fühlten,

durchaus nicht erreicht worden sein. Die von den Päbsten gewählte Auskunft mindert durchaus nicht das Bedürfniß der Gläubigen; sie erleichtert im Gegentheil die Benutzung der Vergünstigung, und gestattet, die Strenge derselben zu mäßigen. Aus dieser Bevollmächtigung ergiebt sich durchaus keine Schwierigkeit in der bischöflichen Verwaltung. Diese Gewalt hat in der That nur vor dem inneren Richterstuhle eine Bedeutsamkeit; sie hat in demselben Augenblicke, wo das Verbrechen und die in Frage stehende Sünde vor den Richtstuhl des Bischofs gebracht wird, jede Wirksamkeit verloren.

Was nun die Jesuiten betrifft, deren Gegner die ihnen verliehenen Privilegien stets zu übertreiben suchten, oder deren Bedeutsamkeit zu einer völligen Unmöglichkeit steigerten, so werden sie durch ein einziges Factum völlig gerechtfertigt.

Wir haben hier die, im Jahre 1762 von den zu einer General-Versammlung der Geistlichkeit vereinigten französischen Bischöfen erlassene, berühmte, Erklärung im Sinn.

Nur vier Bischöfe erhoben gegen dies von 130 Bischöfen erlassene Manifest, in welchem die gallikanische Kirche offenkundig erkärt: keinerlei Beschwerde in dieser Beziehung gegen den Orden führen zu können, Einrede. Dieses amtliche Dokument, auf welches wir seiner Zeit zurückkommen werden, hebt manche Verdächtigung, denn wirklich kann man die französischen Prälaten in der Vertheidigung ihrer Gerechtsame wohl nicht einer zu großen Nachgiebigkeit anklagen. Und merkwürdig genug, was freilich wenig bekannt ist, die Jesuiten verloren durch die Aufhebung ihres Ordens im Jahre 1773 alle ihre Privilegien.

Als Pius der Siebente am siebenten August 1814 die Wiederherstellung des Ordens aussprach, fürchtete er, der Leidenschaftlichkeit, welche selbst durch die schrecklichsten Revolutionen nicht völlig vernichtet war, aufs Neue Nahrung zu reichen, und verweigerte daher dem Orden Jesu seine früheren Privilegien und Vorrechte.

Die Jesuiten haben keine Privilegien, aber Kraft der, allen Orden gemeinschaftlich ertheilten Privilegien, nehmen die übrigen Orden noch Theil an jenen Vergünstigungen, welche ihnen ertheilt worden waren, deren sie selbst aber beraubt sind.

Diese Privilegien muß man kennen. Es sind folgende: Erstens: beständige Dauer des Generals. Zweitens: die Dauer des Noviziats über ein Jahr und die Verlängerung der Probezeit auf mehrere Jahre

vor Ablegung der öffentlichen und feierlichen Gelübde. Drittens: Zulassung zum Priesterstande nach Ablegung der einfachen Gelübde und vor Ablegung der öffentlichen und feierlichen Gelübde. Viertens: Zulassung zu den Priesterweihen ohne Zwischenzeit. Fünftens: Befugniß, aus der Gesellschaft Jesu zu entlassen und auszustoßen, Entbindung von den öffentlichen und einfachen Gelübden, lediglich durch die Gewalt des Generals. Sechstens: Entfreiung vom Chordienste. Siebentens: das Recht, die Personen, welche die Gesellschaft Jesu ausmachen, in gewisse Klassen zu theilen und danach ihre Befähigungen und Wirksamkeit zu bestimmen. Achtens: das Recht, in allen ihren Wohnungen einen Betsaal zu halten, in welchem sie das heilige Meßopfer, selbst auf einem beweglichen Altare, feiern dürfen uud daselbst die Sakramente, selbst zu den Zeiten eines Interdikts zu ertheilen, und zwar nicht allein den wirklichen Mitgliedern der Gesellschaft nur, sondern auch ihren Dienern. Neuntens: Befreiung von der Pflicht, die Klöster zu visitiren und der Lenkung der Nonnenklöster, ausgenommen auf Befehl des heiligen Stuhles. Zehntens: die Gewalt, von Kirchenbußen zu absolviren und in Ehesachen von Hinderungsgründen zu dispensiren; das Recht, Kirchen wieder einzusegnen, zu bauen und zu weihen, jedoch nur in ungläubigen Landen, in denen kein Bischof lebt. Eilftens: das Recht der Oberen, aus genügenden Gründen vom Fasten, vom Gottesdienst, in Krankheitsfällen zu dispensiren. Zwölftens: das Recht, denjenigen, welche sich durch ein Examen als fähig bewiesen, die akademischen Grade zu ertheilen. Dreizehntens: das Recht, überall Ordenshäuser, Collegien u. s w. zu errichten, welche allein durch ihre Errichtung mit päbstlicher Autorität anerkannt werden müssen. Vierzehntens: Befreiung vom Zehnten und anderen kirchlichen Abgaben. Fünfzehntens: das Recht, ohne Zwischenkunft der Kapitel, allein unter Autorität des Generals, Contracte abzuschließen. Sechszehntens: die Gesellschaft Jesu ist für einen Bettelorden erklärt, und genießt mithin aller Privilegien der übrigen Bettelorden. Siebenzehntens: das Recht, alle, den übrigen Kirchen und Klöstern an den Orten, wo sich Jesuiten befinden, ertheilten Ablässe gleichfalls zu ertheilen, wenn sie die gesetzlichen Bedingungen in ihren Kirchen und Klöstern erfüllen.

Die unter den ersten vierzehn Nummern aufgeführten Privilegien wurden von den Päbsten Paul dem Dritten, Julius dem Dritten und Pius dem Vierten vom Jahre 1540 bis zum Jahre 1561 ertheilt.

Die fünfundzwanzigste und letzte Sitzung des tridentinischen Concils, in welcher auch die Gesellschaft Jesu zur Sprache kam, ward am 3ten und 4ten December 1563 gehalten, und trotz der großen Strenge, mit welcher die versammelte Kirche auf Abstellung aller Mißbräuche Bedacht nahm, erklärte sie durch den Mund ihrer ersten Hirten: Dennoch ist die heilige Synode nicht gesonnen, Neues vorzubringen, oder Verbote zu erlassen, damit der Eifer der Geistlichen der Gesellschaft Jesu dem Herrn und seiner Kirche dienen könne, nach Maaßgabe ihrer vom heiligen apostolischen Stuhle anerkannten Stiftung *).

Obgleich sich dies Dekret des Concils direkt nur auf den Austritt der Novizen und auf den, nach dem Noviziat sogleich abzulegenden Profeß bezieht, so erhält diese Erklärung, unter den damaligen Zeitumständen, nichts destoweniger eine höhere Bedeutung; sie wird eine klare, wenn auch indirekte Billigung des Institutes selbst, so wie es die Päbste damals in seinem Bestande und allen seinen Gebräuchen, Privilegien und in der Form seiner Lenkung, anerkannt.

---

*) **Par haec tamen Sancta Synodus non intendit aliquid innovare aut prohibere quin religio clericorum Societatis Jesu juxta pium eorum Institutum a Santa Sede apostolica approbatum Domino et ejus Ecclesiae inservire possit.**

Drittes Kapitel.

Loyola, erkennend, daß das Leben nichts als Mühe und Arbeit sei, schonte in der Ausarbeitung der Constitutionen des Ordens die eigenen Kräfte eben so wenig, als die Kräfte seiner Genossen. Der Angriff kommt von allen Seiten, sagt er, unsere Vertheidigung muß also eine eben so vielfache sein. In seinem Geiste, welcher Riesenplane entworfen und mit unbeugsamer Festigkeit verfolgt, ordnete er nun die Gesetze, welche die Gesellschaft Jesu regieren sollten; er entwarf sie mit tiefem Vorbedacht, ordnete sie mit großer Scharfsicht neben einander, die Hindernisse voraussehend, welche zu umgehen, oder zu besiegen seine Erfahrung ihn unterwies. Von den höchsten Ideen ging er zur Untersuchung der kleinlichsten Einzelheiten über, löste alle Schwierigkeiten, gab jeglicher Leidenschaft ihren Zügel und suchte in der ganzen Ausdehnung seines Institutes der Kirche inmitten dieser an Unruhen so reichen Jahrhunderte eine Herrschaft zu sichern, welche sie selbst, deren Lage beklagenswerth war, schon aufzugeben schien. Aus jeder Stadt, aus jedem Dorfe, selbst aus jedem Kloster trat ein Feind hervor, völlig gerüstet, sie zu bekriegen. Allen diesen Feinden antwortete sie durch die Excommunikation. — Aber die Excommunikation war keine Antwort! Hat das Volk, getrieben von dem Zuge der Neuerung, einmal gelernt, sich gegen den Gehorsam aufzulehnen, oder den Glauben seiner Väter in Zweifel zu ziehen, so vermögen alle kirchlichen Bannstrahlen nicht so viel, als ein klarer Vernunft-Beweis.

Ignatius hatte den wesentlichen Punkt völlig klar ins Auge gefaßt. Die Kirche wollte man stürzen, Rom niederreißen durch Uebertreibung der begangenen Fehlgriffe, indem man die Unordnungen,

welche sich, nicht selten gegen den Willen der Kirche, in die Verwaltung der Diöcesen und Pfarreien eingeschlichen, zu einer Angriffswaffe gegen sie machte. Man verlästerte den heiligen Stuhl, das Bischofamt und die religiosen Orden, man malte sie mit den abschreckendsten Farben und legte die Lehren der Apostel und Kirchenväter auf eine sündige Weise aus.

Allen diesen Ausschweifungen der menschlichen Vernunft mußte nothwendig eine klare Untersuchung und Erörterung entgegen gesetzt werden. Loyola bebte nicht vor diesem Kampfe zurück, der durch die Zahl der Heranstürmenden ungewiß und gefährlich ward. Auf alle diese theologischen Kampfplätze ruft er seine Kämpfer, die er zum Kampf und zum Marterthum erzogen, und seine Streiter eilen dem Feinde entgegen, als ob nichts ihren Muth erschrecken könne.

Für dies ihnen im Voraus bereitete, vielbewegte Leben hatten sie eifrig studirt und viel gelernt. Auf den Bänken der Hörsäle hatten sie Zeugniß ihrer intelectuellen Bildung abgelegt, in der Einsamkeit aber eine Kraft geschöpft, die im heißesten Kampfe nicht zum Gnadenruf zu zwingen war.

So vorbereiteten Männern brauchten nur die Schranken geöffnet zu werden.

Die Schranken wurden geöffnet und sie traten auf den Kampfplatz. Wir müssen sie in ihrem raschen Laufe, dessen Erfolge in den verschiedenen Ländern sichtbar wurden, begleiten.

England, dies Reich, das die Päbste mit dem Beinamen der Insel der Heiligen belegt hatten, sah sich allem Schwindel und jeglichem Irrthume Preis gegeben.

Heinrich der Achte, der seine Regierung damit begann, als Theologe gegen die Protestanten aufzutreten, um den Titel eines Vertheidigers des Glaubens zu verdienen, ward selbst eine Beute der Neuerungssucht.

Nicht die Ueberzeugung war es, was ihn trieb. Heinrich der Achte, der gesetzmäßige Ehemann Katharinens von Aragonien, Kaiser Karls des Fünften Tante, hatte sich in eine seiner Unterthaninnen, Anna von Bolein, verliebt; er verlangte vom heiligen Stuhle die Dispensation zur Ehescheidung. Die Sache war bedenklich. Der heilige Stuhl untersuchte sie; er hörte beide Partheien. Er würde als oberster Richter ohne Zweifel den Ausspruch gethan haben, der Mensch dürfe nicht scheiden, was Gott vereinigt habe auf

Erden; wenn nicht die heftige Leidenschaft des englischen Königs alle fernere Untersuchung der Frage kurz abgeschnitten hätte. Heinrich der Achte sagte sich von der römischen Kirche los; die Hofschranzen folgten seinem Beispiel, diesen wieder ein Theil des Volkes, sämmtlich von der Hoffnung geleitet, auch Theil an den Gütern zu haben, die der Herrscher confiscirte. Der kirchliche Abfall war für die Engländer so gut wie für die Deutschen mehr eine kluge Berechnung des Vortheils, als innere Ueberzeugung.

Der König von England legte sich selbst, indem er die Klöster und Mönche unterdrückte und sich zum Eigenthümer ihrer Güter erklärte, das Recht bei, die wirklichen Eigenthümer zu plündern, um staatskluge Nachgiebigkeit und religiose Pflichtvergessenheit damit zu belehnen.

Nach Angabe des Dr. Lingar beliefen sich die sämmtlichen Einnahmen der Klöster auf 34301480 Franken (etwas über acht eine halbe Million Thaler).

In Irland aber traf man auf eine Bevölkerung, welche keineswegs gesonnen war, so oft ihre Religion zu wechseln, als der König die Geliebten. Die Irländer blieben ihrem Gotte getreu, thatsächlich hatten sie ihre Nationalität durch das Recht der Eroberung eingebüßt, und waren von Bürgern eines unabhängigen Königreichs englische Unterthanen geworden, aber Katholiken wollten sie bleiben. Dreihundert Jahre der Noth und Unterdrückung haben diesen gegen ihre Unterdrücker stets erhoben Protest verewiget.

Diese aus der Hartnäckigkeit des irischen Volks-Charakters, dem Erbtheile der Tudors, nothwendig folgende Widersetzlichkeit konnte nicht ungerächt bleiben. Heinrich der Achte wüthete, wie damals alle Despoten zu wüthen pflegten, die sich von der katholischen Einheit lossagten, um nicht auf dem heiligen Stuhle Beschränkung und Richterspruch zu finden.

Er errichtete ein förmliches System der härtesten Verfolgung, ein System, das in Englands Revolutionen und Regenten-Wechsel stets wieder angewendet, das noch heute mit aller jener Strenge, welche eine moderne Gesetzgebung aufzufinden vermag, geübt wird.

Irland lebte damals unter dem gezückten Schwerte des Henkers.

Nach Tausenden zählt es seine Märtyrer. Selbst die Schwellen der Hütten umlagerte das Entsetzen; dieser ward vogelfrei erklärt, jener seiner Habe beraubt, überall aber Blut vergossen. Das Gerücht dieses

Nothstandes erscholl in Rom, wohin Robert, Erzbischof von Armagh, sich geflüchtet; dieser Prälat, ein geborner Schotte, und seit seiner Geburt erblindet, verdankte seine Erhebung auf den ersten Bischofssitz Irlands allein seiner tiefen Einsicht und Erkenntniß. Das Bild der erbarmungslosen Verfolgungen, welches dieser christliche Oberhirte entwarf, empörte Paul den Dritten. Er ermaß, daß der Stuhl des heiligen Petrus diesem Volke einen Beweis der Liebe und des Mitleidens, zugleich aber auch Ermuthigung verleihen müsse. Männer, die unerschrocken dem Marterthum, der Noth und dem Tode entgegen gingen, Männer, die erfüllt vom Geiste des Lebens, durch Wissen und Thatkraft das irische Volk im rechten Glauben erhalten und in der Bedrängniß trösten konnten, mußten dem bedrängten Lande gesendet werden.

Auf besondere Bitten des Erzbischofs von Armagh ward Ignatius gerufen, der Pabst verlangte von ihm zu diesem Ende zwei seiner Ordensglieder. Zuerst wurde dazu Codure erwählt, sein plötzlicher Tod aber verhinderte die Ausführung. An seiner Stelle wurden Pasquier Brouet und Salmeron zu dieser Mission bestellt. Paul der Dritte hielt es für nöthig, die beiden Ordensglieder mit allen jenen Vorrechten auszustatten, welche den päbstlichen Nuntien zukommen, so bedeutend erschien ihm diese Angelegenheit für die Kirche.

Salmeron und Pasquier Brouet wurden wirkliche päbstliche Legaten; mit Freuden unterzogen sie sich den, mit dieser Gesandtschaft verbundenen Gefahren, nur vermieden sie allen äußern Schein und Glanz, zu welchem diese Ernennung sie berechtigte; ganz allein reisten sie von Rom ab, ohne Reisegeld, ohne Zurüstung, ganz so, wie die Apostel auszogen, eine Welt zu erobern.

Diese völlige Verleugnung alles äußeren, gemeinlich mit einer hohen Würde verbundenen Glanzes, war eine so unerhörte Sache, daß sie in Rom selbst Aufsehen erregte.

Franz Zapata, apostolischer Notar, entschloß sich, in die Gesellschaft Jesu einzutreten. Um würdig sein Noviziat zu beginnen, erbot er sich, die beiden Väter auf dieser Mission zu begleiten und die Reisekosten zu tragen. Er schätzte sich glücklich, um diesen Preis die Beschwerden und Gefahren mit ihnen theilen zu dürfen.

Am zehnten September 1541 begeben sich alle Drei auf die Reise.

Loyola wollte sie nicht ohne eine geheime Instruktion abreisen lassen; eigenhändig schrieb er ihnen Verhaltungsregeln vor, welche dem gewandtesten Diplomaten zur Ehre gereichen würden.

„Vor allen Dingen empfehle ich Euch", sagt er in dieser Schrift, die ein Dokument seiner Menschen- und Weltkenntniß ist, „gegen „Jedermann, vorzüglich aber gegen eures Gleichen und gegen eure „Untergebenen, in allen euren Reden zurückhaltend und vorsichtig zu „sein; mit großer Geduld, mit der größten Aufmerksamkeit die Per- „sonen, die mit Euch reden, anzuhören, bis Ihr den Grund ihrer „Meinungen und Ansichten erforscht. Sodann gebt ihnen eine klare und „bestimmte, allen Zweifel ausschließende Antwort. Damit Ihr in „dem Eifer, das Reich Gottes auszubreiten, auch das Wohlwollen „der Menschen für Euch gewinnt, müßt Ihr nach dem Beispiele des „Apostels Allen Alles sein, um sie für Christo zu gewinnen; nichts „aber ist geeigneter, Zuneigung und Herzen zu gewinnen, als gleiche „Gewohnheiten und gleiche Neigungen. Daher müßt Ihr, sobald Ihr „die Anlagen und den Charakter einer Person erforscht, Euch, so viel es „die Pflicht gestattet, nach ihnen richten; dergestalt, daß, wo Ihr mit „einem lebendigen und glühenden Charakter zu verhandeln habt, jedes „Zögern und Langweilen zu vermeiden; gemessen und zögernd zeigt „Euch aber dem gegenüber, der selbst vorsorglich und schwerfällig in „der Unterredung sich bewegt. Wenn überdies mit einem leicht erreg- „ten Temperamente zu verhandeln ist und man dieses Fehlers selbst „sich schuldig macht, so steht, sobald beide Ansichten nicht übereinstim- „men, leicht ein Ausbruch des Zornes zu gewärtigen, daher muß „derjenige, der sich zu einem solchen Fehler geneigt fühlt, mit der „größten Sorgfalt über sein Herz wachen und dasselbe gegen die Ue- „bermannung des Zornes rüsten; er muß mit Gleichmuth alles in „dieser Beziehung von einem Andern, selbst wenn es sein Untergebener „wäre, ertragen. Widerspruch und Streit ist bei ruhigen Gemüthern „viel weniger zu fürchten, als bei lebhaften und feurigen Geistern".

„Die Welt auf den Weg der Tugend zu führen und den Feind „des Heils zu besiegen, müßt Ihr dieselben Waffen anwenden, denen „er sich bedient, um sie ewig zu verderben. Der heilige Basilius „giebt uns folgenden Rath: Wenn der Teufel, sagt er, einen Gerech- „ten versucht, dann zeigt er ihm nicht seine Schlingen; im Gegentheil „er versteckt sie vor ihm und tritt auf krummen Wegen ihm näher; „nicht die frommen Neigungen seines Herzens bekämpft er, im Gegen-

„theil, er scheint sie mit ihm zu theilen, aber nach und nach schleicht er „heran und schließt das Fangnetz. Fast einen gleichen Weg müssen „wir einschlagen, um die Welt vom Wege des Verderbens zu retten; „So fanget auch Ihr damit an, vorsichtig das Gute in ihnen zu loben, „ohne ihr Gebrechen zu tadeln; erst dann, wenn Ihr ihr Vertrauen „gewonnen, greift zu den Heilmitteln".

„Niedergeschlagenen und ängstlichen Gemüthern zeigt, so viel ihr „vermögt, in der Unterhaltung ein heiteres und fröhliches Antlitz; „sprecht mit ihnen auf die sanfteste Weise, um sie dadurch leichter zur „Gemüthsruhe zurück zu führen, indem ihr das Uebermaaß durch „Uebermaaß besiegt".

„Niemals laßt außer Acht, weder in Euren öffentlichen Reden, „noch in Euren Privatgesprächen, vor allen Dingen aber da, wo Ihr „Feinde zu versöhnen trachtet, daß Eure Worte veröffentlicht werden „können, daß das, was Ihr in stiller Kammer geredet, auf offenem „Markte laut werden kann".

„Alle Eure Geschäfte thut lieber früher, als daß Ihr sie verzö- „gert oder aufschiebt; habt Ihr auf Morgen etwas versprochen, so „thut es heute".

„Das Geld, das man Euch zu Euren Ausgaben überweiset, „rührt nicht an, laßt es durch die Hand dritter Personen den Armen „geben oder zu guten Werken anlegen, damit Ihr nöthigen Falls mit „einem Eide erhärten könnt, während des Verlaufs Eurer Gesandt- „schaft nicht einen Obolus genommen zu haben. Wenn mit den „Großen dieser Erden zu reden ist, so soll dies Pasquier Brouet „übernehmen".

„Besprecht unter Euch alle Punkte, über welche Eure Ansichten „getheilt sind, schreibt oft nach Rom während Eurer Reise, sobald „Ihr in Schottland seid und auch dann, wenn Ihr Irland erreicht „habt; monatlich legt Bericht über Eure Gesandtschaft ab".

Loyola erwähnt hier durchaus nicht der Instruktionen, welche ihnen der Pabst gegeben hatte, er läßt sich durchaus nicht auf Politik ein. Salmeron und Brouet sind Gesandte des Pabstes und genie- ßen dessen Vertrauen, desselben sie würdig zu machen, beabsichtiget er, aber nichts weiter. Er weiß, daß die natürlichen Anlagen beider Gesandten sich schnurstracks widersprechen, er weiß, daß Salmeron heftigen, Brouet hingegen sanften und weichen Gemüths ist, deshalb legt er diesem auf, mit den Vornehmen dieser Welt zu verkehren;

Alles aber hat er so eingerichtet, daß weder der eine noch der andere sich verletzt fühlen könne und beide für das Heil der Kirche innig mit einander verbunden werden.

An den Grenzen Frankreichs brach gerade in dem Augenblicke, da beide Gesandten dies Königreich zu durchreisen hatten, der Krieg aus; sie erreichten indessen dennoch Schottland, wo Jacob der Fünfte, der Neffe Heinrichs des Achten und Vater der Maria Stuart, regierte.

Heinrich hatte großen Einfluß auf Jacob; er versuchte es auf alle Weise, auch diesen König für die neue Lehre zu gewinnen, oder wenigstens Schottland abwendig zu machen. Paul der Dritte hatte an Jacob Stuart geschrieben; er beschwor ihn, getreu in dem alten Glauben zu verharren, und zeigte ihm zugleich an, daß die beiden Väter der Gesellschaft Jesu als päbstliche Gesandte für Schottland und Irland anzusehen seien. Salmeron und Brouet sahen den König, sie ermahnten ihn, zum Heile der Kirche und zum Heile seiner eigenen Krone, dem Glauben nicht zu entsagen. Jacob versprach ihnen, allen Vorstellungen Heinrichs des Achten zu widerstehen, und somit begaben sie sich nach Irland.

In Schottland hatten sie nur die Gesinnungen zu erforschen, in Irland aber sollten die Gemüther getröstet und gekräftiget werden.

Zu Anfang der Fasten des Jahres 1542 langten sie endlich in Irland an.

Wohin sie ihren Blick wendeten, überall nichts als Zerstörung und Schrecken; jeder Schritt begegnete unerwarteten und tiefen Leiden. Der Tyrann begnügte sich nicht damit, den katholischen Glauben zu unterdrücken, er opferte seinen blutdürstigen Launen die ganze Zukunft dieses Landes. Ohne Unterricht und ohne Hirten war das Volk; ohne Unterricht, weil man hoffte, es durch Unwissenheit zur Apostasie zu verleiten; ohne Hirten, damit Heinrich der Achte und seine Agenten das Volk verfolgen und niedermetzeln konnten. England warf das römische Joch ab und nannte sich frei, diese neue Freiheit aber schlug Irland in Ketten.

Irland hatte das Recht, seine Bischöfe und die Hirten zweiten Ranges zu wählen, auch dies Recht wurde sogleich mit allen übrigen vernichtet. Die Standesherren Irlands hatten, mit einer einzigen Ausnahme, entweder aus Furcht, oder aus Habgier, durch einen feierlichen Eid jedem Edikte Heinrichs des Achten Gehorsam gelobt. Dieser Eid blieb nicht allein verpflichtend

für alle Edikte des Königs, sondern ward sogar bis auf die Willensmeinungen des Königs erstreckt. Die Willensmeinung Heinrichs des Achten war aber nichts anderes, als eine zügellose, unbeschränkte Willkühr, welche sich, wie die ganze Regierung dieses Fürsten, in der grausamen Lebendigkeit ihrer Vollstreckung erkennen läßt.

Heinrich der Achte hatte Alles wohl vorbedacht. Der heilige Stuhl konnte diese katholische Bevölkerung ihm nicht aufs gerade Wohl opfern. Der Pabst werde dieselbe, so hatte er vorausgesehen, durch Briefe oder Legaten beschirmen; er mußte daher diejenigen, die sich mit Rom in einen Briefwechsel einlassen wollten, zurückschrecken, oder die Gesandten einschüchtern. Vor keinem Mittel schreckte Heinrich zurück, es ward also befohlen: alle aus dem Mittelpunkte des Katholicismus kommenden Briefe unter Androhung der schwersten Strafen sofort zu verbrennen und dem Könige von England, oder dem Vice-Könige von Irland die etwanigen Gesandten Roms, sobald sie den Fuß auf die Schwelle des unglücklichen Landes gesetzt, auszuliefern.

Als Brouet und Salmeron verkleidet, Bettlern gleich, dies Königreich betraten, hatte das Schrecken den höchsten Grad erreicht. Man fürchtete sich, fragende Blicke auf einander zu heften. Niemand wollte den andern verstehen. Die Gastfreundschaft ward zu einem Verbrechen gestempelt. Die Angeberei hieß eine That des Patriotismus. Verschweigen war ein strafwürdiges Verbrechen. Nur einem Wunder des Muthes konnte es gelingen, in das Innere eines Landes einzudringen, dessen Grenzen mit Soldaten gespickt waren. Um in diesem Lande zu leben, mußte man sein Leben stündlich, bei Tag und Nacht, aufs Spiel setzen. Ueberall schlichen Spione umher, überall traf man auf gewappnete Haufen, überall auf Fanatiker, überall warteten die Henker mit gezücktem Schwerte in der Faust.

Brouet und Salmeron fanden sich in diesem fremden Lande ohne alle Zufluchtstätte; ihr gläubiger Muth aber wurde nicht gebeugt; überall wich man ihnen als Fremden aus, überall fürchtete man sie als Priester. Nach und nach gewannen sie das Zutrauen einiger Gläubigen, sie unterhielten sich mit ihnen und theilten ihnen den erhaltenen Auftrag mit. Bald umgab sie eine kleine Heerde, die durch ihren Muth selbst mit neuem Muthe belebt ward. Nicht länger als einen Tag durften sie, wenn sie nicht ihre Freunde der drohendsten Gefahr aussetzen wollten, unter einem und demselben Dache herbergen; allnächtlich suchen sie sich eine andere Zufluchtsstätte, aber selbst in

diesem ruhelosen Umherschweifen fanden sie eine Erleichterung ihrer Beschwerden und eine Ermuthigung, den Gefahren stets aufs Neue die Stirne zu bieten. So fachen sie überall in den Gemüthern eine heilige Gluth an, schärfen Vorsicht ein und zeigen den Verfolgten, welche Pflichten sie zu erfüllen, welche Heilsmittel sie zu üben, um fest im Glauben zu bleiben. Beichte sitzend, Sakramente verwaltend, beruhigen sie die Gewissen, klären die Zweifel auf, rufen die Kräftigen zur That, erheben die Schwachen, zu welcher Seelsorge sie unbedingte Vollmacht vom heiligen Stuhle empfangen hatten.

Mit einem Volke, dessen ganzes Eigenthum und Besitz schon eine Beute der Engländer geworden, das aber, arm und verfolgt, wie es war, sich widersetzte, der Kirche die Güter, deren sie zur Erhaltung bedurfte, nehmen zu lassen, hatten sie zu verhandeln. Dispensen und Erlasse wurden hier nothwendig. Salmeron und Brouet ertheilten sie, ohne das Geringste dafür zu forden. Der Vorschrift Loyolas eingedenk wiesen sie selbst das zurück, was die Liebe der Irländer ihnen anbot; wo sie kleine Abgaben auferlegen mußten, erhoben sie nie diese selbst. Sie hatten die Katholiken vermogt, zu diesem Amte Personen zu wählen, die sie ihres Vertrauens werth hielten. Fast überall ernannten die Katholiken zu diesem Amte ihre Bischöfe, die so gut wie sie selbst zum Tode verdammt waren. Diese Abgaben wurden zur Widerherstellung der Kirchen, zur Unterstützung der Wittwen, zur Ernährung der Weisen und zur Bewahrung der Unschuld verwendet.

In 34 Tagen hatten die beiden Gesandten die ganze Insel durchreiset. Die Irländer hatten nun erfahren, daß ihre Leiden auf dem päbstlichen Stuhle in Rom väterlichen Ohren vernehmbar waren, und, daß der Vater selbst ihre kühne Ausdauer gut heiße. Sie wußten, daß er sie segne, wie Brouet und Salmeron in seinem Namen sie gesegnet hatten.

Die Freude der Katholiken ward mächtiger, als ihre Schweigsamkeit; an der Stirne, die nicht mehr demüthig sich beugte unter den Streichen der Handlanger des Tyrannen, an dem kühnen Muth, der aus jedem Auge hervorblickte, an der Hoffnung, die sich in jedem Worte verrieth, erkennen die Sektirer, daß in Irland, aus dem sie schon eine Wüste gemacht zu haben meinen, etwas Ungewöhnliches vorgehe. Sie schikken sich also an, die Erfolge zu vernichten, die sie ahnten, Haß und Fanatismus machen sie hellsehend; sie entdecken die Anwesenheit der römischen Gesandten. Auf deren Kopf wird sogleich ein Preis gesetzt

Todesstrafe und die Strafe des Verlustes aller irdischen Güter gegen jeden Einzelnen eines Hauses ausgesprochen, das Salmeron und Brouet auf eine Stunde beherbergt. Der Zweck der Sendung war erfüllt. Der Pabst hatte, in der Voraussehung, daß ein längerer Aufenthalt seiner Gesandten auf dieser Insel für die katholische Bevölkerung des Landes und für die beiden Väter selbst heftigere Verfolgung herbeiführen könne, schriftlich seinen Gesandten aufgetragen, sofort nach Italien zurückzukehren, wenn sie glaubten, durch ihre Gegenwart noch größeres Unheil zu erregen. Daher entschlossen sie sich, diesem Befehle zu gehorchen. Unter Thränen scheiden sie von den Unglücklichen, die sie bisher im Glauben gestärkt, jedoch sagen sie ihnen Hülfe und Beistand zu. Sie hatten einen Plan entworfen, der nur im Haupte eines Schülers des Loyola entstehen konnte; diesem vertrauend, verhießen sie Hülfeleistung.

Beide, obwohl vogelfrei erklärt, hatten den edlen Anschlag gemacht, nach London zu gehen, dort persönlich Heinrich dem Achten unter die Augen zu treten, mit Hülfe ihrer Beredsamkeit und ihrer Liebe den Zorn des Königs zu entwaffnen, und vor dem Richtstuhle des eigenen Gewissens des Königs die Sache des katholischen Glaubens und der Menschlichkeit siegreich zu verfechten. Dieser Plan war unausführbar. Hätten sie ihn wirklich theilweise ausgeführt, hätten beide Gesandte einen Fuß in London gesetzt, so würde ein Todesurtheil und dessen eilige Vollstreckung unfehlbar die Geschichte Heinrichs des Achten mit einem Verbrechen mehr belasten. Dieser Martertodt hatte freilich in ihren Augen wenig Gewicht, sie hatten sich ein Ziel gesteckt, und blindlings, wie der Soldat dem Siege, eilten sie demselben entgegen.

Kaum aber hatten sie die schottische Grenze betreten, so stellten sich der Ausführung dieses Plans unübersteigliche Hindernisse entgegen. Schottland stand in hellen Flammen; dem Beispiele Englands folgend, erfaßte es die religiose Revolution. Die schottischen Irrlehrer und Prediger trieben die Unordnungen, die Spaltungen, den Abfall von der Kirche, und die mißbräuchlichen Auslegungen der heiligen Schrift noch weiter als alle übrigen. Knox, ein Schüler Calvins, hatte sich an die Spitze eines puritanischen Haufens gestellt und herrschte mit Feuer und Schwert im Lande. Alle Aussichten auf Erfolg verschlossen sich den beiden Vätern, sie schifften sich nach Dieppe ein; von dort begaben sie sich nach Paris, wo schon die Aufträge des

heiligen Stuhles sie erwarteten. Paul der Dritte trug ihnen auf, nach Schottland zurückzukehren. Bevor sie jedoch diesem Befehle Folge leisteten, den sie schon, ohne die Ansichten des Pabstes zu wissen, ausgeführt hatten, übersendeten sie ihm einen, über den Zustand der Länder, die sie besucht, genau zusammengetragenen Bericht, seinen ferneren Befehlen entgegen sehend. Unmittelbar darauf empfingen sie den Befehl, sofort nach Italien zurückzukehren. Zapata blieb bis zu Ende seiner Studien in Paris, sie selbst aber machten sich zu Fuß, wie sie gewöhnlich reisten, auf den Weg. Frankreich war damals mit Spanien im Kriege. Die Verschlagenheit und List Karls des Fünften erfüllten alle Behörden mit Verdacht. Die Anwesenheit zweier Fremden, deren von der Reise abgenutzte Kleider im grellsten Widerspruche mit der Art sich auszudrücken standen, erregten natürlich Mißtrauen. Salmeron war Spanier, Brouet konnte sich auf Niemand berufen. Man klagte sie der Spionerei an und warf sie ins Gefängniß. Der Kardinal von Tourenne und der Kardinal Gaddi waren gerade in Lyon anwesend, sie erkannten die beiden Väter und bewirkten, daß man ihnen mit der, römischen Abgesandten gebührenden, Achtung begegnete; sie versorgten, damit beide den ferneren Weg in Sicherheit zurücklegen könnten, die Reisenden mit Pferden, mit Geld und mit Geleite.

So endigte die irländische Gesandtschaft. Als der Erzbischof von Armagh erfuhr, daß es den Jesuiten nicht vergönnt worden sei, all das Gute zu stiften, was er sich versprochen hatte, rief er aus: wenn die Schaafe die Stimme ihrer Hirten nicht hören, so werde ich wenig erlangen.

Am selben Tage noch reiset der Bischof, dem nur die Augen des Glaubens geöffnet waren, ab, er besiegt alle Hindernisse, gewinnt Irland, durchzieht in allen Richtungen seine Diözese, und sucht das von Salmeron und Brouet begonnene Werk weiter auszufühen.

Kaum einige Tage der Ruhe wurden den Vätern gestattet. Die Arbeit des Apostelamts ward ihnen unter einer neuen Gestalt wieder übertragen. Im Monat Dezember 1542 erscholl durch ganz Italien ein neuer Lärm, Zwiespalt und Irrglauben wurden überall sichtbar, die Kirche bedurfte des Friedens, die beiden Völker, die an der Spitze der Bildung standen, Frankreich und Spanien, brachen den Traktat, dessen Errichtung Paul der Dritte unter großen Anstrengungen vermittelt hatte. Der Türke bedrohte mit seinen Flotten Italien, allein

nicht hier zeigte sich der fuchtbarste Feind. Der Pabst wünschte vor allem, erst das Uebel innerhalb der Kirche zu wenden.

Die Väter der Gesellschaft Jesu zerstreueten sich, wie vorgeschobene Wachtposten, in allen Städten. Salmeron und Brouet waren in diesem Augenblicke ohne besonderen Auftrag. Der Pabst befahl ihnen, nach Foligno zu gehen, wo das Unkraut fast schon ganz den Weitzen erstickt hatte. Foligno kehrte bald zum Glauben zurück.

Der Kardinal Moroni, Bischof von Modena, bat im Jahre 1549 Loyola, einen seiner Söhne zu ihm zu senden. Salmeron ward dazu ausersehen. Er wollte predigen; die Irrlehre aber hatte in dieser Stadt so thätige Anhänger, daß auch nicht ein Zuhörer sich einfand. Salmerons Muth ward keinesweges dadurch gebeugt, man klagte ihn als einen Feind der Kirche an, da er beabsichtigte, dem Volke zu beweisen, daß die Sektirer dasselbe in seinem guten Glauben täuschten und betrögen; selbst an die Gerichte Roms richtete man die Klage auf Rechtfertigung seiner Lehre. Ignatius ruft ihn sogleich zurück. Salmeron erscheint und vertheidigt sich vor dem Gerichte; er beruft sich auf das Zeugniß dreier angesehenen Männer Modenas, welche sämmtlich der Wahrheit die Ehre geben. Die, durch ihre eigenen Argumente als falsch erwiesene, Anklage ward verworfen und der freigesprochene Missionar kehrt in die Stadt zurück, die seine Liebe auf eine so harte Probe gestellt. Er verweilte zwei Jahre daselbst.

Eine noch beschwerlichere Mission wurde Pasquier Brouet aufgebürdet. Ihm würde vielleicht nicht schwer geworden sein, die Gemüther Folignos zur Buße zu leiten, aber ein schwierigeres Werk war seine Anfgabe: die Hebung der Sittlichkeit unter der Geistlichkeit. Die Priester, die Mönche, alle Geistlichen, lebten in einer Verderbniß, die nicht minder groß war, als ihre Unwissenheit. Brouet führte zuerst wieder die Hochachtung der Kirchengesetze ein und sah sich nicht selten in die Nothwendigkeit versetzt, mehr als einen Geistlichen in den Anfangsgründen der Sprachlehre zu unterrichten.

Von Foligno, wo der Irrwahn völlig geheilt, eilte er nach Montepulciano, von hier aus auf Bitten des Kardinals Carpi nach Reggio in Modena, um ein Nonnenkloster zu reformiren. Brouet hatte, nach Loyolas eigenem Worte, die Herzensgüte und das Auge eines Engels. Durch seine Milde führte er bald die thörichten Jungfrauen zu ihrer Pflicht zurück. Der Kardinal selbst geleitete ihn nach

Faenza, einer Stadt, wo die Irrlehre, begünstigt von der Finsterniß aller Laster, einen Stammsitz aufgeschlagen; hier nemlich vereinigten sich alle Lehrer des Irrglaubens gleichsam wie in einer großen Herberge.

Ochin, berühmt durch die strenge Zucht, die er in die Klöster des heiligen Franz von Assisi einführte, späterhin aber der Freund Johann Calvins, verleugnete seinen Glauben, seinen Orden, und stellte sich an die Spitze aller Irrlehrer. Pasquier Brouet hatte hier sehr mächtige Gegner zu bekämpfen, die, den Neigungen des Volkes schmeichelnd, die Religion zur Dienstmagd niedriger Triebe hinabsetzten, und mit ihren Moralpredigten den Glauben zerstörten. Durch solche Mittel hatten sich die Neuerer in der Lombardei einen mächtigen Anhang gewonnen.

Brouet trat nicht sofort öffentlich als ihr Gegner auf; in Familienkreisen sprach er nur von der Errichtung christlicher Brüderschaften zur Unterstützung der zahlreichen Armen. Die Armen selbst nahmen willig seine Rathschläge an. Von der Abwendung der äußeren Noth ging er dann zur Heilung der sittlichen Gebrechen derer über, die sich ihm angeschlossen. Nach und nach siegte das gute Beispiel. Dann ging er einen Schritt weiter; er vertheidigte öffentlich die katholische Lehre, stellte die Wahrheit derselben so hell ins Licht, daß selbst Ochin sich zum Widerrufe gezwungen sah. Faenza war gleichsam verjüngt, auf offener Straße sah man die Einwohner, zum Zeugniß der Versöhnung mit Gott und der mit den Brüdern neugeschlossenen Gemeinschaft, einander in die Arme sinken. Der Haß, der Zwiespalt war verschwunden aus einer Stadt, welche kurz zuvor noch das Bollwerk dieser Leiden gewesen war. Um hier sein Werk noch mehr zu befestigen, verweilte Brouet zwei volle Jahre in Faenza.

Lefevre und Laynez waren ihrerseits nicht minder thätig Als sie Parma und Piacenza verließen, waren bereits die Priester in ihren Geist eingedrungen, um nun das von ihnen begonnene Werk fortzusetzen.

Nach dem von den Sektirern befolgten Plane sollte Italien durchwandert und besonders die Nachbarländer Roms von der Einheit der Kirche abgerissen werden, Länder, auf deren Schutz Rom rechnen mußte.

Die Katholiken kannten dieses Vorhaben; sie suchten, ihren Kräften

gemäß, dasselbe zu vereiteln, aber sie erlahmten in diesem Kampfe, denn die Gegner der Kirche griffen zu allen Waffen, und leider fanden sie in ihr selbst ein Rüsthaus der Verderbniß und des Aergernisses; es war leicht, Anschuldigungen und Beweise wider sie selbst aus ihr zu nehmen.

Venedig, dieser große Stapelplatz des morgenländischen Handels, ward gleichsam von den Irrlehrern überfluthet, denn hier schien man nur für Geld und Freuden ein offenes Ohr zu haben. Jegliche Sekte hielt in Venedig eigene Emissäre, um Proselyten zu werben. Zuerst hielten diese sich heimlich und verborgen, indem sie ihre Umtriebe den argwöhnischen Anordnungen dieser Republik anzupassen suchten; sobald sie aber ihrer Fortschritte gewiß waren, warfen sie die Maske ab und verkündeten mit lauter Stimme die Siege, die sie im Geheim erfochten. Der Doge, Peter Lando, und sein Rath sahen kein anderes Mittel mehr, diesem Uebel zu begegnen, als das kräftige Wort Laynez. Sie baten den Pabst um denselben. Er eilte herbei, und schon seit den ersten Monaten des Jahres 1542 trifft die Verbreitung der Irrlehre manchen ungeahnten Widerstand. Seine Beredsamkeit war voll Leben, er bediente sich kräftiger Bilder und eingreifender Gedanken, die die reiche Einbildungskraft des venetianischen Volkes durch ihre Klarheit erfaßten. Vom frühen Morgen an predigte er auf den verschiedenen Kanzeln. Der große Haufe war so begierig nach seinen Reden, daß nicht selten ganze Schaaren Nächte hindurch vor den Kirchthüren verweilten. Die Abende verwendete er dazu, in der Kirche des Erlösers das Evangelium St. Johannes zu erklären. In diesen Vorträgen nahm er Stück für Stück die neuen Lehren durch, zeigte sie in ihrer ganzen Blöße und verwarf sie mit so schlagenden Vernunftgründen, daß jeder Zweifel unmöglich blieb. Das Carneval eröffnete nun bald seine bachantischen Belustigungen. Laynez erwähnte nun der Trauer der Kirche und bat: die rauschenden Belustigungen, die zum Sprichworte geworden sind, weniger glänzend zu begehen. Ein großer Theil der Venetianer verzichtete freiwillig auf alle Carnevals-Freuden. Es ist dies vielleicht der schönste Sieg, den die Redekunst jemals errungen, der sich fruchtbringend und dauernd in der Bekehrung derer erwies, die schon der Irrlehre angehangen.

Trotz der Bitten des Dogen wollte Laynez, dessen Wort eine ganze Stadt wieder gewonnen, das Hospital St. Johannes und St. Paulus, in welchen er seine Wohnung genommen, nicht verlassen.

Hier in diesem Zufluchtsorte der Armuth empfing er jene mächtigen Senatoren und jene Kaufherren, die reicher, als die Könige, ihren kleinen Freistaat zu einem ruhmgekrönten Reiche erhoben hatten. Sie verließen ihre Paläste am großen Kanal, ihre morgenländischen Teppiche, ihre marmornen Säle, und setzten sich auf die hölzerne Bank des Missionars, den Lehren zu horchen, welche Laynez vom Throne seiner Armuth verkündete. Andreas Lippomani, reicher als der Doge, überwand endlich das Widerstreben des Paters und nöthigte ihn, seine Wohnung zu theilen, indem er zugleich als Preis der Erhörung dieses, seines Wunsches, eine ihm gehörende Priorei in Padua zur Einrichtung eines Collegiums der Gesellschaft Jesu überweiset.

Polanque und Frusis waren von Loyola nach der berühmten Universität Padua geschickt, um dort ihre Studien zu beendigen.

Während diese beiden Jünglinge sich bemühten, den Schatz menschlicher Kenntnisse zu erweitern, trachteten sie dennoch, unter ihren Mitschülern wahre Gotteskenntniß zu verbreiten. Obgleich sie selbst noch Novizen des Ordens waren, ließen sie es sich angelegen sein, dem Orden ausgezeichnete Talente zu erwerben. Zu diesen gehörte namentlich Hyronimus Otelli. Nachdem nun Laynez Venedig dem Abgrunde der Verführung und Irrlehre entrissen, wollte er die Geschenke Lippomanis verwenden. Er begab sich zu dem Ende nach Padua, um die innere Einrichtung des Collegiums zu treffen. Die Universität dieser Stadt zählte unter ihren Mitgliedern viele Sektirer, welche von allen Enden herbeikamen, um in die Herzen der Jugend den Samen der Zügellosigkeit *) auszustreuen. Laynez bediente sich in Padua ganz derselben Mittel, wie in Venedig, und erfreute sich desselben Erfolges. Im Februar des Jahres 1544 begab er sich nach Brescia, wohin die Schüler und die Werke Luthers und Calvins vorgedrungen waren. Hier, wo er bald zum wahren Glauben zurückgeführt

---

*) Freiheit! Fortschritt! Knechtschaft! Stillstand! Licht! Finsterniß! das sind die von den Neuerungssüchtigen in allen Zeiten zur Aufregung des großen Haufens verwendeten Redeformen. Die Geschichte giebt Zeugniß, daß alle jene, die mit diesen Stachelworten offen vor der Welt um sich werfen, nur zu beklagen sind; denn sie gerade sind die ersten, die, von Natur beschränkt, durch so klingende Schellen sich haben bethören lassen; sie selbst meinen es in ihrer Verdummung redlich mit solchen Exklamationen, sehen aber den Wald vor Bäumen nicht, und merken nicht, daß sie nur zum Abschießen der Pfeile benutzt werden. Der Ueberf.

hatte, lebte ein ehemaliger Mönch, der durch eine salbungsreiche Dialektik eine Menge Proselyten gemacht. Er erklärte öffentlich, daß er als tüchtiger Theologe dem Laynez gegen die Lehre vom Fegfeuer mehrere Einwendungen machen werde, vor welchen derselbe verstummen, oder ein Lutheraner werden müsse. So wurden nun die Schranken des Streites nicht zur Lust, sondern aus Nothwendigkeit eröffnet. Umgeben von einer großen, des Kampfes begierigen Menge, trat der Mönch dem Jesuiten gegenüber, der ruhig, mit niedergeschlagenen Augen der Entwickelung der vorgebrachten Gründe zuhörte. Als sie alle aufgezählt waren, führte Laynez, der mit einem wunderbaren Gedächtnisse ausgerüstet war, jeden Einwurf einzeln in derselben Ordnung wieder auf und bekämpfte ihn mit einer solchen Klarheit, daß der neue Apostel laut seinen Irrthum bekannte, wieder in den Schooß der Kirche zurück trat, und der eifrigste Vertheidiger seines Siegers ward.

Aehnliche, unter den Augen des Pabstes selbst erreichte, Erfolge liehen dem aufkeimenden Institute einen wunderbaren Einfluß, es breitete sich unter dem Schirme des heiligen Stuhles, zu gleicher Zeit in entfernten Gegenden aus.

Die Pariser Universität war die erste Schule der Gesellschaft gewesen; man hatte dort nicht die Fähigkeiten einiger, die Kenntnisse anderer und die hohe Sittlichkeit aller vergessen. Mehrere reiche Personen unterhielten mit allem Nöthigen eine Anzahl junger, in den Orden aufgenommener Männer, welche Ignatius zur Vollendung ihrer Studien nach diesem Sitze aller Aufklärung gesendet; die Wiege des Ordens sollte nun auch seine Pflanzstätte werden.

Seit dem Frühling 1540 wurde Jacob D'Eguia aus Navarra zum Superior dieser Schule ernannt. Hyronimus Domenech folgte ihm im Jahre 1541. Paul Achilles, Ribadeneira, Viole, Franz Strada, einer der berühmtesten Kanzelredner seines Jahrhunderts, Andreas Oviedo, nachmaliger Patriarch von Aethiopien, und andere weniger bekannte, keinesweges aber minder eifrige Männer, erfaßten mit jener, den Novizen eigenthümlichen Wärme die Studien, die die Universität ihnen anbahnte.

Das Leben, das sie inmitten des großen Paris führten, war ganz nach dem Muster geordnet, das ihnen ihre Vorgänger hinterlassen. Sie feierten den Gottesdienst, und communicirten in der Kirche der Barmherzigen.

Wie aber wahre Frömmigkeit niemals die Liebe gegen andere ausschließt, so verbreiteten auch diese jungen Leute, deren Begeisterung gleichen Schritt mit ihren Wissenschaften hielt, die geistlichen Uebungen.

In Folge jener Predigten, welche die Beredsamkeit in einem neuen Gewande vorführten, trat Jacob Miron als Noviz in den Orden. Franz Picard, jener berühmte Doctor der Theologie, — dessen Name als solcher keineswegs vergessen ist — und Magister der freien Künste, erklärte sich öffentlich zum Freunde und Beförderer des Ordens.

Eguia und Domenech erkannten die Nothwendigkeit, die Mitglieder der Gesellschaft, deren Zahl noch unbedeutend war, in einem Hause zu versammeln.

Das Collegium des Bourfiers ward ihre erste Wohnung in Paris.

Im Jahre 1542 begaben sie sich in das lombardische Collegium.

Ignaz Vertrauen auf die zukünftige Ausbreitung der Gesellschaft war so vollkommen, daß er nicht fürchtete, ihre Verbreitung dadurch zu hemmen, wenn er die unter seinen Fahnen angeworbenen Glieder von ihren Studien und aus ihrem Vaterlande abrufe. In diesem Jahre kam der Wunsch Portugals, Collegien der Gesellschaft zu errichten, ihm zu Ohren; nur neunzehn Mitglieder zählte die Gesellschaft in Paris. Er befahl Miron, Pontius Cogordan und Franz de Rohas, sich nach Lissabon zu begeben.

Der König Franz und der Kaiser, diese beiden Rivalen, deren Händel die Weltgeschichte erfüllen, griffen wiederum zu den Waffen. Karls Unterthanen erhielten Befehl, innerhalb acht Tagen Frankreich zu verlassen. Domenech war Spanier, er reiste mit sieben, im Institute gewonnenen Landsleuten nach Brüssel ab.

In den nachfolgenden Jahren verhinderte der Lärm der Welteregnisse und der Siegesfeste die in Paris zurückgebliebenen Väter, die Zahl ihrer Ordensglieder zu vergrößern.

Der Orden war von einem Spanier gegründet; der größte Theil seiner Mitglieder gehörte diesem Volke an. Der Spanier und der Franzose leben in steter Eifersucht mit einander; Vorurtheil und Abneigung trennen sie, denn Sitte und Charakter stehen sich zu schroff entgegen. Das, von deutschen und italienischen Ketzern gegen die Jesuiten erhobene Geschrei fand in Frankreich, der Herberge der Sektirer, großen Anklang.

Ignaz hatte in Paris die ersten Fundamente des Ordens allerdings gelegt, aber er begriff wohl, daß die Lage desselben jetzt eine sehr gefährliche sei, daß man es der Zeit überlassen müsse, die Gemüther zu beruhigen. Diese verständige Vorsicht trug glückliche Früchte. Wilhelm Duprat, Sohn des Kanzlers dieses Namens, und Bischof von Clermont, trat im Jahre 1545 als Beschirmer des Ordens auf. Er gründete zuvörderst zu Billom ein Collegium, überließ sodann seinen eigenen Pallast zu Clermont, der später in ein Ordenshaus umgewandelt wurde, den Vätern zur Wohnung, und setzte sogar den also bisher beschützten Orden theilweise zum Erben seiner Güter ein.

Der Orden hatte sich nunmehr in einem französischen Prälaten eine, ihm ergebene, Stütze gewonnen. Zur selben Zeit auch entschloß sich der ausgezeichenteste Kopf damaliger Zeit zum Eintritt in die Gesellschaft Jesu. Wilhelm Postel war es, den Margarethe von Valois das Wunder der Welt zu nennen pflegte, von dem selbst die Gelehrten behaupteten, seinem Munde entströmen so viele Orakel als Worte. Durch angebornes Talent, glühende Einbildungskraft und dem Besitze aller Sprachen und Wissenschaften hatte er sich zum Freunde der Könige erhoben, die größten Herren damaliger Zeit schmeichelten ihm, wie die Schranzen dem Fürsten. Der Ruf, den sich damals schon die Gesellschaft Jesu in Europa erwarb, bestimmte Postel, in der Blüthe seiner Tage den Hof zu verlassen und Ignaz um Aufnahme unter seine Söhne zu bitten. Diese Erwerbung war bedeutend. Loyola erfreute sich derselben anfangs, aber bald erkannte er, daß der Schein getrogen. Die Einsamkeit und Selbstverläugnung sagten einem so thatkräftigen Geiste durchaus nicht zu, der in den Studien keine neuen Aufschlüsse mehr erwarten konnte. Postel kannte die Gesellschaft Jesu nur einseitig; — als Spender des unvergänglichen Lichtes unter den Heiden, lehrend, predigend und kämpfend, hatte er sie kennen gelernt, aber die Prüfungen, denen der Orden seine Novizen unterwirft, hatte er übersehen; er selbst ergab sich zwar diesen geistlichen Uebungen, ward aber bald die Beute phantastischer Visionen; er träumte eine neue Ankunft Christi, stürzte sich in alle Irrthümer des Rabinismus und suchte sogar in der Astrologie das Fundament religiöser Wahrheit *).

---

*) Schon hier finden sich die ersten Anfänge der Schellings-Naturphilosophie, freilich in dem barocken Gewande der damaligen Zeit. D. Uebers.

Eine solche Erscheinung war nicht im Orden zu dulden. Salmeron und Laynez versuchten es, dies vom Stolze verblendete Talent auf den rechten Weg zurückzuführen; auch der Cardinal Savelli unternahm Postels Heilung, aber mit eben so geringem Erfolge, als Ignatius. Durch seinen ausgebreiteten Ruf hätte Postel dem Orden gefährlich werden werden können; er ward daher ausgeschlossen. Dieses übel ausgelegte und überall in Frankreich unter falschem Lichte dargestellte Ereigniß verzögerte die Ausbreitung des Ordens.

Der größte Theil der Universitäten widersetzte sich der Zulassung des Ordens als Unterrichtsanstalt und kämpfte gegen denselben an. In Frankreich hat dieser Kampf drei Jahrhunderte gewährt; er dauert noch heute daselbst fort, wo alles sich geändert, nur nicht leidenschaftliche Aufregung. Wenn wir später das Erziehungssystem der Jesuiten, die Verfassung ihrer Collegien, ihre Lehrmethode untersuchen und deren Erfolge berichten, werden wir auch die Grundsätze, die diesen großen Anstalten zur Grundlage dienten, erörtern. Bevor wir aber diese, so lange Zeit hindurch streitige, stets mit Gewalt unterdrückten Ergebnisse berichten, glauben wir noch einen Schritt zurückthun und den Ursprung und die Constitutionen der alten Universitäten beleuchten zu müssen. Wir haben den Ursprung der Gesellschaft Jesu entwickelt, auch den Beginn der Universitäten und die socialen Bedürfnisse, aus denen sie hervorgegangen, müssen wir kennen lernen.

Die Wiege der ersten Universität, ihr Gründer, das Jahrhundert ihrer Entstehung, sind bis jetzt der Geschichte ein Geheimniß geblieben. Paris und Bologna machen sich den Vorrang streitig. Nach unserem Dafürhalten dürfte die Pariser Universität älter sein als jenes Institut von Bologna, alle übrigen Universitäten aber entstanden kürzere oder längere Zeit nach diesen beiden Schwestern.

Die Pariser Universität war keinesweges nach einem vorberechneten und abgeschlossenen Plane errichtet. Nicht ein Kopf hatte mit so kühnem Ueberblick, als Ignatius, den Inbegriff ihrer ganzen Wirksamkeit im Voraus entworfen und bedacht. Es ist nicht zu leugnen, Karl der Große ermuthigte in seinem abendländischen Reiche das Studium der Wissenschaften und Künste, welche glänzend seinen Thron umstrahlen, allein die in den Sälen des Pallastes zufällig gebildete Schule *) dies Zusammenwirken von vier fremden Gelehrten, deren

*) schola palatii.

Lehren die Fürsten, die Bischöfe und die Feldherrn horchten, kann, obgleich die Welt hell durch die Strahlen, welche von diesem kaiserlichen Fockus ausströmten, erleuchtet ward, dennoch keinen Anspruch auf den Namen einer Universität machen.

Vor und nach der glorreichen Regierung Karls des Großen weilte die Wissenschaft an heiliger Stätte. Die Kirche hatte für sie ihre Kapitel, ihre Klöster, selbst ihre Bischofssitze. Aus dem Kloster von St. Martin Tours gingen, nach dem Zeugniß des Sulpitius Severus, viele Gelehrte und eine große Anzahl von Prälaten hervor.

Die Abtei von Lerins war eine berühmte Schule, deren Ruf der heilige Honoratius bis in das Juragebirge verbreitete. Der heilige Colombanus und der heilige Benedikt spornten ihre Geistlichen zur wissenschaftlichen Thätigkeit an. Jedes Kloster ward eine Schule. Im eilften Jahrhundert gründeten die Cathedralen zu Reims, zu Poitiers, zu Mans, zu Auxerre und viele andere Kirchen öffentliche Schulen, unter denen die zu Chatillon-Sür-Seine eines großen Rufes genoß, aus der sogar ein heiliger Bernhard hervorging.

Diese Stiftungen, die der Katholicismus ins Leben gerufen, der Erziehung und Verbreitung des Wissens zu allen Zeiten beabsichtigt, weil er seine Lebenskraft nur aus der Versittigung der Welt schöpfen kann, können dennoch nimmer „Universitäten" genannt werden. Die Entstehung dieser Körperschaften dürfen wir erst von dem Zeitpunkte an annehmen, wo sich die Pariser Universität constituirte, und diese selbst hat nur von dem Tage ab eine historische Existenz, an welchem die Könige und die Päbste ihr aus Dankbarkeit und Genehmhaltung ein gesetzmäßiges Dasein, Statuten, Privilegien, und den bezeichnenden Namen „Universität" ertheilten.

Zu den Zeiten der Bürgerkriege im Zehnten Jahrhundert und der Verheerung Frankreichs durch die Normannen, flüchteten die Lehrer und Schüler aus der Schule des Pallastes in die Vorhallen von Notre-Dame, von wo aus sie sich mit der Zeit bis zur heiligen Genoveva auf der Höhe ausdehnten. Zwei andere Schulen hatten fast gleichen Ruf mit der Pallastschule erworben, es waren die Schulen von St. Germain und St. Denis. Die Päbste nannten diese drei Anstalten ihre geistlichen Töchter. Gottfried von Boulogne, Erzbischof von Paris und Kanzler von Frankreich, gründete zu Ende

des Eilften Jahrhunderts die erste weltliche Schule, in welcher Wilhelm von Champeaux Rhetorik und Theologie lehrte, dessen Schüler, Nebenbuhler und Nachfolger Abailard, besonders den Ruf dieser Stiftung hob. Wetteifer mehrte in diesen verschiedenen Anstalten Fleiß in allen Studien, vervielfältigte wirkliche Gelehrsamkeit und die Zahl der Zuhörer. Erst zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erhielten die Lehrer und Schüler insgesammt den Namen „Universität". Keinesweges sollte dieser Name andeuten, daß in diesen Schulen alle Wissenschaften *) gelehrt werden, noch weniger sollte er bezeichnen, daß er allen denjenigen zukomme, welche zum Studium aufgenommen wurden. Dies Wort hat keinesweges eine so stolze Abstammung. Sein Ursprung ist folgender: Die Päbste Ignocenz der Dritte, Honorius der Fünfte, Ignocenz der Vierte und Alexander der Vierte bewilligten jenen Korporationen Freiheiten und Gnadenbezeugungen. Um dieselben auf wissenschaftlichem Wege zu erhalten, richteten sie häufig an die Lehrer und Schüler eigene Schreiben, welche gewöhnlich mit einer dieser Formeln anfingen **): Noverit universalitas vestra, oder universalitas magistrorum et scholarium.

Von diesem Ausdrucke, der gemeinschaftlich an alle gerichtet war, schreibt sich der Name „Universität" her.

Robert von Chourson, Legat des heiligen Stuhles in Frankreich, entwarf die ersten Statuten der Pariser Universität, welche das Datum 1215 tragen. Als Unterrichtsgegenstände erwähnen sie nur die Künste und die Gottesgelahrtheit ***).

Ignocenz der Dritte fügte die juridische Facultät hinzu. In einer Bulle von 1231 setzt der Pabst Gregor der Neunte schon das Dasein vom Magister der Theologie, der Jurisprudenz, der Naturwissenschaften, (der Arzneikunde) und der Künste voraus. Die Universität selbst vergleicht er in der, den Bischöfen im Jahre 1253 über-

---

*) Nicht in allen Zweigen der Wissenschaft wurde unterrichtet. Die Universitäten zu Orleans und Bourges z. B. lehrten nur die Rechtswissenschaft, während zu Montpellier allein die Medizin vorgetragen wurde.

**) Eurer Gemeinschaft sei kund, oder: die Gemeinschaft der Lehrer und Schüler.

***) Die Magistri artium sollten die Philosophie, die Theologen zugleich die heilige Schrift lehren.

gebenen Darlegung ihrer Mißhelligkeiten mit den Dominikanern, die vier Facultäten mit den vier Strömen des irdischen Paradieses.

Außer der Universität existirten viele Schulen. Die Franziskaner, die Prediger oder Dominikaner, die Carmeliter und die Augustiner eröffneten jungen Leuten aus allen Nationen ihre Schulen. Die Concurrenz hatte allerdings manche Conflikte zur Folge, denn der Neid regt sich zu allen Zeiten. Das Königliche oder Päbstliche Ansehen beseitigte dergleichen Streitigkeiten. Die leidenschaftliche Eifersucht ward entweder gerechtfertigt oder verworfen, sie war entweder Siegerin, oder sie unterlag, aber Niemandem fiel es ein, die Freiheit des Unterrichts zu beschränken; man erkannte sie durchaus an; die entstehende Universität achtete diesen Grundsatz, und die geistlichen Orden bekannten sich zu demselben.

Die Universität war in jenem Zeitraume eine freie Vereinigung, in welcher man weder Prüfungen, noch Grade, noch Diplome kannte, die Fähigkeit allein verlieh das Recht, zu unterweisen. Der Pabst Gregor der Neunte stiftete zuerst die noch gebräuchlichen Grade der Baccalaureen, der Licenziaten, Magister und Doctoren.

Der Titel Baccalaureus wurde dem untersten Grade beigelegt, wie man damals die Offiziere niederen Ranges bas chevaliers nannte. Licenziat war derjenige, der nach vorgeschriebener Prüfung die Freiheit erhielt zu unterrichen. Die Titel Magister und Doktor erklären sich selbst *). Die Universität hatte anfangs keine besondere Verwaltung,

---

*) Die Prüfungen dieser verschiedenen Grade waren folgende: Nach dreijährigem theologischem Studium mußte der Student seine erste Thesis unter dem Namen des Tentamens aus dem ersten Theile der Werke des heiligen Thomas vertheidigen; bestand er siegreich diesen Kampf, so erhieit er den Titel Baccalaureus. Nach zwei Jahren konnte er dann sich zum Licenziaten melden, in welchem Zeitraume er zwei Examina machen mußte. Das erste umfaßte die scholastische Theologie, das zweite die Lehre von den Sakramenten, Exegese und die Kirchengeschichte. Während dieser beiden Jahre der Licenz (man nannte es auf der Bank sitzen) mußte der Baccalaureus mehrere Thesen, welches man die große und die kleine Ordinaria oder die Sorbonnita nannte, vertheidigen. Diesen letzten Namen führte die These, weil sie in der Sorbonne, und zwar von des Morgens sechs Uhr bis des Abends zehn Uhr vertheidiget werden mußte. Nachdem der Baccalaureus diese Aufgabe gelöst und siegreich seine Sätze vertheidiget, empfing er die Benediction des Kanzlers von Notre-Dame und den Titel eines Licenziaten. Endlich erhielt der Licenziat, nachdem er von den Doktoren drei Stunden mündlich examinirt worden war (was man die Ves-

die allgemeinen Gesetze dienten ihr zur Richtschnur, nach und nach erhob sie sich zu einer Körperschaft und ordnete ihr Verhältniß. Nicht von den Königen von Frankreich suchte sie die gewünschten Bestätigungen und Vorrechte zu erwerben, sie wendete sich stets in diesen Angelegenheiten nach Rom. Ignocenz der Dritte erlaubte ihr, sich einen Prokurator zu ernennen; Ignocenz der Vierte sogar, sich eines eigenen Wappens zu bedienen, wodurch die Würde eines Kanzlers eingeführt ward.

Die Universität war also von den Päbsten abhängig und erkannte diese Abhängigkeit stets an; selbst unter ihren Würdenträgern zählte sie einen besonderen Repräsentanten des heiligen Stuhles, der über die Rechtgläubigkeit der Lehre zu wachen hatte. Er führte den Titel Syndikus. An der Spitze jeder Fakultät stand der Decan. Der Decan der Fakultät der Künste führte den Titel Rektor der Universität. Privilegien entbehrte keinesweges diese Körperschaft; häufig suchte sie dieselben nach, und vielfach gewährten die Päbste sie ihr.

Dies hätte wenigstens die Universität zur Bescheidenheit veranlassen sollen; in vielen Fällen hätte sie anderen nicht so hart vorwerfen sehen sollen, was sie selbst erlangt, oder von der Freigebigkeit päbstlicher Dankbarkeit zu erlangen hoffte. Von diesen Privilegien, die fast alle im Laufe der Zeit untergegangen sind, nennen wir nur: Das Recht de committimus, das, in verschiedener Ausdehnung und in verschiedener Anwendung, theils vom heiligen Stuhle, theils von den Königen verliehen ward. Den privilegirten Gerichtsstand, Entfreiung in allen Universitätssachen von der bischöflichen Excommunikation, und alleinige Abhängigkeit von den apostolischen Conservatoren. Das Recht, überall zu lehren, und der Vorrang der von ihr creirten Doktoren. Die Sorbonne und das Collegium von Navarra waren ihre beiden hauptsächlichsten und berühmtesten Häuser in Paris, von diesem letzteren schreibt sich der Titel Großmeister her, welchen der erste Professor der Theologie führte. Zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts umfaßte die Universität Paris fünfzig Unterrichts-Anstalten. Nach den Beispielen der römischen und athenienſischen Schulen theilte die Uni-

---

per nannte, weil es von drei bis sechs Uhr Nachmittags währte), aus den Händen des Kanzlers der Universität in Notre-Dame den Doktorhut. Dieser letzte Akt wurde im erzbischöflichen Saale, in der Aula vollzogen. Diese Grade geben das Recht auf Wählbarkeit zu wichtigen Stellen und hohen Würden.

versität ihre Zöglinge in vier Nationen. Bei der Pariser Universität waren diese: Frankreich, die Pickardie, die Normandie und Deutschland, welches letztere während der Kriege des vierzehnten Jahrhunderts an die Stelle Englands gesetzt ward. Diese Nationen theilten sich selbst wieder in Provinzen. Die übrigen Universitäten wählten gleichfalls diese Eintheilung; die Universität von Oxford theilte sich erst in zwei, später in vier Nationen. Wien, Prag und Leipzig hatten ihre vier Nationen, und auch die übrigen Universitäten der größeren französischen Städte führten diesen Brauch ein; Orleans hatte dieselben Nationen wie Paris. Poitiers theilte sich in Frankreich, Aquitanien, Berri und Tourain. Der Grund dieser Eintheilung lag in der bequemeren Classifizirung der Zöglinge für ihre Wohnungen, ihre Versammlungen, Prozessionen, und die Unterstützung an Geld und anderen Bedürfnissen; zu gleicher Zeit ward durch sie ein provinzieller Geist unter den jungen Leuten erhalten, da in jener Zeit die Provinz für das Vaterland galt *). Die Universitäten waren theils durch die Päbste, theils durch die Könige, theils durch beide gemeinschaftlich gegründet.

Clemens der Fünfte und Philipp der Schöne gründeten im Jahre 1312 die Universität zu Orleans. Nicolaus der Vierte hatte schon 1289 die Universität von Montpellier und Bonifazius der Achte die Universität zu Avignon im Jahre 1303 errichtet; 1332 gründete Johannes der Zwei und zwanzigste die Universität zu Cahors, 1409 Alexander der Vierte die Universität zu Aix und 1450 Pius der Zweite die Universität zu Nantes. Die Universitäten zu Rheims und Tournon wurden, die erste 1548 von Carl, Kardinal von Lothringen, die zweite 1560 von Franz, Kardinal von Tournon, errichtet. Der heil. Ludwig, Carl der Fünfte, Carl der Siebente, Ludwig der Dreizehnte und Stanislaus, König von Polen, gründeten die übrigen Universitäten in Frankreich. Im Ganzen waren ihrer drei- und zwanzig, welche dem Staate nichts kosteten, und ihren Unterricht auf eine Zuhörerzahl erstreckten, die unsere heutigen Universitäten niemals erreicht haben. Die Studien wurden unter diesen von uns mit wenig Worten bezeichneten Regimen eifrig und frei betrieben. Aus einem, allen privilegirten Körperschaften natürlich anklebenden, Streben versuchten auch die Universitäten bald, die übrigen öffentlichen Schulen

---

*) Der historische Ursprung der bis auf unsere Tage bestehenden Studentenverbindungen. Der Uebers.

zu schließen. Bald auch wollten sie sich schon das Monopol aller Erziehung aneignen. Dieser eitle und in der That fruchtlose Streit giebt ein Zeugniß für das Prinzip des freien Unterrichts. Sie selbst, die Universitäten, hatten das Prinzip und haben es noch. Die Fürsten erklärten sich in den zu ihrem Besten erlassenen Edikten selbst für die Beschützer aller Rechte und aller Schulen. Im alten Frankreich wie in allen europäischen Staaten erkannten die Monarchen, daß es im Vortheil ihrer Kronen und ihrer Völker liege, den Familienvätern freie Wahl zu lassen.

Jede Universität, wenn auch eine Tochter christlicher Könige, war in ihrem Ursprunge, in ihrem Fortschritte, in ihren Mitgliedern, in ihren Lehren, selbst im unentgeltlichen Unterrichte eine kirchliche Anstalt. Der Kanzler von Notre-Dame ertheilte im Namen päbstlicher Autorität den Professoren durch Benediction die Befugniß zu lehren. Die Religion war der Stamm, aus dem alle Zweige menschlichen Wissens keimten. Als aber die Irrlehre, als der Abfall vom Glauben, als eine unheilbringende Eifersucht diese erhabenen Institutionen erfaßte, verloren sie auch nach und nach ihren Einfluß und erlagen, gleich den Parlamenten des alten Frankreichs, den Todesstreichen einer Revolution, die sie selbst vorbereitet. Die Universität von Paris ist als die unversöhnlichste Feindinn der Jesuiten bekannt; wir werden sie als solche theils aus Vorurtheil, theils aus Eigennutz, theils aus Haß handeln sehen. Was sie gegen die Gesellschaft unternahm, versuchten auch größtentheils die übrigen Universitäten Europas entweder offenkundig, oder heimlich. Die Gesellschaft Jesu war eine gefährliche Nebenbuhlerin. Die Unterrichts-Anstalten verbanden sich, theils um jene von ihrem Ziele abzulenken, oder sie in der guten Meinung des Volkes herabzusetzen. Durch ihren Ruf in der gelehrten Welt, durch berühmte Männer, die sie aufzuweisen, selbst durch ihre politische Gewalt gereizt, hat die Pariser Universität fast allein alle gegen die Jesuiten geführten Kämpfe in sich concentrit. Sie überbot alle Universitäten in Beharrlichkeit und eifersüchtiger Wuth. Als solche müssen wir die Universitäten, bevor wir dem Laufe der Ereignisse weiter folgen, ansehen lernen. In Spanien jedoch fanden die Jesuiten nicht so systematische Feinde als in Frankreich. Der Name Loyolas hatte sich so rasch auf der Halbinsel verbreitet, daß Antonio Araoz, ein Verwandter Loyolas, mit geringer Mühe die Aufnahme des Ordens bewirkte. Spanien war in seinen Neigungen, in seinen Vorurtheilen, wesentlich

sogar in seinen Regierungsformen, katholisch. Es hatte so geraume Zeit gegen die Mauren seine Volksthümlichkeit vertheidigt, daß es selbst nach dem Siege noch seiner Martertage gedachte, und diese Erinnerung, die sich in allen Gebräuchen Spaniens aussprach, ward gleichsam eine zweite Taufe zum Christenthum. Die Spanier hielten sich für geborne Christen; daher waren auch deutsche und französische Irrlehren auf jener Halbinsel wenig zu fürchten. Aus diesem Grunde also wurde die Gesellschaft Jesu in Spanien nicht eingeführt.

Araoz, der zur Zeit der Gründung in den Orden eingetreten war, mußte nothwendig in demselben Jahre nach Spanien zurückkehren; er landete in Barzelona. Die Freunde und Schüler, welche Ignaz in dieser Stadt zählte, empfingen ihn mit großer Freude. Auf ihre Bitten bestieg er die Kanzel; er war beredt, aber mehr noch, er war überzeugt; er erweckte in allen Seelen neue Wärme; er sprach von den Früchten, welche die Gesellschaft, deren Mitglied er war, in Europa errang; seine Zuhörer entflammten in edlem Eifer und sie beschlossen, in dieser Stadt ein Ordenshaus zu gründen. Dieser Plan ward ausgeführt. Araoz setzte sodann seinen Weg nach Castilien fort. Zu Burgos, zu Valladolid rief er denselben Enthusiasmus und dieselben Erfolge hervor. In den baskischen Provinzen bewirkte er dieselben Wunder. Die herbeiströmende Menge war so groß, daß er mehr als einmal sich genöthigt sah, unter freiem Himmel zu predigen. Der Vicekönig von Catalonien, Franz von Borgia, Herzog von Gandia, nachmaliger Jesuitengeneral, besaß wirklich alle jene Tugenden, die sein Vorfahr, der Papst Alexander der sechste, hätte auf den päpstlichen Stuhl bringen sollen; er wünschte Araoz, der der erste Profeß nach den zehn, den Orden gründenden Priestern war, selbst zu sprechen. Araoz legte ihm Loyola's Absichten dar, und zeigte ihm die päpstliche Bulle vor. Der Vicekönig versprach, sich aus allen Kräften einer Gesellschaft anzuschließen, die durch die Gnade der Vorsehung ins Leben gerufen sei, — und Borgia hielt Wort.

Portugal zeigte von allen katholischen Reichen das größte Verlangen nach der Gesellschaft Jesu. In dem nachfolgenden Kapitel, welches wir der Mission Franz Xaviers widmen wollen, werden wir die Beweggründe, welche Johann den dritten zur Berufung dieser neuen Ordensgeistlichen bestimmten, näher auseinander setzen. Hier haben wir uns nur mit den Erfolgen, die auf europäischem Boden errungen, zu beschäftigen. Xavier reiste allein nach Indien ab; Rodriguez

blieb nach dem Willen des Königs in Lissabon, wo seine Predigten viele Früchte trugen. Don Juan von Portugal bezeigte sich nicht undankbar. Sobald Pfründen zu vergeben waren, bat er den römischen Hof, dieselben zur Errichtung eines Kollegiums verwenden zu dürfen, das er zur Pflanzstätte frommer Arbeiter in seinen Staaten und Missionare der Ungläubigen zu errichten wünsche. Im Jahre 1542 erwählte er dazu das Haus Santo Antonio in Lissabon. Rodriguez nahm von demselben mit Bernhardino Scalecati und Gonsalvo Medeira, seinen beiden Schülern, Besitz.

Die Zahl vergrößerte sich, und noch im selben Jahre wurde der Grund zum Collegium von Coimbra gelegt, der reichsten und berühmtesten Stiftung der Gesellschaft auf der Halbinsel. Es zählte 1544 im Januar fünf und zwanzig Mitglieder und schon im Juli deren sechszig. Die Väter waren Ausländer, größtentheils Franzosen und Italiener. Besonders bemerkenswerth stellt sich Ignatius Regierungskunst darin heraus, daß er nur in dem Mitgliede einer Nation einen Genossen seiner Gesellschaft anerkannte. Er wollte, daß alle daran gewöhnt würden, sich wie Brüder zu unterstützen und zu lieben. Zu diesem Zweck hatte er von Anfang an es ganz nothwendig gehalten, die Liebe für den Geburtsort, welche hindernd auf große Unternehmungen einwirkt, zu unterdrücken; für ihn und seinen Orden war die ganze Welt nichts, als ein Volk Jesu Christi; er hielt es wesentlich, die Novizen in der Sprache und den Gebräuchen anderer Novizen zu unterrichten. Er machte sie zu Weltbürgern, um sie mit unauflöslichen Banden an Gott zu fesseln. Sie mußten reisen, um im Contakte mit verschiedenen Nationen, und aus Erfahrung sich eine tiefere Menschenkenntniß zu erwerben.

Eine solche Politik war den Einwohnern von Coimbra zu hoch; sie bezeugten sich anfangs kalt, ja selbst abstoßend gegen die von so ferne her eingewanderten Väter. Im fernen Westen und Norden Europas geboren, konnten sie der Irrlehre anhängen, deren bloßer Verdacht schon in Portugal ein Verbrechen war. Nach und nach legten sich diese Vorurtheile.

Um klar aufzufassen, auf welche Weise sich die Gesellschaft Jesu ausbreitete, müssen wir Peter Lefevre auf seine verschiedenen Missionen begleiten und ihm nach Deutschland, dann wieder in die pyrenäische Halbinsel folgen. Dieser Priester giebt den schlagendsten Beweis der wirksamen Kraft des Ordens. Geboren in Savoyen, arm und

schüchtern, wußte er nicht einmal sich der inneren Kraft geistiger Befähigung zu bedienen, welche Herz und Kopf einschloß. Demüthig und der Welt unbekannt, würde er vielleicht in irgend einem Winkel eines Alpenthales Gutes gewirkt haben, wenn nicht Ignaz ihn inmitten seiner Studien auf der Universität Paris mit sich verbunden hätte. Lefevre war ohne Eigenwillen, ohne alle Eitelkeit; das Gelübde der Armuth und des Gehorsams kostete ihm keine Ueberwindung. Die Unterhaltungen Loyolas, der Flammengeist Xaviers, die ruhige Kraft des Laynez schlossen in diesem Manne alle jene reichen Quellen auf, die Gott heimlich in sein Herz gelegt. Lefevre trachtete nun eifrig nach dem Heil der Seelen. Dieser lange Zeit unerschlossene Charakter erwachte unter den Händen des Ignatius. Wenige Jahre werden uns zeigen, zu welchen Thaten diese innere Umänderung ihn begeisterte. Deutschland war in seiner Zerstückelung unter seinen so aufgeregten Fürsten für Europa und für den heil. Stuhl ein Gegenstand ununterbrochener Unruhe und Gährung. Der alte Zwist zwischen dem Reiche und dem päpstlichen Stuhle, die Eingriffe von einer Seite, die Excommunication von der anderen, die Erinnerung an den Widerstand, den Könige gegen die Päbste geleistet, oder an den Stolz eines Priesters, unter dessen Hand sie sich beugen mußten, — alle diese Reibungen, in welche Kirche und Staaten geriethen und die die Geschichte des Mittelalters erfüllen, waren keineswegs vergessen. Dies durch seine Staaten-Verhältnisse so getheilte, in seinen Gebräuchen und in seiner Sprache so einige Volk hatte in allen jenen Kriegen noch nicht Nahrung genug gefunden, seiner lebendigen Einbildungskraft und seiner Neigung für Neuerungen zu genügen. Für Geister, welchen die ruhigen Studien der deutschen Universitäten nicht genügten, mußten jene Diskussionen, welche eine neue Welt und eine neue Verknüpfung der Begebenheiten erzeugen, nothwendig werden; sie waren es, die von einem Cultus träumten, der sich ihren Bedürfnissen und ihren Neigungen mehr anschließe.

Wenig beachtete man das Wesen und die Form dieses Cultus, wenn er nur Rache gegen Rom athmete und der Leidenschaftlichkeit genug that*). Jetzt trat Luther auf, die Zeit war sehr bewegt, der

---

*) Luther Op. Tom. 2. im fonn. missa pag. 384. 386. „Wenn der Pabst, oder eine Kirchenversammlung, sagt Luth., beide Gestalten im Abendmahl erlauben oder verordnen würde, so wollte ich ihnen zum Trotz mich nur mit

Aufruhr regte sich aller Orten. Die Geistlichkeit, vor allen Dingen die deutsche, gab mit wenigen Ausnahmen ein Beispiel der größten Entartung. Luther, ein Augustiner-Mönch, beschuldigte die Geistlichkeit aller Fehler; den Ehrgeiz wollte er selbst noch hinzufügen. Der römische Purpur schwebte ihm vor Augen, aber der Weg schien ihm zu lang, er hoffte schneller zum Ziele zu gelangen, wenn er es dahin bringe, gefürchtet zu werden. Indem er sich auf einige in der Kirche eingerissene Mißbräuche berief, beschloß er zuerst den Ablaß und die von Rom zu ertheilenden Dispensen anzugreifen. Blinder Eifer reißt den Menschen nicht selten weiter, als sein Vorsatz. Es ist schwer, Maaß und Ziel zu halten; so auch sah Luther sich unvermerkt in einen viel gewichtigeren Ideenkreis hineingezogen. Er hatte anfangs nur gegen Mißbräuche predigen wollen; er stieß auf Widerspruch und dieser gebar in ihm die Versuchung der Selbstsucht. Man trat ihm nun bestimmt entgegen, da zerriß er den Schleier, unter welchem er bisher sich und Anderen seine Absichten verborgen; er forderte die Kirche auf, sich zu reformiren. Die Kirche aber wollte die mit verachtender Miene von der Höhe seines Predigtstuhles gedonnerten Lehren nicht sofort demüthig aufnehmen, sie behandelte ihn als einen Apostaten und Ketzer. Luther hatte nicht den Muth, die Kirche Lügen zu strafen; es kam, was die Geschichte berichtet. Bei seinem Tode am 18. Februar 1546 hatten sich seine Lehrsätze fast über ganz Deutschland verbreitet, Fürsten und Könige fielen von der Einheit der Kirche ab. Luther hatte Sektirer, Schüler und einen großen Haufen von Enthusiasten hinterlassen, die nun theilweise wieder neue Sekten stifteten. Deutschland war durch Melanchton, Buzer, Carlsstadt und Bullinger, die Schweiz und Frankreich durch die Lehren Zwinglis, Calvins und Theodor Beez ein Kampfplatz geworden, wo jeglicher die Schrift und die Kirchenväter auslegte und zu gleicher Zeit mit dem Rechte der freien Forschung sich die Unfehlbarkeit beilegte, welche er der gesammten Kirche absprach.

Diese Lage der Sache mußte nothwendig die Blicke des Pabstes auf sich ziehen. Die Bedeutsamkeit derselben entging auch nicht Karl

---

einer begnügen und den Meinigen nur eine, oder gar keine, mit nichten aber beide geben, ja ich wollte diejenigen verdammen, welche aus Anordnung der Kirchenversammlung beide nehmen wollen." Dem Carlsstadt verwies er es strenge, die Communion unter beiden Gestalten ertheilt zu haben. D. Uebers.

dem Fünften, dessen vorsichtige Klugheit die Bedrohung fürstlicher Rechte erspähete; denn die Gährung in seinem deutschen Reiche beunruhigte ihn als Fürst und als Christ. Nicht nur die Ufer der Donau und des Rheins rissen die Lutheraner an sich. Storf und Münster errichteten seit dem Jahre 1523 eine Sekte, die Anabaptisten (Wiedertäufer), welche vom heil. Geiste berufen zu sein vorgaben, um die Lutheraner wie die Katholiken zu vernichten. Gleich den Lutheranern und Kalvinisten trugen auch diese Sektirer nicht den Palmenzweig in der Hand, sondern das Schwerdt in der Faust. Ihr Lehrsatz war: Die Kinder müssen noch einmal getauft werden (woher auch ihr Name stammt). Fanatisch und grausam stellten sie zuerst die Lehre von der Gleichheit auf, indem sie die Empörung gegen Kirche und König für schuldige Pflicht des Christen erklärten Die Anabaptisten waren nur augenblicklich gefährlich, denn das Volk läßt sich auf die Länge der Zeit nicht zu verbrecherischem Wahnsinn verleiten; der Kaiser aber war nicht geneigt, seinen Unterthanen solche Zügellosigkeit zu gestatten. Er glaubte das Volk wieder auf den rechten Weg zurück zu bringen, wenn er die unterrichtetesten und berühmtesten Männer zu Synoden und Colloquien versammele. Es lag im Interesse der Protestanten, ihre Gemeinden zu vervielfältigen; anfangs um durch diese ihre Lehren zu verbreiten, später aber um durch die große Zahl solcher Gemeinden der Bildung eines allgemeinen Concils, was die ganze Christenheit wie der heil. Stuhl wünschte, hindernd entgegen zu treten.

Ortiz, Karls des Fünften Gesandter bei Paul dem Dritten, erhielt den Befehl, sich nach Worms zu begeben, wo ein solches Colloquium gehalten werden sollte. Dem Spanischen Diplomaten mußte daselbst ein gelehrter Theologe, ein eloquenter Redner, vor allen Dingen aber ein tugendhafter Priester zur Seite stehen. Er erbat sich vom Pabste und von Loyola einen solchen; beide erwählten Lefevre. Am 24sten Oktober 1540 kam Ortiz mit ihm nach Worms. Lefevre war der erste Jesuit, der Deutschland betrat. Die Lutheraner hatten dieses Colloquium nur für eine leichte Aufgabe gehalten, Lefevre aber durchschaute alle jene Hindernisse, welche man im Voraus schon bereitet hatte. Eine verderbte Geistlichkeit und eine Bevölkerung, die nach dem Beispiele ihrer Hirten sich in alle Unordnungen gestürzt, traf er in Worms und er beschloß, so vielem Bösen entgegen zu arbeiten, was ihm gelang. Ein abstoßendes Bild der priesterlichen Sittenverderbniß enthalten die Briefe, welche er von Worms aus

an den General der Gesellschaft gerichtet; dies Bild selbst, wie auch die Briefe sind historische Denkmäler. Am 27. Decbr. 1540 schreibt er*): „Ich wundere mich, daß die Zahl der Ketzer nicht zwiefach oder drei„fach ist, denn nichts reißt so schnell zum Irrthum in der Religion „als Sittenverderbniß. Nicht die falschen Auslegungen der Schrift, „nicht die Sophismen, deren sich die Lutheraner in ihren Predigten und „Disputationen bedienen, haben so viel Volks zur Apostasie verleitet, „und so viele Städte und Provinzen zur Auflehnung gegen die Kirche „verführt. Das Uebel hat seinen Ursprung in dem schandbaren Leben „der Priester."

Am 10. Januar 1541 schreibt Lefevre: „Wollte Gott, in dieser „Stadt Worms wären nur zwei oder drei Geistliche, welche nicht des „Concubinates oder anderer offenkundiger Verbrechen zu beschuldigen, „die nur ein wenig Liebe für das Heil der Seelen im Herzen trügen, „denn in diesem Falle ließe sich aus dem einfachen und guten Volke „Alles machen, was man wollte. Ich spreche von den Städten, die „noch nicht alle Satzungen und Gebräuche der Religion verlassen und „sich völlig frei gemacht von dem Zügel der römischen Kirche, aber „der Theil der Heerde, der pflichtmäßig die Gläubigen in die schirmen„den Hürden zurückführen sollte, ist es selbst, der durch seine verderbte „Sitte die Katholiken auffordert und zwingt, Lutheraner zu werden."

Aus diesem Briefe ergiebt sich, daß die Sektirer selbst nicht die thätigsten Verbreiter der Reformation waren. Wie es nach Lefevres Schreiben in Worms aussah, so verhielt es sich beinah überall. Der Jesuit wünschte zweien oder dreien unverdorbenen Priestern zu begegnen, aber nur einen einzigen traf er an, es war der Dechant des Kapitels, der zu gleicher Zeit das Amt eines General-Vicars und Inquisitors verwaltete. Er stand allein und entmuthigt, und mußte die Heerde — es sind seine eigenen Worte — sich selbst in den Rachen des Wolfes stürzen sehen, bevor Lefevre ankam, dessen Ermahnungen aufs Neue seinen Eifer belebten. Worms gewann eine neue Gestalt. Von hier aus begab sich Lefevre nach Speier, sodann nach Regensburg, woselbst der Kaiser und der Kardinal Contarini, als päbstlicher Legat, einer Synode der Katholiken und Protestanten beiwohnen wollten. Lefevre verlor keine Zeit, er reiste mit den Offizieren

*) Alle Briefe und ungedruckte Dokumente, welche in dieser Schrift citirt werden, befinden sich im Archive al Gesu zu Rom.

Carls des Fünften, auf welche er die größte Sorgfalt praktisch-geistlicher Fürsorge verwendete. Die Sitzungen zu Regensburg begannen im April des Jahres 1541 in Gegenwart des Kaisers und seines Hofes. Die katholischen Redner waren Lefevre, Eschius, Julius Pflug und Johann Dropper, Archidiaconus aus Köln. Die Gegner Martin Buzer, der sich kurz zuvor mit einer Nonne verheirathet hatte, Pistorius und Melanchton, das Orakel der Protestanten. Vor acht zu Richtern erwählten Laien, welche aber, unbewandert in der Theologie, weder die Folge noch die Ordnung der Streitfragen zu entscheiden vermochten, wurde disputirt. Der Kardinal Granvella sah klar voraus, daß derlei Zusammenkünfte niemals ein befriedigendes Resultat liefern würden. Niemand gestand seine Niederlage, jede Parthei war nach einem solchen Kampfe, aufgeregt durch gereizte und bittere Worte des Streites, unversöhnlicher als zuvor, denn es fehlte in jenen heftigen Verhandlungen nicht an Verletzungen der Eigenliebe. Granvella bat Lefevre, sich erfolgreicheren Arbeiten zu unterziehen. Der Rath war gut, er befolgte ihn. Ermüdet durch diese Disputationen und leeren Wortstreitereien, unter deren gewichtiger Nichtigkeit der Geist des Aufruhrs sich versteckte, schrieb er am 5. April 1541 von Regensburg aus: „Es ist ein unerträgliches Kreuz, einen so be„trächtlichen Theil Europas, weiland der Ruhm der Religion, erschüt„tert und schwankend zu sehen und sich gestehen müssen, daß weder die „große Macht eines solchen Kaisers, noch die Fähigkeit und die Ge„schicklichkeit seiner Räthe, noch die Persönlichkeiten dieser imposanten „Versammlung den Sturz des Glaubens zu verhüten wisse und ver„möge."

Die Sitzungen selbst waren ganz erfolglos; Lefevre unternahm es, außer denselben allein einen Erfolg zu erringen. Für die Bischöfe, die Prälaten, Churfürsten, General-Vicare, Gesandten, Theologen, Doctoren und andere Mitglieder der Versammlung begann er geistliche Uebungen. Der Sohn des Herzogs Carl von Savoyen, dessen Unterthan Lefevre war, erwählte ihn zu seinem Beichtvater und Gewissensrath. Die Menge, die ihn in solcher Beziehung um Rath fragte, war so groß, daß er, um Allen nur antworten zu können, sich selbst die Zeit der Nachtruhe rauben mußte. Deutsche, Portugiesen, Spanier, Italiener, alle drängten sich um seinen Lehrstuhl, alle befolgten die Lebensregeln, welche er mit einer heiligen Freimüthigkeit ihnen auferlegte. Zu seinen täglichen Zuhörern zählte er Ferdinand de la

Cerda Manriquez, Herzog von Najara, Don Sancho von Castilien, Johann von Granada, Sohn des letzten Königs von Granada, Carl von Savoyen. Diese Auswahl des hohen Adels, welche ihn zu ihrem geistlichen Vater angenommen, trug in die verschiedenen Reiche den Keim zurück, den er in ihnen erweckt. In wahrer Frömmigkeit befestigt, befestigten sie durch ihr Beispiel wiederum die Völker im Glauben. Lefevre ließ es nicht bei diesen in Regensburg gehaltenen Reden bewenden, er ging nach Nürnberg. Ignatius aber hielt jetzt seine Anwesenheit in Spanien für nothwendig. Lefevre begab sich dahin. Das von ihm in Deutschland begonnene Werk aber mußte fortgeführt werden. Claudius Lejay und Babadilla wurden zu seinen Nachfolgern ernannt.

Lejay hatte so eben Faenza bekehrt; auf der Reise berührte er Bologna, woselbst er predigte und es ebenfalls bekehrte. In Regensburg, einer freien Stadt, hatte der Protestantismus ganz besonders Fuß gefaßt; er erklärte hier die Grundsätze und den Endzweck des Christenthums, nicht aber wendet er sich hier an die Großen dieser Erde; denn Lefevre hatte ihre Zweifel gelöst und ihren Lebensweg geordnet und vorgezeichnet. Lejay beabsichtigte, die Geistlichkeit auf einen christlich-moralischen Weg zurückzuführen; dieselbe aber empörte sich bei dem bloßen Gedanken an eine Lebensänderung, von deren Einführung dieser Franzose redete, selbst unter den Augen des Kaisers. Die Irrgläubigen vereinigten sich mit den Priestern zu gemeinsamem Hasse. Man drohte Lejay, ihn in die Donau zu werfen; lächelnd entgegnete er: „Mir kann es gleich sein, ob ich zu Wasser oder zu Lande den Himmel erwerbe.“

Die Sektirer hatten sich bereits zweier Kirchen bemächtigt, in denen sie öffentlich predigten. Eine in der Geschichte bis jetzt noch unergründete geheime Politik bewog den Kaiser, in Deutschland jede Proselytenmacherei des Lutherthums zu dulden, welche er in Spanien mit der größten Strenge würde unterdrückt haben. Alle Neuerungssucht hörte sofort auf, bei denen noch verführerisch zu wirken, die sich Lejay als ihrem Führer anschlossen.

Bobadilla hatte seinerseits bisher nebst dem Cardinal Reginald Polus in der Diöcöse Viterbo eine glückliche Sittenverbesserung eingeführt. Im Jahre 1541 begab er sich nach Deutschland; er verweilte zuerst in Inspruck, wo Ferdinand der Erste, römischer König, residirte; mit ihm und seinem Hofe pflog er öfters Unterhaltungen und

bewahrte ihr Seelenheil. Der König selbst führte ihn nach Wien, um einer in dieser Hauptstadt zu haltenden Conferenz beizuwohnen. Der Zweck dieser Conferenz war, den bedrohten Glauben vor den herannahenden Gefahren zu retten. Bobadilla predigte stets italienisch und lateinisch, er erklärte die heil. Schrift. In Gegenwart Ferdinands disputirte er mit den berühmtesten Irrlehrern, und begleitete dann den päbstlichen Nuntius nach Nürnberg. Auf besondern Befehl des Königs und auf den Rath des Cardinals Farnese begleitete er den Bischof von Passau, als königlichen Gesandten, zu der ersten Versammlung in Speier und zu der in Worms. Nach Beendigung der Sitzungen machten sich die deutschen Prälaten förmlich seinen Besitz streitig; er gab endlich den Bitten Ferdinands nach, welcher die Absicht hatte, ihn der Geistlichkeit Wiens entgegen zu stellen. Bobadilla gewann dem Evangelio in den Herzen der verwilderten Priester wiederum den Sieg. Ferdinand ernannte ihn für die im Jahre 1543 zu haltende Sitzung zu seinem Theologen, als ob die Gesundheit dieses Jesuiten eben so unerschütterlich sei, als sein Eifer für Gottes Reich. Vor seinem begeisterten und wissenschaftlichen Worte mußten die Irrlehrer zagen, der katholische Glaube aber in der Wahrheit befestigt werden. Auf dem Reichstage zu Regensburg, wo er den Pater Claudius Lejay antraf, erklärte er in lateinischer Sprache sein Werk: „De Christiana conscientia." Lejay hatte nun einen Nachfolger in Regensburg. Der päbstliche Nuntius beauftragte ihn, sich nach Ingolstadt zu begeben, wo trotz der Wachsamkeit des Herzogs von Baiern das Lutherthum eingedrungen war. Regensburg war gleichsam ein neutrales Land für die verschiedenen Ansichten, weshalb auch der Fürst seinen Unterthanen den Besuch dieser Stadt untersagt hatte. Als man ihn aufmerksam machte, daß die Lutheraner einen Krieg gegen ihn anzetteln möchten, antwortete er: „Lieber will ich alle meine Lande einbüßen, als einen meiner Unterthanen dem Luther überliefern." Lejay fand also Beihilfe und Unterstützung. Er war der Nachfolger des berühmten Theologen Johannes Eschius und zeigte sich seiner würdig. Alle deutschen Bischöfe wünschten einen so erleuchteten Kopf zu gewinnen. Otto Truchseß, Bischof von Augsburg und nachmals Cardinal, gewann ihn für sich; Beide vereinigten ihre Kräfte, die Bürgerschaft von Dillingen, die schon ziemlich vom rechten Pfade abgeirrt, zum Glauben zurück zu führen, welches ihnen auch vollkommen gelang.

Zu Salzburg sollte eine Provinzial-Versammlung gehalten wer-

den, in welcher versucht werden sollte, die beiden Partheien zu vereinigen. Mit Widerstreben nur begab sich Lejay dahin, weil der dortige Erzbischof, ein Bruder des Herzogs von Baiern, den besondern Wunsch ausgesprochen, in diesem entscheidenden Augenblicke einen so ausgezeichneten Theologen an seiner Seite zu sehen. Der Kaiser wünschte, in diesem Augenblick den Frieden in seinen deutschen Staaten aufrecht zu erhalten und beachtete daher weniger die religiosen Streitigkeiten. Mit Frankreich bereits im Kriege verwickelt, fürchtete er, daß die Irrlehre Deutschland aufregen und dann zu Bürger-Unruhen Anlaß geben könne; er glaubte daher vor allen Dingen den Zwiespalt beseitigen zu müssen, der seine ehrgeizigen Pläne gefährden konnte. Die Protestanten verwarfen den Vorschlag eines allgemeinen Concils, dessen Folge die Verwerfung ihrer Grundsätze sein mußte. Sie hielten es für sich vortheilhafter, vorbereitende Synoden zu halten, durch welche die Entscheidung hingehalten und die Erbitterung gesteigert ward. Vor jeder Sitzung beriethen sich die Bischöfe mit Lejay; er verfaßte für sie eine besondere Schrift, in welcher er kurz die beiden Hauptpunkte, über welche nach dem Willen des Kaisers verhandelt werden sollte, erläuterte. Zuvörderst zeigte er, daß die Prälaten niemals darin einwilligen dürften, religiöse Streitfragen dem Urtheile einer Versammlung von Laien zu unterstellen. Zweitens zeigte er, daß die Protestanten, selbst im Falle sie alle katholischen Dogmen zulassen, dennoch dem Abfalle und der Irrlehre anhängen würden, sobald sie die Anerkennung der päbstlichen Autorität in Glaubenssachen verwürfen. Die zu Salzburg vereinigten Bischöfe hielten an dieser Erklärung Lejays fest. Sie verwarfen den Vorschlag der Lutheraner zu einem National-Concil und beauftragten Lejay, nach Rom zu schreiben, um die Zusammenberufung einer allgemeinen Versammlung, welche die umsichtigen Jesuiten vorgeschlagen, zu befördern. Lefevre kam um diese Zeit in Spanien an, Ortiz verließ ihn nicht; er besuchte Madrid, Saragossa, Medina, Siguenza und Alcala, unterhielt sich mit den Großen, predigte dem Volke und unterrichtete und katechisirte die Kinder. Dieser Mann, vor welchem der Minister Kaiser Karls des Fünften die höchste Achtung an den Tag legte, scheute sich nicht, sich unter die Armuth zu mischen, größeren Mangel, als sie selbst, zu ertragen, und ihr den Weg des Heils zu zeigen. Kaum hatte Lefevre sich auf der Halbinsel eingerichtet, als der Pabst Paul der Dritte ihn zur Beendigung seiner in Deutschland begonnenen apostolischen Arbeit dahin zurückrief. Keines-

weges war Loyola mit diesen ununterbrochenen Wanderungen unzufrieden. Seine Gesellschaft zählte noch wenige Mitglieder; er hoffte dadurch, daß an hundert Orten zugleich das Verdienst der Mitglieder anerkannt werde, ihre Zahl zu vergrößern. Zu Ocanna wurde der Pater den Prinzessinnen Johanna und Maria, Töchter Carls des Fünften, vorgestellt. Beide waren christlich gesinnt, er aber erweckte in ihnen eine wahre Frömmigkeit. Johann von Aragon und Alvarez Alphonso, zwei Priester der Königlichen Kapelle, erfaßten seine Vorträge dergestalt, daß sie sich entschlossen, dem glänzenden Hofleben zu entsagen und Lefevre zu begleiten. Unter vielen Gefahren erreichten sie im Oktober 1542 Speier. Ihre Ankunft erschreckte die dortige Geistlichkeit; der Name und die Thaten der Gesellschaft waren schon hier erschollen, und die Geistlichkeit mußte voraussetzen, daß Lefevre mit der Aenderung ihres sittlichen Lebens beginnen werde. Die Mission des Jesuiten hatte auch wirklich diesen Zweck. Um sie den Priestern annehmbar zu machen, wählte er den Weg der Güte, gewann bald ihre Freundschaft und ihr Vertrauen. Jetzt, nachdem dieser erste und schwierigste Schritt gethan, stellte er ihnen in salbungsreichen Worten die Heiligkeit ihres Berufs und die von diesem heiligen Amte ihnen auferlegten Verpflichtungen vor Augen. Alle Geistlichen Speiers entsagten der weltlichen Freude und verließen die eitlen Ergötzungen, denen ihr Herz sich bisher ergeben. Sobald Lefevre diesen Sieg errungen, begab er sich nach Mainz, wo ihn der Erzbischof Albrecht, Cardinal von Brandenburg, erwartete. Mainz sah, wie in allen Städten Deutschlands täglich innerhalb seines Weichbildes neue religiose Factionen entstehen. Die Verderbtheit der Geistlichkeit benutzend, suchten sie die Gläubigen dadurch zu verführen, daß sie sich darauf beriefen, ihre eigenen Priester selbst seien abgefallen. Lefevre stellte, unterstützt durch das Ansehen und den guten Willen des Erzbischofs, den Frieden in Aller Herzen wieder her, indem er in der Geistlichkeit Zucht und Ordnung und im Volke Glauben und Glaubenseifer neu erweckte. Albrecht von Brandenburg war ein freigebiger Herr; er wollte seine eigene und die Schuld seiner Diöcese dem Pater abtragen, und zwang ihn, ein Geschenk von hundert Dukaten anzunehmen. Lefevre hatte das Gelübde der Armuth abgelegt, welchem er auch getreu blieb, und am Tage des Empfanges die Summe zur Hälfte an die Nothleidenden in Mainz, zur Hälfte an die Studirenden der Gesellschaft auf der Universität Löven vertheilte. Er kehrte

nach Speier zurück, ging dann wieder nach Mainz; denn die deutschen Bischöfe glaubten bei jeder neuen Erscheinung des Lutherthums jenem stets denselben Gegner entgegenstellen zu müssen. Im Januar 1543 entschloß er sich zu öffentlichen Vorlesungen über die heilige Schrift. Alle Mainzer wurden seine Zuhörer, und bald führten diese Vorträge jene durch die ununterbrochene Thätigkeit der Lutheraner schon gewonnenen Christen wieder zur Kirche zurück und zogen eine große Menge von Fremden aus den Rhein-Provinzen herbei, um einen Priester zu hören, dessen Ruf Ungewöhnliches verkündete. Unter diesen Fremden befand sich auch Peter Canisius, geboren zu Nimwegen am 8ten Mai 1521.

Canisius war ein scharfer, klarer, von Wissensdrang belebter Kopf, aber in seiner Seele stiegen einzelne Zweifel auf, wie wir sie nicht selten bei besonders begünstigten Naturen antreffen. Er ward als einer der Gelehrtesten auf der Universität Cölln angesehen. In seinem vier und zwanzigsten Jahre behauptete sein Lehrer Nicolaus Eschius und sein Freund Lorenz Surius von ihm, daß er einst eine Stütze der Kirche sein werde. Er hörte Lefevre, besuchte ihn, unterhielt sich mit ihm, und sein Entschluß war gefaßt; — Canisius trat in die Gesellschaft Jesu ein.

Während dieser Ereignisse ward Lefevre mitgetheilt, daß in Cölln ein tiefes Verderben Wurzel fasse. Der Erzbischof und Churfürst Herrmann von der Weiden wankte im Glauben; es stand zu vermuthen, daß die ganze Heerde durch ihren Hirten zum Abfall verführt werde, und Niemand hatte Muth genug, Gottes-Ansehen dem Ansehen der Menschen entgegen zu setzen. Die Katholiken des Churfürstenthums stellten ihre Hoffnung auf Lefevre, der nicht einen Augenblick die Erfüllung ihres Wunsches verzögerte. Das Uebel war eingewurzelt und die Wunde unheilbar. Indessen versprach Herrmann, durch den Pater entmuthigt und in Schranken gehalten, seinem Glauben getreu zu bleiben; allein dies Versprechen schien Lefevre nicht zuverlässig. Johann Poggi, päbstlicher Nuntius, residirte in Bonn, diesen befragte Lefevre um Rath und er befahl ihm, eingedenk seines gelobten Gehorsams, in Cölln zu bleiben, wo seine Anwesenheit und sein Wort der Verbreitung der Irrlehre ein Gegengewicht entgegen zu stellen vermöchten. Er gehorchte und Cölln, nicht dem Beispiele der Apostasie seines Erzbischofs folgend, blieb katholisch.

Inmitten dieser geistigen Arbeiten und Predigten empfing Lefevre

den Befehl, sich nach Portugall zu begeben. Johann der Dritte vermählte seine Tochter Maria mit dem Sohne Carls des Fünften, dem nachmaligen Könige Philipp dem Zweiten von Spanien. Er hatte in Rom um ein oder zwei Mitglieder der Gesellschaft nachgesucht, um den jungen Fürsten nach Castilien zu begleiten, und namentlich Lefevre bezeichnet. Die dem Missionar hierin erwiesene Ehre eröffnete der Gesellschaft die Thore mancher Provinzen. Poggi, Zeuge des von Lefevre in Cölln erzielten Heils, versuchte denselben dort festzuhalten, allein der heil. Stuhl und Ignaz hatten befohlen; der Jesnit reiste sofort ab. In Löwen traf er die spanischen Schüler, welche der König aus Paris vertrieben Sie bewohnten das Haus des Cornelius Vishave, eines Priesters, der durch das Beispiel des Canisius sich entschlossen, der Regel des Ignatius zu leben. Die Beschwerden einer Fußreise, vereint mit den unermüdlichen Geistes-Anstrengungen, zogen den Pater ein über Leben und Tod entscheidendes Fieber zu. Auf dem Siechbette den Schmerzen erliegend, behielt er dennoch Seelenstärke genug, Strada zur Besserung der Sitteuverderbniß dieser Stadt durch öffentliche Vorträge anzuregen. Strada begann das Werk. Der Zauber seiner Beredsamkeit versammelte um seinen Predigtstuhl alle Einwohner Löwens; dann führte er die Menge zu Lefevre, der, trotz seiner Krankheit, rastlos an der Förderung des Heils arbeitete; Olivier Manare, Maximilian Capella und neunzehn junge Leute aus den ersten Familien traten in die Gesellschaft. Diese reiche Erndte hatte heilsameren Einfluß auf Lefevres Gesundheit, als alle angewandten Medicamente. Sein Zustand besserte sich. Am 21. Januar 1544 begab er sich auf die Rückreise nach Cölln, auf welcher er in Lüttich und Mastricht predigte und dadurch die Irrlehren besiegte.

So gelangte er nach Cölln zurück. Der Erzbischof hatte ein geheimes Bündniß mit den Protestanten abgeschlossen, in Folge dessen er Buzer, Pistorius und Melanchton, Männern, deren Ruf als Gelehrte und als Redner noch heute nach Verlauf von dreihundert Jahren, allgemein anerkannt wird, den Eintritt in seine Diöcese gestattet. Lefevre erkämpfte Schritt für Schritt den unter seinen Füßen unterminirten Boden, und trotz aller sich ihm entgegenstellenden Leidenschaften errang er dennoch überall der Kirche den Sieg, gründete sogleich ein Collegium, dessen Leitung er Leonhardt Kessel anvertraute und erwartete, nachdem er die Angelegenheiten der Kirche und des Or-

dens geordnet, eine neue Bestimmung. Der Archidiakonus Gropper, Canisius, der so eben sein beträchtliches Vermögen an die Armen geschenkt, und die Novizen der Gesellschaft übernahmen den Kampf wider die Irrlehre oder unterstützten das durch Lefevre angeregte Leben.

Lefevres Krankheit hatte sich als unübersteigliches Hinderniß seiner Reise nach Portugall entgegen gestellt; jetzt verlangte der König Johann ihn von Neuem, und er verließ im Jahre 1544 am 12ten Juni zum zweitenmal Cölln.

Dieses an Begebenheiten so reiche Jahr verstrich unter großen Controversen. Die Sitzungen zu Worms dauerten unter dem Präsidio des Kaisers fort, und hatten dieselben sich schon in den Versammlungen zu Speier, Regensburg und Nürnberg als völlig nutzlos dargestellt; so führten sie jetzt nur zur Hartnäckigkeit und größerer Unklarheit. Schon der heilige Gregor von Nazianz*) sagte: „Die Milde der Fürsten bestärkt die Irrgläubigen; nicht durch Nachsicht werden sie besiegt." Lejay theilte diese Meinung, aber Carl der Fünfte meinte bis dahin nicht diesem Grundsatze folgen zu müssen. Das unruhige Treiben der Irrgläubigen, das System des Umsturzes, welches sie mit unerschütterlicher Consequenz befolgten, die Vorstellungen des Pater Lejay, die Rathschläge des Cardinal Alexander Farnese, des Neffen und Legaten des Pabstes, erschütterten sein Gewissen oder seine Herrschsucht. Der Kaiser hatte durch die häufigen Berührungen mit den Lutheranern die eigentliche Absicht derselben durchschaut; es war seinem Scharfsinne nicht entgangen, daß unter dem erhabenen Worte „religiose Reform" sich politische Zwecke bargen, welche wenig mit der Gewalt übereinstimmten, die nach seinem, eines gebornen Fürsten, Dafürhalten unbestreitbares Eigenthum gekrönter Häupter sei.

Um die theologischen Streitigkeiten hatte er sich wenig gekümmert, die freie Forschung, welche sich bald von dem Gebiete der Kirche auf das politische Feld hinüber wagen werde, erweckte seine Aufmerksamkeit. Carl der Fünfte war so scharfsichtig als verschlagen; es mußte ihm einleuchten, daß die Sektirer, sobald es ihnen gelungen, das päbstliche Ansehen zu stürzen, die Grundvesten der Throne untergraben würden. Die Bischöfe und der Pater Lejay bestärkten ihn in dieser Ansicht des Endzwecks, den der Protestantismus dem hellen Blicke seiner Gegner

*) stirbt 389 p. C. D. Uebers.

nicht sorglich genug zu verstecken wußte. Was die Theilnahme an Religion vielleicht niemals in dem Kaiser zum Entschlusse gebracht haben würde, das bewirkte sogleich die herannahende Gefahr, mit welcher das monarchische Prinzip ihm bedroht schien. Er hatte die Vereinigung zu einem Concilium, welches die allgemeine Kirche begehrte, eben aus jenen, ihm minder wichtig scheinenden Gründen, auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben, jetzt aber, wo er glaubte, daß die religiösen Streitfragen nach ihrem Abschlusse politische Streitfragen werden könnten, widersetzte er sich durchaus nicht mehr der Abhaltung eines Concils. Dies war vielleicht der einzige Erfolg der zahlreichen Sitzungen, in welchen Lefevre, Bobadilla und Lejay sich als Männer von Erfahrung und als Staatsmänner bewährten. Es bot sich Carl dem Fünften eine Gelegenheit, seine wirkliche Gesinnung an den Tag zu legen und er benutzte sie. Die religiösen Wirren, deren Schauplatz die Stadt und das Churfürstenthum Cölln waren, nahmen mit jedem Tage zu. Herrmann von der Weiden hatte förmlich mit der Kirche gebrochen; mehr ein schwacher als ein böser Fürst, verließ er seinen Glauben, weil es ihm an Kraft fehlte, den Verführungen, durch welche die Irrlehrer seine Eigenliebe wach gerufen, zu widerstehen. Lefevre hatte die gute Saat in Cölln ausgestreut. Canisius und die übrigen Jesuiten sammelten den Weizen in die Scheuern. Die Protestanten, deren Unduldsamkeit der Bischof unterstützte, mußten täglich ihre Lehrsätze gegen die Jesuiten vertheidigen; sie beschlossen daher, zum Aufruhr, als einem leichteren Mittel, zu greifen. Sie hatten über die Vernunftgründe der Jesuiten keinen Sieg erringen können, und als letztes Mittel der eigenen Erhaltung empfahlen sie, die Häuser zu schließen und sie aus Cölln zu verjagen. Sie beriefen sich dabei auf ein altes Stadtgesetz, nach welchem in Cölln jede neue Niederlassung untersagt sei. Der Magistrat erließ in Folge desselben einen Befehl, welchem sich die Jesuiten auch unterwarfen, und wonach sie nicht mehr als gesellschaftliche Verbindung, sondern als Bürger, Katholiken und Priester galten; sie lebten getrennt, einige von Allmosen, andere in großer Dürftigkeit, der größte Theil aber in den Klöstern der barmherzigen Brüder. Der Magistrat, erstaunt über den geduldigen Muth derselben, beschloß, seinen Befehl zurück zu nehmen und den Vätern das Haus wieder zu eröffnen, in welchem sie ihr Collegium und Seminar errichtet. Dieses Ereigniß zeigte deutlich, welcher Art die Freiheit war, mit welcher der Protestantismus, wie jede andere Revolution, die Völ-

ker beschenken wollte; jetzt wurden Aller Augen aufgethan. Um sich dieser unter dem Namen der „Freiheit" versteckten Sklaverei zu widersetzen, vereinigte sich die Geistlichkeit und die Universität Cölln in Folge einer vom Archidiakonus Droppe, den später der Pabst Paul der Vierte mit dem Purpur bekleidete, gehaltenen Conferenz zu dem einstimmigen Beschlusse, Canisius zu beauftragen, im Namen des Churfürstenthums Cölln die Beschwerden der Katholiken zu den Füßen des Kaisers und des Bischofs von Lüttich niederzulegen. Anfangs sprach sich Canisius gegen Georg von Oestreich, Sohn Maximilians des Ersten, und Onkel Carls des Fünften, der damals auf dem bischöflichen Stuhl von Lüttich saß, unumwunden aus. Der Bischof versprach seine Vermittelung beim Kaiser und Canisius begab sich nun sofort, nach Erreichung seines Zweckes, an das Hoflager zu Worms. Carl der Fünfte liebte Geradheit, er achtete Talent und Scharfsinn hoch. Die Kenntnisse und die Erfahrung, die Canisius vor seinen Augen entfaltete, setzten den Kaiser um so mehr in Erstaunen, da selbiger noch nicht völlig fünf und zwanzig Jahr zählte. Er hörte ihn mit Beifall an, und versprach den Katholiken zu Cölln seinen Schutz, welches Versprechen er auch hielt. Wenig Monate nachher ward Herrmann feierlich in Rom excommunicirt und sah sich, da der Pabst und der Kaiser in Uebereinstimmung handelten, zugleich seines Churfürstenthums entsetzt, welches Adolph von Schaumburg übertragen ward. Lefevre, der zuerst in Cölln die Gemüther vorbereitet und die ersten Schritte des Canisius geleitet, lief am 24. August 1544 in den Tajo ein. Der König residirte zu Evora, wohin der Pater sich sogleich begab. Don Juan ließ ihn vor sich kommen, hörte ihn und schenkte ihm sogleich sein volles Vertrauen. Auf Befehl des Loyola war Araoz statt des Lefevre an den Portugiesischen Hof gesendet, welcher sich in Lissabon aufhielt, wo seine Beredsamkeit Vornehme und Geringe bezauberte. Die Reise des Araoz, welchen Strada, Oviedo und Johann von Aragon begleiteten, war nicht sehr glücklich gewesen; im Angesichte der Stadt Corunna wurden sie vom Sturm überfallen, und mußten daselbst längere Zeit verweilen. Strada predigte und der Domherr Johann Beyra schloß sich ihnen sogleich an. In Valencia predigte Araoz während der Fastenzeit; die Menge strömte so übergroß herbei, daß die Kirche sie nicht zu fassen vermochte; die Fenster, die Dächer waren mit Zuhörern besetzt. Araoz, Lenker der Bevölkerung, veranlaßte selbige, die Gründung eines Collegiums

zu beschließen. Schon im Jahre 1543 hatte der Pater Franz Villanova von Placencia in Alcala ein Collegium errichtet. Alles trug zum Fortschreiten des Ordens bei, sowohl der Haß auf einer, die Zuneigung auf der andern Seite, sowohl der Sonnenschein als der Sturm. Die Jesuiten, die der Zufall auf die spanische Küste geworfen, langten erst wenige Monate vor Lefevre im Mai des Jahres 1544 in Lissabon an.

Das Collegium von Coimbra stand in voller Blüthe. Melchior Nunez, Noguerra, Ludwig von Grana, Cornero, Gonsalvo Silveira und Rodrigo von Menezes, fast Alle berühmten Familien des Königreichs angehörend, waren so eben in den Orden eingetreten.

Rodriguez, der Gründer dieses Hauses, hatte gleich dasselbe mit weit aussehenden Plänen eröffnet, welche Lefevre, Araoz und Strada nun mit ihm auszuführen sich bemühten. Der erste Anlaß war gegeben, der König unterstützte ihn, die Doctoren der Theologie, die durch einen heiligen Lebenswandel bekanntesten Priester eilten zur Ablegung des Gelübdes, unter welchen wir Johann Veira, Govea, Serano, Nobrega Nunez und Gonsalvo von Camara nennen.

Lefevre war für Castilien bestimmt; zu Anfang März des Jahres 1544 setzte er nun, begleitet von Araoz, dahin seine Reise fort. Zu Salamanca belebten die beiden Patres aufs Neue Glaubenstreue. Die ganze Bevölkerung bat um die Errichtung eines Ordenshauses; sie sagten dieselbe zu. Am 14. desselben Monats erbaten sich diese beiden Männer, welche von Königen geehrt wurden und welche das Volk als Apostel begrüßte, eine Aufenthaltsstätte in dem Armenhause zu Valladolid.

Reich an Schätzen des Himmels, aber freiwillig arm an Gütern dieser Welt, machten sie ihre Reisen zu Fuß, um Allen ein Beispiel der Demuth zu geben. Valladolid war die Stadt, wo Philipp von Spanien und seine junge Gemahlin ihr Hoflager aufgeschlagen. Philipp, von der Geschichte so verschieden beurtheilt, durchschaute die Endzwecke der Gesellschaft Jesu vollkommen, denn niemals ist ihm ein tiefer politischer Scharfsinn abgesprochen worden. Durch Geburt zum Thron bestimmt, durch Anlagen und Neigungen zum Herrscher befähigt, begriff er die Macht des Hebels, welche durch Ignaz in die Hände des Pabstes und der Herrscher gelegt ward, sehr klar. Das zwiefache Prinzip der Autorität wurde, seiner Ansicht nach, durch den

Orden geheiligt, und aus diesem Grunde stand der künftige Regent Spaniens nicht an, die Ausbreitung des Ordens zu begünstigen. Johannes Tavera, Cardinal von Toledo, Bernhardin Pimentel und die Bischöfe unterstützten diese seine Ansicht. So erwarb der Orden sich Beschützer. Lefevre und Araoz ließen sich durch diesen Schutz und Schirm keineswegs von dem ihnen vorgezeichneten Wege ablenken; oft zwar begegnete man ihnen in den Palästen, aber sie betraten dieselben nicht gern. In Valladolid waren Krankenhäuser, in denen die Armuth litt; Kerker, in denen die Schuld ihren Fehler büßte; Kirchen uud Märkte, in denen dem Volke nie das Wort Gottes zu Ohren kam. Sie theilten diese verschiedenen Aufgaben, und erfüllten alle. In ihren abgetragenen Kleidern sah man sie aus den üppigen Wohnungen des hohen Adels, der sie mit Ehrfurcht empfing, in die Hütten der Armuth und in die Gefängnisse eilen, und für alle Lebensverhältnisse entströmten ihren Lippen Worte der Ermuthigung und der Hoffnung.

Von Valladolid begab sich Lefevre nach Madrid, wohin ihn die Töchter Carls des Fünften beriefen. Auf der Durchreise schlug man ihm vor, in Toledo ein Ordenshaus zu errichten; Bauplatz, Geld, Alles wurde zu seiner Verfügung gestellt. Lefevre verschob die Ausführung dieses Anerbietens, indem er dem Rathe des Ignatius folgend, es für zweckdienlicher hielt, der Hauptstadt den Vorrang einzuräumen. In dieser Zeit starb Maria im Wochenbette mit einem Sohne zu Valladolid, dessen traurige Geschichte unter dem Namen Don Carlos nur zu bekannt ist. Philipp verließ diese Stadt, die für ihn ein Ort der Trauer geworden war. Lefevre wollte die letzte Hand an sein Werk legen; Viele waren bereits in den Orden eingetreten; es mußte Bedacht darauf genommen werden, sie zu unterrichten und ihnen Nahrung und Unterhalt zu verschaffen.

Eleonore von Mascaregnas, die Oberhofmeisterin des Prinzen Don Carlos, gab die ersten Capitalien dazu her. Die Frömmigkeit der Granden und des Volkes vollendeten das Profeshaus zu Valladolid. Dieses große Institut erscheint als das Testament des sterbenden Lefevre; er ward kaum vierzig Jahr alt, sein vielbewegtes Leben aber ward von den Kämpfen und Mühseligkeiten, denen er sich hingegeben, stündlich in Gefahr gesetzt. Lefevre war völlig erschöpft, Alles in ihm war abgestorben, nur nicht seine Liebe und sein Glaube.

Endlich versammelte sich zu Trient ein allgemeines Concilium, das

er so sehnlich erwünscht und erbeten hatte. Paul der Dritte schickte Laynez und Salmeron als Theologen des heil. Stuhles dahin ab, aber er wollte diesen beiden Vätern der Gesellschaft Jesu noch einen Dritten beiordnen, und er bestimmte dazu Lefevre, der in diesem Augenblick vom Könige von Portugal zum Patriarchen von Aethiopien ernannt worden war. Loyola zeigte ihm die Absicht Pauls des Dritten an, Lefevre unterwarf sich ihr sogleich. Man stellte ihm vor, daß diese Reise unfehlbar seinen Tod zur Folge haben würde; „Leben," entgegnete er, „ist nicht Noth, wohl aber Gehorsam." Mit dem Herzoge Franz von Borgia gründete er auf seiner Durchreise in Gandia das Kollegium dieses Namens, zu dessen Superior Ovedio ernannt wurde. Im Juli des Jahres 1546 erreichte er Barcelona. Weder das Fieber, das ihn verzehrte, noch die glühende Sonnenhitze hielten ihn ab, das Volk in der ewigen Wahrheit zu unterweisen. Endlich ist er, nach schweren Leiden, in Rom, in den Armen seiner Brüder, zu den Füßen des Ignatius, der ihn segnet und mit Thränen netzt. Mit Entzücken erfährt er das Wachsthum des Ordens und giebt am 1. August 1546 seinen Geist in die Hand Gottes. Loyola hatte seinen Freund, seinen ersten Schüler in ihm verloren, aber dieser Freund hinterließ ihm als Erbschaft zahlreiche Söhne. Sein Tod ward für sie alle ein Triumph und ein Beispiel der Nacheiferung. Lefevres Apostelamt erscholl nicht minder ruhmvoll durch die Welt, als die Missionen der übrigen Väter. In weniger als zehn Jahren hatten diese zehn so umsichtig erwählten Männer, aus freien Stücken ins Werk gerichtet, was der unumschränkteste Herrscher nicht hätte von der blindesten Unterwürfigkeit verlangen können. Auf Loyolas Wort, das ihnen für den Ausdruck des Himmels galt, hatten sie der Irrlehre Schranken gesteckt, die Geistlichkeit so weit gefördert vor der eigenen Verderbniß zu erröthen; trotz aller, sich ihnen bei jedem Schritte entgegen stellenden Hindernisse hatten sie im Süden und Norden Europas den Keim der Gesellschaft Jesu gepflanzt. Ihre Arbeit war unermeßlich; wir haben sie in dem Vorigen mit wenigen Zügen anzudeuten versucht.

Auch die Beschäftigungen des Ignatius, während seine Genossen eiligen Schrittes das Evangelium verkündeten, müssen wir jetzt berichten.

In der äußerlichen Ruhe voll Thätigkeit, welche der erste General sich und allen Nachfolgern auferlegte, erkennt man eine Umsicht, deren

Erfolge die Weisheit derselben bestätigen. Loyola wußte, daß erfahrene Generale sich am Tage der Schlacht hinter der Fronte halten, damit sie ruhigen Geistes das große Waffenspiel zu lenken vermögen. Ein Feldherr muß durch seine Befehle überall an der Spitze des Heeres stehen, ihre Bewegungen, ihren Muth, ihr Leben lenkt seine Hand; unumschränkt gebietet er darüber, er bürdet sich selbst die thätige Theilnahmlosigkeit an dem Kampfe auf, durch welche aber seine geistigen Kräfte geschärft und gedoppelt werden; er ruft zum Angriff, zum Rückzuge, lenkt die verbindenden Fäden, und übernimmt die Verantwortlichkeit des ungewissen Erfolges. Das ist die Taktik des Feldherrn; ihr folgte Loyola, weil sie unzuberechnenden Vortheil gewährt. Ueber den Erdball zerstreute er seine Genossen, sendete sie aus zum Ruhme, zur Erniederung, zur Verkündung des Evangeliums, zur Uebernahme des Marterthums Er theilt ihnen von Rom, dem Mittelpunkte aller seiner Unternehmungen, die bewegende Kraft mit und, was mehr als Kraft in einer Körperschaft ist, er bestimmt und ordnet ihre Thätigkeit. Ignatius folgte in Rom aufmerksam jedem Schritte seiner Schüler. Zu einer Zeit, wo die Mittheilungen noch nicht so erleichtert und rasch, wie in unsern Tagen waren, hatte er ein Mittel ausfindig gemacht, rasch und häufig mit ihnen zu correspondiren. Stets war er genau über ihre Missionen unterrichtet, ihre Freuden und ihre Leiden waren ihm bekannt; in Gedanken theilte er ihre Gefahren und ihre Kämpfe; von ihm verlangten sie Befehle, nach seinen Rathschlägen ordneten sie ihren Beruf; ruhiger wie sie, da er den örtlichen Aufregungen fern blieb, beurtheilte er die Vorkommnisse freier und ordnete sie ihrer Wichtigkeit nach, einander unter. Zu gleicher Zeit richtete er das Innere des Profeshauses ein; er unterrichtete die Novizen, übernahm deren Seelsorge, suchte ihre Charaktere, ihre Neigungen, ihre Fähigkeiten kennen zu lernen, gab sich ihnen ganz hin, damit sie von ganzem Herzen sich ihm wie einer liebenden Mutter anschlössen; er selbst theilte ihre Beschäftigungen, den Schwachen Nachsicht, den Muthlosen Kraft spendend, bald hier den Eifer unterdrückend, dort ihn erweckend, schien er selbst in ihnen sich neu zu gestalten, um sie an ein Leben voll Entsagung zu gewöhnen, ohne den kleinsten Punkt der strengen Zucht zu erleichtern oder zu mindern, mußte ganz so, wie es vorgeschrieben, gelebt oder dem Orden entsagt werden. Das Noviziat und das Probejahr, welches er verlängerte, galten ihm als Zeit wirklicher Prüfung; es war schwer, sie siegreich zu vollenden; war aber die Zeit vollendet,

so durfte Ignatius des inneren Berufes seiner Schüler gewiß sein und ohne Furcht die gewichtigsten Aufträge in ihre Hände legen. Mit welcher unruhigen Theilnahme begleitete er nicht die Fortschritte dieser jungen Männer, wie interessirten ihn nicht ihre Studien, ihre Freuden und vor allem ihre religiosen Fortschritte. In sechs verschiedenen Häusern arbeitete die Gesellschaft für die Erreichung ihrer Zwecke. Der General bezeichnete dieselben mit dem Namen Profeßhäuser, Collegien, Pensionshäuser oder Seminare, Noviziathäuser, Residenzen oder Missionshäuser. Die Collegien sind öffentliche Schulen, in denen, dem Umfange der Gründung gemäß, ein minderer oder mehr umfassender Unterricht ertheilt wird, alle Zweige der Wissenschaften, selbst die Theologie können in ihnen gelehrt werden. Die Collegien und ihre Kirchen dürfen nach Verhältniß der nothwendigen Professoren, der Ausgaben für den Unterricht, für die kirchliche Verwaltung, für die Bibliothek, und das physikalische Kabinet, liegende Gründe besitzen. Die Schüler werden in dieselben nicht als eigentliche Zöglinge aufgenommen, sondern besuchen nur die Lehrstunden, wofür sie durchaus nichts zu bezahlen haben. In die Pensionshäuser und Seminarien hingegen werden die Schüler zu gleicher Zeit als Zöglinge aufgenommen. Diese Anstalten sind zwiefacher Art, Seminare mit oder ohne Klassen, die Zöglinge der Seminare ohne Klassen besuchen die Vorlesungen des nächsten Collegiums. In den Noviziathäusern bestehen die Aspiranten ihre Probejahre, den geistlichen Uebungen sich unterziehend. Die gewöhnliche Dauer der Probezeit beträgt zwei Jahre. Die Novizhäuser dürfen für ihre Bedürfnisse ausreichende Fonds besitzen. Unter Residenzen versteht man angehende Profeßhäuser oder Collegien. Missionshäuser heißen die in heidnischen oder ungläubigen Landen errichteten Residenzen. Der Orden war nun errichtet, die Constitutionen verfaßt, dem General lag ob, über ihre Nachachtung zu wachen. Wenn man ihm eine Aenderung unter dem Vorgeben größerer Vollendung vorschlug, wies er solchen Vorschlag mit strengem Ernste zurück, daß Niemand zum Zweitenmale einen solchen Vorschlag auszusprechen wagte. „Das Bessere," sagte er, „ist der Feind des Guten, deshalb soll man am Guten halten." Er erkannte sehr klar, daß die geistlichen Orden, wie die Staaten, sich nicht zur Aufgabe stellen sollen, nach unausführbaren Theorien zu suchen, und stets nach einem Besser zu streben, dem die Natur des Menschen widerstrebt; er hatte den Orden gegründet und so sollte er bleiben.

Die Erfolge des Ordens überschritten seine Erwartung, er war ein Wall gegen die Fluthen der Irrlehre und ein Band der katholischen Nationen geworden, er breitete sich aus und ward allenthalben anerkannt.

In der Einsetzungsbulle hatte der Pabst die Zahl der wirklichen Professe, wir gehört, auf Sechzig beschränkt.

Der römische Hof erkannte sehr bald die Nothwendigkeit des Ordens, aber er wollte erst einige Jahre der Prüfung als Erfahrung für denselben sprechen lassen. Ignatius selbst war dieser Ansicht.

Kaum drei Jahre nach seiner Gründung bewilligte der Pabst, am 14. März 1543, durch die Bulle: „injunctum nobis“ dem Orden das Recht, alle Diejenigen, die er nach ihrer Prüfung berufen, in den Orden aufzunehmen. Durch diese Bulle ist zugleich dem Orden das Recht eingeräumt, sich seine Constitutionen zu entwerfen. Ein weites Feld war nun demselben geöffnet: sein Licht überall zu verbreiten.

Dies beschauliche, von Außen umwogte Leben, genügte nicht dem Geiste Loyolas, es ließ ihm noch Zeit, seine christliche Liebe in guten Werken an den Tag zu legen. Seine erste Aufgabe war, durch die Versittigung Roms die Wirksamkeit des Ordens zu documentiren. Mit jener Beharrlichkeit, die der Erfolg krönt, löste er die zwiefache Aufgabe. Rom stand voller Palläste. Jeder Pabst hielt sich verpflichtet, seiner Familie, theils zum Beweise seiner Anhänglichkeit, theils zum Denkmal der ihm verliehenen, aber vorübereilenden Allmacht, ein Schloß zu erbauen.

Reich dotirte, reicher noch durch Bilderwerke und Malereien geschmückte Kirchen, erhoben sich auf allen Plätzen, auf denen irgend ein für die Kirche merkwürdiges Vorkommniß sich ereignet hatte. Ein religioser, der Entwickelung der schönen Künste höchst günstiger Luxus, herrschte in den höheren Kreisen des päbstlichen Hofes. In solchem, durch die Vereinigung mit allem äußeren Glanze erzeugten glücklichen Zustande wurden allein nur die Nothleidenden vergessen. Wie in allen südlichen Städten, wo man auf die materiellen Bedürfnisse weniger achtet, glaubte man auch in Rom nur der Theorie nach an Armuth. Ward für die Armen ein Hospital erbauet, so verwandelte selbst dies sich unter den Händen des Baumeisters in einen Pallast.

Ignatius hatte unter den Armen gelebt, sein Wanderleben,

seine freiwillige Armuth, hatten ihn mit den Mühseligkeiten der arbeitenden Klasse vertraut gemacht; er hatte ihre Leiden ertragen. Jetzt beschloß er, Abhülfe zu schaffen; er traf auf Gemüther, die ihn verstanden, Kardinäle, Fürsten und selbst ein Pabst wünschten, sich bei der Sache zu betheiligen, über welche er noch brütete. Seine erste Stiftung war das Haus der Catechumenen. Seit der Zeit, in welcher der Orden der Jesuiten angefangen, an allen Straßen-Ecken und auf allen öffentlichen Plätzen die Glaubenslehren zu erklären, war einem großen Theile von Juden das Auge für die Wahrheit aufgethan, der ihnen drohende Mangel aber hinderte sie, ihre Ueberzeugung öffentlich auszusprechen. Dem ersten Juden, welchen die Furcht noch im Judenthum zurückhielt, bot Loyola seine eigene Wohnung an, die Zahl aber mehrte sich bald so ansehnlich, daß Loyola sich gezwungen sah, ausgedehnteren Raum für sie aufzusuchen. Er gründete daher das Haus der Catechumenen. Nicht blos den Juden, auch den Türken und allen Ungläubigen, ohne Rücksicht auf Vaterland, standen die Thore von dieser Anstalt offen. Man bewahrt in Rom noch die Namens-Verzeichnisse aller vom Jahre 1617 bis 1842 Aufgenommenen und in dieser Anstalt Getauften, deren Zahl sich auf 3614 beläuft.

Die von Lefevre und den übrigen Vätern unumwunden gerügte Sittenverderbniß der Geistlichen hatte sich nothwendig auch der Gemeinde mitgetheilt. In Rom war das Aergerniß größer, als an jedem anderen Orte, weil es gleichsam von der Tiara beschirmt ward. Der Pabst beklagte allerdings diese schreckliche Lage, dennoch gab es, um die Weiber einem unordentlichen Leben zu entwöhnen und ihrem Gewissen eine Zufluchtsstätte zu eröffnen, in Rom nur ein einziges Bußkloster unter dem Namen Maria Magdalena. Alle, die sich in dies Kloster begaben, mußten den Schleier nehmen, und den Rest ihres Lebens der Einsamkeit und der Büßung weihen. Viele bebten vor dieser Zukunft zurück. Ignatius gründete daher das Kloster zur heiligen Martha, welches allen Sünderinnen ohne Uebernahme einer Verpflichtung offen steht. Der große General der Jesuiten bot den bethörten Weibern eine sichere Zufluchtsstätte, war zugleich bemüht, jungen Mädchen gegen Verführungen, wozu nicht selten äußere Noth trieb, ein Asyl zu bereiten, zu welchem Ende er das Haus zur heiligen Katharina erbauen ließ. Tief betrübte Loyola der Anblick der Waisen beider Geschlechter, welche allein dem Mitleiden der Menge überantwortet waren. In seinem Herzen quoll ein

unerschöpflicher Reichthum, der sich in Werken christlicher Liebe kund that, und so beschloß er, diesen armen Kindern, die ohne Vater auf Erden, selbst ohne Erkenntniß ihres himmlischen Vaters waren, beizustehen, ihnen für dies Leben Vater zu sein. Von Thür zu Thür wanderte er, wußte alle Gemüther für seinen Plan zu begeistern, sich alle Säckel zu öffnen. Bald erhoben sich zu diesem Ende zwei Häuser unter seinen Augen, in deren einem die Knaben, in dem andern die Mädchen aufgenommen wurden. Diese Denkmale stehen noch heute; ihre Leitung wurde dem, von Hieronymus Emiliani zur Ueberwachung und Erziehung der Kinder gegründeten Orden übertragen.

Am Tage des heiligen Ignatius versammeln sich alle Waisenkinder in der Kirche al Gesu und statten öffentlich bei der Messe, die man zu seinem Andenken feiert, und in welchem sie als Ministranten dienen, dem ihre Dankbarkeit ab, der für ewige Zeiten den Aelterlosen ein schirmendes Dach und liebende Behandlung bereitet hat. Alle diese Arbeiten behinderten ihn keinesweges, nach dem Glücke der gesammten Christenheit zu streben, und das gute Einverständniß unter den Fürsten aufrecht zu erhalten.

Zwischen dem römischen Hofe nnd Portugal war ein Mißverständniß entstanden, und zwar mit Michaels von Silva Erwählung zum Cardinal durch Paul den Dritten, nachdem er schon Leo dem Zehnten, Hadrian dem Sechsten und Clemens dem Siebenten als Gesandter gedient. Johann der Dritte war bei dieser Beförderung, der er sich gewiß nicht würde widersetzt haben, da er diesen Erzbischof von Viseu stets mit Gnade überhäuft und seines Zutrauens würdig erachtet, nicht befragt worden. Der neue Cardinal fürchtete den Zorn seines Herrn und Königs, und um sich klüglich demselben zu entziehen, begab er sich nach Rom, das seine Verdienste so reich belohnt hatte.

Johann der Dritte beklagte sich bitter. Der römische Hof, der umsichtiger hätte zu Werke gehen können, trat dieser Beschwerde schroff entgegen.

Nicht mit der Ernennung zum Kardinal zufrieden, ernannte er denselben zum apostolischen Legaten in Spanien an Contarinis Stelle, der so eben mit Tode abgegangen war. An den Höfen entscheidet Etikette und Hofsitte nicht selten über die wichtigste Angelegenheit, daher konnte eine solche Verletzung derselben nicht unbeachtet vorübergehen. Johann der Dritte war fromm, aber er war auch bestimmt und entschlossen. Der Pabst war nicht ohne Stolz, der so-

wohl aus dem Blute der Farnese als der Macht der Tiara entquoll. Der öffentliche Ausbruch eines solchen Conflictes konnte für die Kirche eine neue Leidensquelle werden. Ignatius trat als Vermittler der beiden Regenten auf. Er schrieb an den König von Portugal, er unterhandelte sowohl direkt mit dem Pabste als mit dem Urheber des Zwistes, dem Kardinal Alexander, dem Neffen des Pabstes und Freunde des Don Silva. Seine Bitte, seine Rathschläge, die Schonung, die er, ohne auf irgend einer Seite zu verletzen, anzuwenden wußte, führten eine Uebereinkunft herbei und beschleunigten die Zusammenberufung eines allgemeinen Concils.

Die ersten, in der That so erfolgreichen und schönen Jahre der Gesellschaft Jesu, mußten auf dem Gebiete des Lutherthums, in den Mauern der Klöster und bei den Indifferenten aller Glaubensbekenntnisse, welche sich nicht von neuen Ideen in ihrer apathischen Ruhe stören lassen wollen, allgemeine Aufregung hervorrufen. Der Einfluß, den die Jesuiten bald über alle Gemüther ausübten, der Erfolg, dessen sie durch ihre Apostel genossen, mußte in jeder Beziehung den heftigsten Unwillen gegen sie erwecken. Bald trat er in Gestalt von Prophezeihungen, bald in allegorischer Form gegen sie auf.

Die Lutheraner und die Ungläubigen des sechszehnten Jahrhunderts verwarfen alle Prophezeihungen, deren Wahrheit die katholische Kirche anerkannte. Sie untersuchten, erforschten sie nach ihrer Weise durch gewaltsame Auslegung; allein nicht so ängstlich war man mit jenen Prophezeihungen, welche man zur Verdächtigung des Ordens der Jesuiten zusammenschmiedete, mit diesen überfluthete man die Welt, sie wurden für ächt erklärt, weil sie feindlich gegen die Jesuiten auftraten. Auf Rechnung der heiligen Hildegard *), welche im eilften

---

*) Die heilige Hildegard war Abtissin des Benedictiner-Klosters zu St. Ruprecht. Sie wurde **1098** geboren und starb **1179**. Der Prozeß ihrer Heiligsprechung wurde im Jahre **1237** begonnen, **1243** und **1317** fortgesetzt, niemals aber beendet. Dennoch ist sie in vielen Gegenden als Heilige verehrt worden. Das Verzeichniß ihrer Werke findet sich im Trithemius, Kronik vom Jahre **1147**, vollständiger aber noch in den Prozeß-Acten ihrer Canonisation. Die dort aufgeführten Werke sind nach der **Acta Hildegardae anno 1232** folgende: das Buch Sci-vias; das Buch von der einfachen Medizin; das Buch von der zusammengesetzten Medizin; das Buch von der Erklärung der Evangelien; der Gesang der himmlischen Harmonie; die unbekannte Sprache und ihre Schriftzeichen; das Buch von den Verdiensten des Lebens und das Buch

Jahrhundert lebte, fertigte man eine Weissagung an, an welche jene Aebtissin des Klosters zu St. Ruprecht gewiß viel unschuldiger ist, als die Protestanten und die zornige Eifersucht einiger Mönche des sechszehnten Jahrhunderts. Diese Weissagung finden wir in der Geschichte der Väter der Gesellschaft Jesu*) wörtlich also aufgezeichnet:

„Es werden Menschen aufstehen, welche sich nähren von der Sünde des Volkes. Sie werden schwören, der Zahl der Bettler anzugehören, aber sie werden sich ohne Schaam und Schande aufführen, sie werden auf neue Mittel sinnen, Böses zu thun, so daß dieser verderbliche Orden verflucht werden wird von den Weisen und von allen, die unserm Herrn Jesu Christo anhängen. Der Teufel wird in ihr Herz vier Kardinal-Laster pflanzen. Die Schmeichelei, deren sie sich bedienen, um die Welt zu zwingen, ihnen große Schenkungen zu machen; den Neid, der sie antreiben wird, nicht zu dulden, wenn An-

---

von den göttlichen Werken. Unter diesen mystischen Schriften finden wir keinesweges die Prophezeihung über die Fratres der vier Bettelorden; wahrscheinlich wurde dieselbe um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zusammengestellt und gegen die Orden der Franziskaner und Dominikaner gerichtet; um diese Zeit nämlich griffen Wilhelm von Saint-Amour und andere Professoren der Pariser Universität die damals entstehenden Orden heftig an. Später veränderten die Irrlehrer einiges in dieser falschen Prophezeihung und richteten sie dann gegen die Jesuiten. Casemir Dudin, ein prämonstratenser Mönch, der später zum Protestantismus übertrat, sagt in seinen Commentaria de scriptoribus ecclesiasitcis tom. II. edit. de 1572, wo er von den Prophezeihungen der Hildegard spricht: Purissimae vacui cerebri illusiones nocturnae. Lange nach diesem Ausspruch, dessen er sich vielleicht nicht mehr erinnerte, bewunderte er dann, mit welcher Genauigkeit die Heilige in ihren Gesichten die vier Bettelorden und die Jesuiten, die dahin gehören, abgemalt. Trithemius erklärt in seiner Chronik von 1147: alle Werke Hildegardens im Originale gelesen, jedoch nie diese Prophezeihung gefunden zu haben. Papebroch erklärt in den Acta Sanctorum der Bollandisten, Theil I. pag. 607, selbst im Jahre 1660 nach dem Kloster Bingen gegangen zu sein und die Werke jener Aebtissin in Händen gehabt zu haben, in welchem sich aber diese Prophezeihung nicht auffinden ließ.

*) Dies Werk ist sehr selten geworden, es erschien in vier Duodez-Bänden im Jahre 1741 bei Johann Palvin in Utrecht. Der Verfasser hat sich nicht genannt. Barbie aber bestätiget in seinem Dictionaire des anonymes et pseudonimes, daß der Pater Quesnel, jener berüchtigte Jansenist, es verfaßt habe.

deren, und nicht ihnen Gutes widerfährt; die Heuchelei, die sie zur Verstellung anlehren wird, um Anderen zu gefallen, und das Afterreden, wozu sie ihre Zuflucht nehmen, um sich herauszustreichen, aber Anderen bösen Leumund zu machen. Ohne Unterlaß predigen sie ohne Ehrfurcht den Kirchenfürsten, und ohne wirkliches Marterthum zu bestehen, suchen sie das Lob der Welt und die Werthschätzung der Einfältigen sich zu erringen; den wirklichen Hirten werden sie das Recht nehmen, das Volk mit den heiligen Sakramenten zu versorgen; den Armen, den Kranken und Schwachen werden sie die Allmosen nehmen, indem sie sich selbst unter die Menge mischen; mit Weibern werden sie verkehren, und sie ihre Männer verführen lehren, um ihnen ihr Gut zu verbriefen; offen und unbekümmert werden sie selbst die übelgewonnenen Schätze annehmen und versprechen, Gott für diejenigen zu bitten, die sie ihnen spenden. Straßenräuber, Diebe, Aufwiegler, Wucherer, Hurer, Ehebrecher, Ketzer, Abtrünnige, entlaufene Soldaten, Kaufleute, die falsch schwören, die Söhne der Wittwe, Fürsten, die gegen Gottes Gesetz anleben, vorzüglich alle, die der Teufel durch ein üppiges und ausschweifendes Leben zur ewigen Verdammniß führt, alle werden ihnen genehm sein."

Fängt dann das Volk an, ihrer nicht mehr zu achten, da es sie als Verführer erkannt, entzieht es ihnen seine Gaben, dann werden sie wie hungrige und wüthende Hunde die Häuser umlaufen, den Blick am Boden geheftet, den Hals zwischen die Achsel gezogen, gleich dem Geier um Brod flehen, ihren Hunger zu stillen; aber das Volk wird ihnen zurufen: verflucht seid ihr, ihr Söhne der Verzweiflung, die Welt hat euch verführt, der Teufel herrscht in euren Herzen und auf euren Lippen, verlorenn ist eure Seele im eitlen Trachten, euer Auge ließ sich gelüsten nach der Lust der Welt, behende war euer Fuß, zum Verbrechen zu laufen, erinnert euch, daß ihr selbst nicht Gutes geübt, daß ihr Reiche arm gemacht, auf daß ihr mächtig würdet, stolz waret in eurer Demuth, hartherzig gegen die Noth und das Leiden, daß ihr süße Verläumder, friedfertige Zwiespaltstifter, Freunde der Welt, Ehrbegierige, Ablaßkrämer, Verbreiter der Unordnung, zierliche Märtyrer, bestechliche Beichtiger, ja daß ihr diejenigen waret, die alles zu ihrem Vortheil wendeten, Lust und gute Tage suchtet, Häuser kauftet, und sie hoch in die Wolken bautet. Nun aber seid ihr gestürzt, gleich dem Zauberer Simon, dessen Glieder Gott

zerbrach und auf Bitten der Apostel ihn mit tödtlicher Wunde schlug, so, gleich ihm, soll euer Orden, ob eurer Verführung und Ungerechtigkeit, zerstört werden. Hinweg, ihr Klugen der Sünde und der Ausschweifung, hinweg ihr Väter des Verderbens, hinweg ihr Söhne der Ungerechtigkeit, wir wollen nicht mehr unter eurer Leitung leben, nicht mehr eure Rathschläge hören *).

Der gute Pater Quesnel begnügt sich nicht damit, in seinem Jansenistischen Eifer nur auf dieser Straße einherzufahren, er selbst fügt eine prophetische Anklage gegen die Jesuiten hinzu; am Himmel und auf Erden sieht er schon die Zeichen als Vorboten des furchtbaren Sturmes, er erzählt unmittelbar nach dieser, der heiligen Hildegard beigelegten Prophezeihung, ein Wunder, das nur er bezeugt, freilich über hundert Jahre nach dessen behaupteten Vorgang. „Im Jahre 1541" sagt er, „hat sich wenige Monate nach der Errichtung dieses neuen Ordens an mehreren Orten Europas plötzlich eine erstaunliche Menge von ganz eigenthümlichen Heuschrecken gezeigt; anfangs waren sie klein und hatten keine Flügel, nach und nach wuchsen ihnen deren vier, sie erreichten die Größe und Stärke eines Fingers, ihre Zahl war so groß, daß ihre Schwärme meilenlange Wolken bildeten und das Tageslicht verfinsterten; diese Insekten richteten überall große Zerstörung an und vertilgten alles, was auf Erden wächst, bis auf die Wurzel; hoch über den Bäumen, über den Häusern und Pallästen, flogen sie daher, dann stürzten sie auf das Gras und die Kräuter der Erde und verzehrten Alles, was die Erde zur Nahrung der Menschen hervorgebracht. Seit Gott Pharao und die Egypter mit der Plage der Heuschrecken schlug, ist auf Erden nichts Aehnliches gesehen. Alles verzehrten sie, ohne daß man Rath schaffen konnte; die ganze Ernte war vernichtet, und erst zu Ende des Herbstes starben

---

*) Georges de Bronswel, Erzbischof von Dublin, prophezeiete 1558 fast in denselben Ausdrücken wie hier die heilige Hildegard, gegen den Orden der Jesuiten. Sowohl Hildegardens Prophezeihungen, als die des irischen Prälaten, wurden nicht früher bekannt, als zu der Zeit, wo die Jesuiten an den Höfen, die den Philosophemen des achtzehnten Jahrhunderts ergeben, die heftigsten Feinde gefunden. In den Zeitschriften des Jahres 1755 (Nouvelles de 1755 pag. 207; de 1759 pag. 61) und später in den verschiedenen Sammlungen der Prozesse gegen die Jesuiten, welche im Jahre 1759 gedruckt wurden, findet man ihrer erwähnt.

sie, und hinterließen eine erstaunliche Menge kleiner schwarzer Eier, aus denen im nächsten Jahre eine Unzahl Würmer entstand, die eine gute Mast für die Schweine waren."

Die Anspielung ist so deutlich, daß sie keiner Auslegung bedarf. Wir haben die ersten Jahre der Gesellschaft Jesu berichtet; um erwägen zu können, was Leidenschaft vermag, mußten wir auch diese Fabeln als einen schlagenden Beweis, wie weit der menschliche Verstand sich verirren könne, anführen.

Viertes Kapitel.

Johann der Dritte von Portugal, der beglückteste Fürst seines Jahrhunderts, hatte seinen Gesandten in Rom, Don Pedro de Mascaregnas beauftragt, sich von dem Pabste sechs jener Männer zu erbitten, deren Ruf als Apostel schon Europa erfüllte. Ostindien erschloß sich den portugiesischen Waffen. Johann wünschte, um auch dem Himmel einen Antheil zu lassen, das Evangelium in Indien einzuführen. Loyola, dem der Pabst das Begehren Johanns vortrug, antwortete, daß er in diesem Augenblicke nur zwei Brüder zu seiner Verfügung stellen könne, die er aber dem heiligen Stuhle und dem Könige von Portugal gerne anbiete. Rodriguez reiste zuerst ab, Bobadilla sollte ihm folgen, wurde aber durch ein Fieber in Rom gefesselt, und so ward Franz Xavier zu seinem Stellvertreter ernannt.

Als er mit freudig überströmendem Herzen vor dem Pabste erschien, empfing ihn derselbe mit ausgezeichneter Huld. Am 14. März 1540 ernannte Ignaz ihn zu diesem Amte; schon am folgenden Tage reiste Xavier ab, ohne sich die Zeit zu nehmen, seinen Rock ausbessern zu lassen. In der Unterredung dieses künftigen Apostels Indiens und Loyolas richtete dieser folgende Worte an ihn: „Empfange dies Amt, womit Sr. Heiligkeit durch meinen Mund dich bekleidet, als ob Jesus Christus selbst es dir übertrüge, und darin finde deine Freude, so viel als möglich dem Streben zu genügen, das uns alle antreibt, jenseits der Meere unsern Glauben zu tragen. Es handelt sich hier nicht nur um Palästina, nicht um eine einzige Provinz von Asien, weite Länder, zahlreiche Königreiche, eine ganze Welt wird dir aufgeschlossen. Deinem Muthe gebührt ein so großer Wirkungskreis.

Gehe, mein Bruder, wohin die Stimme Gottes dich ruft, wohin der heilige Stuhl dich sendet, und entzünde in Allen das Feuer, das dich durchglühet".

Der Eifer der ersten Mitglieder des Ordens war eben so groß, als ihre Armuth. Xavier eilte jenen unbekannten Gegenden zu, ohne auch nur an die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens zu denken. Ignaz bemerkte, wie schlecht er gekleidet war. O Franz, rief er, das ist zu viel, wenigstens ein Stückchen Tuch, deine Blöße zu decken. Er zwang ihn, das Wams, das seine eigene Brust vor Kälte schützte, anzulegen. Einer dieser beiden Männer ging nach Indien, um das vom heiligen Thomas begonnene Werk dort weiter zu führen, der Andere sendete ihn, und Beide hatten nicht einmal zwei Röcke, sich zu kleiden.

Franz begab sich auf die Reise, er durchzog Frankreich, die Pyrenäen, aber gestattete sich nicht, obgleich er nahe am väterlichen Schlosse vorüberging, seinen Angehörigen, seiner Mutter, ein letztes Lebewohl zu sagen; er fürchtete, ihre zärtlichen Bitten möchten seinen Entschluß erschüttern. Gegen Ende des Juni traf er in Lissabon ein, seine Einschiffung aber verzögerte sich bis zum nächsten Frühling. Rodriguez und Xavier wählten, trotz der inständigen Bitten des Königs, das öffentliche Armenhaus zur Wohnung; obgleich sie von Allmosen, welche sie mit eigenen Händen einsammelten, lebten, blieben sie nicht thatlos. Das Leben, das sie in Bologna, Venedig und Rom geführt, begannen sie in Portugal; sie besuchten die Kranken, die Gefangenen, unterrichteten die Kinder, und führten überall auf den Weg der Tugend zurück, bald aber auch verkündeten sie von den Kanzeln der Kathedrale die ewige Wahrheit.

Sie redeten mit Begeisterung und Ueberzeugung, ihre Worte drangen zu Herzen; der Hof, das Volk, Alles unterwarf sich der Gewalt, die sie ausübten. Die Reichthümer, welche als Tribut der Erde in Portugal zusammen strömten, hatten namentlich in Lassabon eine unersättliche Vergnügungssucht und eine Prachtliebe hervorgerufen, welche keine Schranken mehr kannte. Xavier und Rodriguez stellen derselben einen Damm entgegen. Auf ihren Ruf verließen die Großen den breiten Weg der Welt und betraten den schmalen Pfad des Evangeliums; viele wählten die Regeln des Ordens zur Lebensnorm, viele unterzogen sich den geistlichen Uebungen, alle aber begannen ein neues Leben. Von diesen Wundern der Bekehrung, die selbst bis

in die Gemächer des königlichen Pallastes drangen, gerührt, wünschte Johann, in seinem Königreiche selbst solche Apostel zu besitzen. Der Infant Don Henrico, sein Bruder, und eine Parthei des Ministerrathes aber theilte nicht diese Ansicht des Königs. Ostindien war für Portugal mehr als bloße Provinz. Um der Mutterkirche die großen Eroberungen Albuquerques zu sichern, mußten, ihrer Ansicht nach, vom göttlichen Geiste erleuchtete Männer dahin gesendet werden.

Der König aber verlangte vom Pabste, diese beiden Missionare in Portugal behalten zu dürfen, die in so kurzer Zeit dem Reiche ein so völlig neues Ansehen gegeben. Der heilige Stuhl war in Verlegenheit, er wagte nicht, die Bitte abzuschlagen. Loyola trat als Vermittler auf, er schlug dem Könige Johann vor, Rodriguez in seinen Erbstaaten zu behalten und Xavier nach seinem neuen Reiche abreisen zu lassen. Dieser Vorschlag war annehmbar, Johann ging darauf ein. Bevor er sich aber von dem Missionar trennte, überreichte er demselben vier päbliche Breven, durch deren zwei, welche der König selbst in Rom nachgesucht, ernannte der Pabst Franz Xavier zu seinem Nuntius im Orient und ertheilte demselben volle Macht und Gewalt, daselbst den christlichen Glauben auszubreiten und zu fördern. Der Orden zählte damals erst zehn Professe, Xavier war schon der vierte, zum päbstlichen Gesandten ernannte. Am siebenten April 1541 verließ die Flotte den Tajo. Don Alphonso de Suza, Vicekönig von Indien, befehligte sie.

Nach einer fünfmonatlichen stürmischen Fahrt durch unbezeichnete Klippen betrat Xavier den Boden von Mozambik; man landete daselbst Ende August 1541. Selbst die Portugiesen empfanden hier die unerträgliche Hitze. Kaum hatte Xavier sich ausgeschifft, so begann er schon auf den afrikanischen Küsten an der Wiedergeburt der Eingebornen eben so eifrig zu arbeiten als auf der Flotte selbst, wo er alle seine Zeit darauf verwendete, den Soldaten und Matrosen das Evangelium und seine Lehren zu verkünden. Den Negern, die die Küste bewohnen, theilte er die frohe Botschaft von Jesu Christi mit. Mozambik ist eine Insel, welche ehemals den Sarazenen unterworfen war, in ihrer Nähe sind jene Gegenden in denen die Kaffern sich festgesetzt. Das portugiesische Heer und das Schiffsvolk befanden sich in einem kläglichen Zustande. Die Mühseligkeiten der Seereise hatten sie geschwächt, das ungesunde Klima Mozambiks wirkte noch nachtheiliger, viele von ihnen

fanden hier ihr Grab. Paul von Camerino und Franz Manfilla hatten sich Xavier, dem Seelenarzte, als Genossen angeschlossen, jetzt wird Xavier ein Arzt des Leibes, zugleich aber auch Krankenwärter und Tröster derer, die leiden, und ein Bruder und Diener derer, die das Klima noch nicht überwältiget. Am Tage prediget er, die Nächte aber bringt er am Lager der Sterbenden zu, pflegt sie leiblich, und versorgt sie mit den Heilmitteln der Seele.

Die kurze Zeit des Schlummers wird keine Zeit der Erholung für ihn, er bettet sich so nahe, wie möglich, zu den Kranken, um sich auf den ersten Ruf des Schmerzes oder der Schlaflosigkeit aufzurichten, ihr Begehren zu erfüllen, oder ihnen Trost zuzusprechen.

Xavier stand im kräftigsten Mannesalter, er war sechs und dreißig Jahre alt, von untersetztem Wuchse, genoß einer kräftigen Constitution, seine Züge hatten etwas Erhabenes und Sanftes, und flößten überall Achtung und Zutrauen ein; er hatte eine hohe Stirn, blaue ausdrucksvolle Augen, eine sehr frische Gesichtsfarbe, sein Gang verrieth den Edelmann; in seiner ganzen Erscheinung lag der Ausdruck der Würde und der Erhabenheit, der sich alle Herzen gewann. Auch die kräftigste Natur konnte diesen zu großen Anstrengungen nicht widerstehen, sie erlag vor denselben; ein hitziges Fieber erfaßte ihn. Trotz der Schwäche gönnte er sich selbst fast am Rande des Grabes keine Ruhe. Endlich, nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte in Mozambik, konnte die Flotte sich wieder vereinigen. Camerino und Manfilla blieben auf der Insel, um die dort zurückgelassenen Kranken zu beaufsichtigen. Xavier begleitete Don Alphonso, und ging nach einer glücklichen Fahrt bei Sokotora, der Meerenge von Mekka gegenüber vor Anker.

Die Mauren behaupten: Sokotora sei die alte Insel der Amazonen, denn noch jetzt führen die Weiber daselbst das Regiment. Sokotora hat einen trockenen und unfruchtbaren Boden, es herrscht daselbst eine glühende Hitze, nur die Aloë gedeihet, und giebt den Bewohnern eine Vorstellung von Vegetation. Die Einwohner haben aus allen Religionen sich selbst einen Cultus geschaffen, sie nennen sich Christen, aber die Lehren Mosis und Mahomeds gelten ihnen als Gesetze. Das Kreuz allein giebt Zeugniß, daß einstmals das Christenthum auf diesen Ufern herrschte.

Xavier verstand ihre Sprache nicht, die durchaus von allen europäischen abweicht, aber tief im Herzen regte sich die Hoffnung, das An-

denken an den Gott, der für alle in den Tod gegangen, neu wieder in den Gemüthern hervorzurufen, und so begann er durch Zeichen sie zu unterrichten; sei es nun, daß ihm schon die Gabe der Sprache von Oben mitgetheilt, sei es, daß die Ueberzeugung seines Herzens, die in seinem Antlitz leuchtete, diese Halbwilden rührte und bekehrte, genug, zu großen Haufen sammelten sie sich um ihn; sobald er sprach, brachten sie ihm als Beweis ihrer Zuneigung Früchte, oder stellten ihm ihre Kinder dar, daß er sie reinige durch die Taufe. So zu seinen Füßen hingestreckt, versprachen sie, in dem Glauben, den er sie gelehrt, zu leben und zu sterben, jedoch eine Bedingung fügten sie diesem Versprechen hinzu, die nemlich: daß er hinfort bei ihnen weile.

Xavier ward gerührt, die Thränen, die den Augen der Menge entströmten, bezeichneten deren Liebe, schon wollte er ihnen willfahren, als Suza einige Worte an ihn richtete, die dem Jesuiten als göttlicher Befehl erschienen. Ein größeres Feld, als Sokotora, sagte der Vicekönig, liegt vor dir, größere Gefahren sind zu besiegen, und nicht so leicht zu bekehrende Völker warten deiner. Xavier unterwarf sich, er riß sich los von diesen seinen ersten Bekehrten; noch von dem Schiffe ertheilte er seinen Segen den Unglücklichen, die mit ausgebreiteten Armen am Ufer ihm nachblickten.

Am 6. Mai 1542 war er im Angesichte Goas am Ausflusse des Ganges. Diese Hauptstadt ist zugleich der Stapelplatz des orientalischen Handels. Der Herzog von Albuquerque hatte sie im Jahre 1510 von den Sarazenen erobert. Einer seiner Verwandten herrschte daselbst als Bischof.

Xavier war päbstlicher Legat und daher mit aller Machtvollkommenheit bekleidet, die der heilige Stuhl ertheilt. Nicht von dieser Gewalt, allein von seinem Berufe als Missionar wollte er Gebrauch machen; als solcher unterwarf er sich der bischöflichen Oberhoheit, und erwartete von dieser Hülfe und Beistand.

Die Portugiesen hatten allerdings bei der Eroberung Indiens schon auf die Verbreitung des Christenthums Rücksicht genommen, da sie den Besitz Indiens nur durch dasselbe sichern zu können meinten. Die Prophezeihung des heiligen Thomas, welche sich in einer rohen Steinsäule, nicht weit von den Mauern Meliapors in Coromandel eingegraben findet, schien sich zu erfüllen. Die ersten, die in Indien vordrangen, riefen das Christenthum wieder ins Leben, aber die Eroberungssucht verlieh der Sache bald ein anderes Aussehen. Der Ehrgeiz, die Habsucht

machten sie zu bald nur zu Spekulanten. Im Namen Christi wären sie gekommen, ihn, den Herrn, hatten sie verkündiget, aber bald sahen sie ein, daß diese Religion ihren Leidenschaften einen beengenden Zügel anlegte. Ungemessenen Trieben wollten sie genügen, Gold und Vergnügungsdurst riß sie hin, und um selbst in der äußern Gottesverehrung nicht mehr an die Vorwürfe erinnert zu werden, die das eigene Gewissen ihnen machte, warfen sie alle christliche Zucht, alle Schaam und Schande von sich.

Sie gaben den besiegten Völkern ein solches Beispiel der Verderbtheit und Sittenlosigkeit, daß selbst die Indianer errötheten, sich Christen zu nennen. Die Portugiesen hielten weder auf Sitte noch Gerechtigkeit; die Herren verfuhren auf das Nichtswürdigste mit den Sclaven, trieben mit ihnen den schändlichsten Handel, und erwarben sich auf diese Weise die größten Schätze. Die Ungebundenheit des Krieges hatte das Verderben erzeugt, die Sinnenlust Asiens hatte es vollendet. Die Priester selbst machten sich dieser Verbrechen schuldig, und hießen sie gut.

Sie hatten dies Land der Ungläubigen betreten, um im Schweiße ihres Angesichts dasselbe zur Religion und zur Sitte durch das Beispiel christlicher Liebe zu führen, selbst aber der Sinnenlust verfallen und jeglicher Verderbniß ergeben, suchten sie sogar den Verfall, dessen schmähliche Freuden, und dessen rohe Genüsse sie theilten, als keine Sünde zu bezeichnen. Diese Priester behaupteten sogar, es sei erlaubt, die Indier ihrer Habe zu berauben und grausam sie zu behandeln, weil die Predigt bei armen und nackten Menschen leichter gläubigen Eingang finden werde *). Eine sehr bequeme Lehre, welche die Portugiesen und Priester auszubreiten sich nicht scheueten. Die Indier, Zeugen und Opfer derselben, unterließen nicht, haufenweise zu ihren Götzen zurückzukehren, und glaubten die Ueberzeugung gewonnen zu haben, die Religion ihrer Sieger sei noch unreiner, als ihre eigene. Hier beteten sie das böse Princip dnrch tausend obscöne Gebräuche an, dort verehrten sie das gute Princip unter der Gestalt der unreinsten Thiere, überall aber brachten sie ihren Göttern blutige Opfer. Die Väter, in der Unwissenheit aufgewachsen und durch Fanatismus

---

*) Sepulveda, Kanonikus von Salamanka, und Historigraph Karls des Fünften, sagt in seinem Werke de justis belli causis: Ut sic spoliati et subjecti facilius per praedicatores suadentur iis fides.

genährt, sah man die eigenen Kinder, um sich die Gnade dieser Götter zu sichern, auf deren Altären würgen. So war die Lage dieser weiten und reichen, schon im Alterthume durch die Eroberung einer Semiramis und eines Alexander bekannten Länder, als der Jesuit sie betrat. Seine erste Sorge und sein erster Vorsatz war, die Gebrechen zu heilen, mit denen die Katholiken sich besudelten. Xavier begann sein Apostel-Amt, der Vorschrift Loyolas gemäß, bei den Kindern. Diese wollte er dem verderblichen Beispiele, wodurch ihre zarten Seelen so leicht vergiftet werden konnten, entziehen. Der Zukunft sich zu sichern, heißt die Gegenwart besiegen. Ein Glöckchen in der Hand, sieht man ihn die Stadt nach allen Richtungen durchschreiten. Im Namen Gottes fordert er alle Familien-Väter auf, ihre Söhne und Sclaven zum Unterrichte zu schicken. Hatte sich um ihn ein dichter Haufen gesammelt, dann führte er ihn zur Kirche, dort predigte er den Kindern von der Krippe zu Bethlehem, und zeigt ihnen Jesus im Tempel, die Schrift auslegend. Alle jene Bilder, die das Gemüth ergreifen können, entfaltet er vor ihren Augen; der überredende Klang seiner Stimme lehrt und erklärt ihnen das apostolische Glaubensbekenntniß und die Gebote Gottes. Wenn er ihre jungen Gemüther dem Glauben und der Tugend wiedergewonnen, schickte er sie in ihre Familien zurück, in denen sie, ohne es zu wissen, selbst als Missionare die Saat des Christenthums ausstreuen, die in ihren Herzen Wurzel geschlagen. Diese Aussaat trug die von Xavier gehofften Früchte, Haufen sammelten sich, um ihn zu hören. Auf dem Platze, auf dem er seine Kanzel aufgeschlagen, drängte sich eine unzählbare Menge von Portugiesen und Indiern, zuerst aus Neugierde, um sich zu überzeugen, ob auch die Rednergabe des Predigers den Ruf eines Heiligen rechtfertige, den seine Nächstenliebe und übernommene Mühseligkeiten ihm bereits erworben.

Um allen verständlich zu werden, bediente sich der Jesuit nicht jener gebildeten Sprache, die sein eigener Geschmack und das Studium in Paris ihm zueigen gemacht; er predigte in jenem Volks-Dialekte, der beiden Nationen verständlich und, wie dies gewöhnlich der Fall ist, wo zwei Sprachen mit einander sich mischen, voller Fehler war, die noch durch die Unwissenheit derer, die sich ihrer bedienten, vermehrt wurden. Man wußte, daß Xavier ein sehr unterrichteter und gelehrter Mann war; die Sprache, zu der er sich herab ließ, die hohen Eindrücke, die er durch sie zu machen verstand, die Liebe, die

aus seinen Augen leuchtete, die Anklagen des Gewissens und der Reue, die er ihnen ins Ohr rief und die schneller das Herz ergriffen, versammelten bald um ihn jene, die noch nicht gänzlich verderbt waren; sie gelobten, auf den rechten Weg zurückzukehren; das Beispiel des Glücks der Wiederversöhnung mit Gott, gewann Andere, die zu gleicher Zeit durch die Reden des Priesters erschüttert wurden. Xavier ward in dieser Arbeit nicht müde, die Stunde der Gnade erwartete er, und siehe da, sie schlug.

Wie durch einen Zauber war die Stadt verwandelt. Hier verzichtete man auf die abgeschlossenen Wucher-Contracte, gab den Beraubten die sündlich erworbenen Schätze zurück, löste die Ketten, in die man ungerechter Weise die Sclaven gefesselt, dort trieb man die Kebsweiber aus den Wohnungen und führte Sitte und Ordnung in sie zurück; überall war man bemüht, in die Familien wieder jene Tugenden einzuführen, die der Jesuit ihnen, als die Vorschule des Besseren, empfahl. Geldgier hatte die Portugiesen verführt, jetzt legten sie die Schätze mit der Bitte dem Jesuiten zu Füßen, dieselben zu guten und frommen Werken zu verwenden; unter ihren Augen und unter der Aufsicht des Vicekönigs vollführte Xavier ihre Absichten. Goa hatte sich ganz seinem Einflusse ergeben, Tugend und Sitte waren in ihr zurückgekehrt. Der General-Vicar von Indien, Michael Vaz, theilte nunmehr dem Missionare mit, daß sich auf der Küste vom Cap Comorin bis zur Insel Manar eine Bevölkerung befinde, auf welche die Predigt des christlichen Glaubens wahrscheilich Einfluß üben könne; sogleich bestimmt er diese Küste zur Missions-Station.

Die Paravas, welche hier lebten, hatten allein nur durch die Taufe Anspruch auf den christlichen Namen. Das Land selbst ist so öde, das Klima so glühend, daß bisher keiu Priester sich entschlossen, in demselben sich niederzulassen. Nur zur Zeit der Perlenfischerei sieht man in diesen Gegenden Fremde. Diese Beschreibung rührte Xaviers Herz. Begleitet von zwei jungen Geistlichen aus Goa, welche der malabarischen Sprache mächtig waren, schiffte er sich am siebzehnten Oktober 1542 mit den Perlenfischern dahin ein. Er hatte alle Geschenke, alle Unterstützungen, selbst die Kleider, welche ihm Alphons von Suza und die vornehmsten Einwohner Goas angeboten, zurückgewiesen, die Armuth war sein Schatz. Um das Volk dem Evangelium zu gewinnen, bedurfte er nicht der Schätze und des Glanzes dieser Erde, ein hölzernes Kreuz und sein Brevier genügten vollkommen.

Nicht die Menschen zu quälen, nicht um ihnen mit Gewalt das Geheimniß ihres Reichthums abzupressen, trat er zu ihnen, die Waffe, durch die er siegen wollte, ist christliche Tugend. Durch sie will er ein Reich aufrichten, das beständiger sei, als die Eroberung des Schwertes. „Die Ueberwältiger dieses unglücklichen Welttheiles", sagt Robertson*), „wollten nichts weiter, als plündern, knechten, und die Ureinwohner zu Grunde richten. Die Jesuiten allein betraten diese Gegenden in menschenfreundlicher Absicht".

Das Vorgebirge Comorin ist ein hoher, sich bis an das Meer erstrekkender Berg, Ceylon gegenüber. Dies betrat Xavier zuerst, nicht aber nur flüchtig sollte dem abgöttischen Boden die Spur seiner Schritte aufgedrückt werden; sein Wort sollte tief eindringen und neu gestalten. Dollmetscher erklärten den Heiden seine Rede. „Nur wenn unsere Herrscher, von denen wir abhängen, darin einwilligen, wollen wir unsere Götter verlassen", entgegneten diese Heiden.

Seit drei Tagen lag ein junges Weib dieses Dorfes in Kindesnöthen, weder die Gebete der Braminen, noch menschlicher Beistand, vermochten sie ihrer Bürde zu entledigen. Der Jesuit tritt zu ihr, die Mutter werden sollte, er unterweist sie in den ersten Glaubenslehren und überredet sie sodann, vertrauungsvoll den heiligen Namen Mariens anzurufen. Erstaunt horcht die junge Frau seinem Worte, ein Fremder, ein völlig Unbekannter, steht neben ihr in ihrem Leiden, er spricht von einem Gotte, der selbst ein Kind ward gleich dem, das sie im Schooße trägt, von einer Mutter, die wie sie selber die Schmerzen des Gebärens ertragen. Diese Liebe, die nur das Leiden begreift, überzeugte sie; sie begehrt die Taufe, empfängt sie, und genas eines Kindes.

Die ganze Familie des Weibes stürzt zu den Füßen des Missionars, er unterweiset dieselbe und ertheilt ihr die Taufe. Das ganze Dorf bekehrt sich zum Christenthum, und nun setzt Xavier seinen Weg nach Tutukurin fort. Michael Vaz hatte den Zustand der Paravas nicht übertrieben; sie befanden sich in höchst beklagenswerthen Verhältnissen. Xavier studirte zuerst ihre Sprache, um der Dollmetscher überhoben zu sein, durch welche stets das Wort an Kraft und Eindruck verliert. Sobald er die Kirchengebete übersetzt, nimmt er sein Glöcklein zur Hand und durchschreitet die dreißig Dörfer an

---

*) Geschichte Karls des Fünften, Buch 6.

der Küste, in denen er die Kinder um sich versammelt. Er unterrichtete sie in der christlichen Lehre, katechisirt sie, indem er sich ganz auf den Standpunkt ihrer geringen Einsicht stellt, selbst zu einem Kinde wird, um sie zu Gott zu führen und sie im Glauben wachsen zu lassen. Sobald er dies Ziel erreicht, trägt er ihnen auf, den Eltern, Nachbarn und den Dienern zu erzählen, was sie gelernt, und schon am nächsten Sonntage sieht er die Kapelle überfüllt von Zuhörern.

Andächtig horchte die Menge der Erklärung des Kirchengebetes des apostolischen Glaubensbekenntnisses, der zehn Gebote und des englischen Grußes. Die Tugenden, deren wir zu unserm Glücke auf Erden besonders bedürfen, stellt der Priester in seiner Erklärung hell ins Licht, wendet sich aber stets nur an die Jugend. Bald entstehen an den bewohntesten Orten neue Kirchen, die man seiner Verwaltung überweiset. Er lehrt sie, deren Altäre schmücken, wie ihm in seinen Wegen folgen und den Unterschied begreifen zwischen dem Gotte der Christen und den todten Pagoden des Landes. Nur zum Retter der Seelen hatte sich Xavier bestimmt. Die Indier hingen mit einem solchen Vertrauen an ihm, daß sie ihn in allen ihren Krankheiten herbeiriefen und fest überzeugt waren, er könne sie von den Leiden des Leibes eben so gut befreien, als von Seelenleiden. Tage und Nächte aber hatten nicht Stunden genug für diese verschiedenen Arbeiten. Seine Liebe verkündigte sich in der Vervielfältigung der Mühewaltungen, dennoch aber vermochte er nicht, jeglichem Begehren zu genügen, daher entschloß er sich, um dieser Unmöglichkeit zu begegnen, mehrere Schüler als Stellvertreter zu berufen. Diese begaben sich auf die Wanderschaft, um aber ihrer Sendung ein heiliges Gewicht zu geben, liehen sie von ihm das Cruzifix oder sein Reliquienkästchen, oder seinen Rosenkranz. Mit diesen Beglaubigungszeichen ausgerüstet, begaben sie sich zu den Heiden. Ihr Glaube ward belohnt, sie predigten das Evangelium, heilten die Kranken und tauften die Ungläubigen. Diese schnellen Erfolge, die Wunder, die nicht zu leugnen, erweckten dem Xavier mächtige Gegner. In Indien war eine sehr geehrte und gefürchtete Priesterkaste, welche ihren Ursprung und ihre Abstammung von den Götzen, denen sie diente, selbst herleitete. Ihre Religion hat in der äußern Form sogar einen Anklang des Christenthums; sie verehren drei Götter, welche unter einem Bilde mit drei Köpfen angebetet werden. Diese drei Götter heißen Meisshnu, Wisshnu und Brama, welche durch eine Materie, die sich selbst

das Dasein giebt und welche die Indier Parabrama nennen, gezeugt worden. Gleich dem Saturn der römischen Mythologie theilte Parabrama das Reich der Welt unter diese seine Söhne; Meisḥnu beherrscht den Himmel, Wisḥnu ist der Richter des menschlichen Geschlechtes und Brama der Lenker der Religion; dieser Letztere ist nach dem Glauben der Indier auf Erden erschienen. Diese Priester unterwerfen sich den strengsten Bußübungen, nur in Höhlen und Felsenklüften leben sie; ganz unbekleidet setzen sie sich der Strenge der Jahreszeiten aus und dürfen durchaus nichts genießen, was jemals ein Leben athmete.

Hinter dieser außerordentlichen Strenge aber birgt sich unersättliche Fleischeslust und eine Begierlichkeit, die durch die üppigste Lebensweise nicht befriedigt wird. Der große Haufe, vor dessen Augen diese scheinbaren Opfer vollbracht werden, unterwirft sich ihnen ebenfalls und hofft dadurch ewige Glückseligkeit zu erwerben. Ihre Lehre selbst ist eben so verkehrt wie ihre Sitten; sie glauben (der Grund dieser Annahme ist bis jetzt noch nicht entdeckt) daß die Kühe von den Göttern geschaffen sind und, daß derjenige alles Glückes theilhaftig werde, der sich mit dem durch einen Braminen verbrannten Kuhdünger beschmiere. Wer im Augenblick des Todes den Schwanz einer Kuh in Händen hält, dessen Seele verläßt rein den Körper und wandert in den des vergötterten Thieres, eine Gnade, die die Götter nur denen erzeigen, die sich freiwillig von dem Felsen oder in die Flammen eines Scheiterhaufens stürzen, oder aus Achtung vor den Göttern sich unter den Rädern des Wagens, auf welchem die Gottheit einher thront, zermalmen lassen.

Um der christlichen Religion den Sieg unter den Indiern zu bereiten, welche gerne und aufrichtig den Lehren der Missionare horchten, mußte man nothwendig die Braminen bekehren. Diese aber waren als Priester der Götzen bei der Aufrechthaltung des Götzendienstes zu sehr betheiligt. Erfolglos blieb selbst die Beredsamkeit Xaviers auf diese geschwächten Charaktere, die nur das Verbrechen oder die Wollust aus ihrer abgespannten Trägheit aufregen konnte. Er zwang sie in den mit ihnen gepflogenen Unterredungen wohl zur Bewunderung, ja sogar zu dem Bekenntniß: der Gott der Christen sei der wirkliche Gott, weil sein Gesetz die jedem Menschen innewohnende Vernunft entwickele und erhöhe. Sobald aber der Jesuit sie zum Bekenntnisse Jesu Christi aufforderte, überwand allemal die Selbstsucht ihre Ueberzeugung. Was würde die Welt von uns sagen, antworteten sie, wenn wir uns be-

kehrten! Xavier selbst hat in einem Briefe uns diese Antwort mitgetheilt: „was sollte aus unseren Angehörigen werden, die von den in den Tempeln dargebrachten Opfern leben?" Dies war der einzige Grund, den sie entgegen zu setzen wußten; aber trotz der Bitte und Wunderthaten des Missionärs, beharrten sie eigensinnig in ihrem Götzendienste, selbst da, wo das Volk haufenweise sich von ihnen abwendete. Die Braminen an der Fischerküste bezeigten vor dem Eifer des Missionars, der freilich sehr nachtheilige Folgen für sie hatte, Ehrfurcht; allein im innern Herzen verfluchten sie denselben. In Travancor aber blieben die Braminen nicht müßige Zuschauer des Abfalls ihrer Sekte, denn hier hatte der Jesuit eben so reiche Erfolge als unter den Paravas erzielt. Fast die ganze Küste neigte sich zum Christenthum; fünf und vierzig Kirchen wurden erbaut, und Xavier selbst giebt die Zahl der an einem Tage von ihm Getauften in seinem Berichte auf 10,000 an. So raschem Fortschritte mußten sich die Braminen widersetzen; sie überredeten in Travancor selbst einige ihrer Glaubensgenossen, in der Dunkelheit Xavier mit Pfeilen zu erschießen; allerdings entströmte das Blut seinen Marterwunden, aber sein Leben wurde gerettet. Nun versuchte man die Wohnungen, in welchen man ihn vermuthete, in Brand zu stecken, allein auch hiemit glückte es nicht besser als mit ihren tödtlichen Geschossen.

Um diese Zeit fiel ein räuberischer Volksstamm aus dem Königreiche Bisnagor, die Bagaden, welche schon im vorigen Jahre die Fischerküste verwüstet hatten, in das Gebiet von Travancor ein und zwar längs einer Gebirgskette, die sich bis an das Vorgebirge Comorin erstreckt. Der Madir, oder das Haupt der Madura, führte diese Horde an, die durch ihre früher errungenen Erfolge nur noch verwegener gemacht ward. Der König von Travancor, den die Portugiesen gemeinhin den großen Herrscher nannten, sammelte seine Heerschaaren, um sich diesem Ueberfalle zu widersetzen, allein ein noch mächtigerer Gegner stellte sich den Bagaden entgegen. Xavier, dem das Leiden seiner Schüler und Anhänger zu Herzen ging, bat Gott, den Herrn, die Heerde, die er ihm zu weiden gegeben, vor den Rachen der Wölfe zu bewahren. Vom Gebete aufstehend, rief er einige junge Christen an seine Seite und begab sich, das Kreuz in der Hand, auf das Blachfeld, wo die Feinde sich zum Angriff schaarten. „Im Namen des lebendigen Gottes," rief er ihnen mit donnernder Stimme zu, „verbiete ich Euch, nur einen Schritt weiter zu gehen und befehle Euch in dessen

Namen, sofort auf Euren Weg zurück zu kehren.“ Schrecken ergriff die vorderen Reihen der Krieger, lautlos und unbewegt standen sie. Als die Nacheilenden sie um die Ursache befragten, antworteten sie. „Vor uns steht ein Fremder in schwarzer Kleidung, eine ungewöhnliche Erscheinung, deren Anblick erschreckt und deren Auge Blitze strahlt.“ Die Unerschrockensten traten aus den Reihen näher zu ihm heran, bezeugten das ihren Augen sich darstellende Wunder, eilten zurück und plötzlich ergriff die ganze Horde die Flucht. Dieses Ereigniß, das die Geschichte, ohne zu einem Wunder sich zu bekennen, als den Erfolg der muthigen Ueberzeugung und der begeisterten Rednergabe des Jesuiten erklären kann, durch welche er auf die Bagaden so mächtig einwirkte, verbreitete sich sehr bald durch alle benachbarten Städte. Der König von Travancor brauchte nun nicht mehr an der Spitze seines Heeres mit dem Feinde sich zu messen; er bezeugte seine Dankbarkeit Xavier mit folgenden Worten: „Ich heiße“, sagte er zu ihm, „der große Herrscher; von heute an aber sollst Du der große Vater genannt werden.“ Den Göttern aber, die alle seine Neigungen begünstigten und seine Launen gut hießen, vermochte dieser Fürst nicht zu entsagen, jedoch erließ er einen Befehl, in welchem er gebot, dem Missionar denselben Gehorsam, wie ihm zu erweisen. In diesem Befehle stellte er es allen Unterthanen frei, das Christenthum anzunehmen. Die Unterthanen benutzten allerdings die ihnen bewilligte Freiheit; um aber einen unwidersprechlichen Beweis seiner Sendung zu geben, mußte der Jesuit vor ihren Augen Thaten vollbringen, welche die menschliche Vernunft schweigend anerkennen muß.

Zu Culan, einer am Meere auf dem Vorgebirge Comorin belegenen Stadt, verkündete Xavier das Wort des Lebens; allein Unglaube und Gleichgültigkeit herrschte in der Bevölkerung. Es war seiner Rednergabe unmöglich, die Herzen zu erweichen. Da flehte er zu Gott, ihm beizustehen; dann rief er ihnen zu: „Gestern legtet ihr einen Genossen in dies Grab; nehmt den Todten hervor, sehet, ob an ihm noch ein Zeichen des Lebens ist.“ Die Ungläubigsten eilten zuerst, seinen Befehl zu vollstrecken, sie hoben den Todten in den Grabtüchern hervor und trugen den Leichnam, dessen Geruch schon die Verwesung verkündete, zu Xaviers Füßen, sie umringten ihn von allen Seiten, unruhig auf ihn blickend, jede seiner Bewegungen genau beobachtend. Xavier warf sich auf die Knie und verharrete im stummen Gebete; plötzlich dann wendet er sich an den Todten: „Im Namen des heiligen und le-

bendigen Gottes," rief er laut, „befehle ich Dir, aufzustehen und zu leben zum Zeugniß des Glaubens, den ich verkündige." Die Akten der Heiligsprechung dieses Jesuiten, welche die strengsten Beweise enthalten, gelten nur der Kirche als Zeugniß und diese berichten: Der Todte richtete sich auf voller Leben und Gesundheit. *)

*) Strenger als die strengsten Regeln der Kritik sind die leitenden Grundsätze, sagt Dallas, welche die Kirche in ihrem Canonisationsverfahren befolgt. Ein eben so sehr durch Geist als Geburt und Reichthum ausgezeichneter Engländer, befand sich gerade in Rom, als das Cardinals-Collegium mit einem Canonisations-Prozesse beschäftigt war; die Sache hatte Aufsehen erregt und es gab beinahe keinen gesellschaftlichen Kreis, worin man sich nicht davon unterhielt; auch die Neugierde des Britten ward gereizt, er befragte einen Cardinal seiner Bekanntschaft um die näheren Umstände der Geschichte. In seiner Frage lag etwas Ironisches. Statt aller Antwort versprach der Cardinal, ihm auf einige Zeit die Akten, sobald sie geschlossen seien, zuzustellen. Wenige Tage nach diesem Versprechen konnte der Cardinal schon seine Zusage erfüllen. Durch die Neuheit des Gegenstandes gefesselt, brachte der Engländer nicht das Ermüdende der ihm bevorstehenden Arbeiten in Anschlag. Mit wachsender Aufmerksamkeit durchlas er den ungeheuren Aktenstoß; wie aber erstaunte er, als er an das Zeugenverhör kam. Alle Forderungen, welche Klugheit, Vorsicht, Menschenkenntniß und überhaupt die strengste und unpartheiischste Wahrheitsliebe nur immer machen können, waren hier befriedigt. Er fand nicht nur die Erklärungen einer Menge aus den verschiedensten Ständen und selbst in den entferntesten Ländern abgehörter Zeugen, deren Aussagen gesammelt, lichtvoll geordnet, genau mit einander verglichen, mit kritischem Scharfsinn beleuchtet, sondern er fand auch alle nur denkbare Nachrichten und Aufschlüsse über das Leben, die häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse, den moralischen, intellektuellen Charakter, kurz über alles, was die Persönlichkeit der Zeugen selbst betraf, mit einem erstaunenswürdigen Aufwand an Geld und Zeit zusammengetragen. Er begegnete Namen bedeutender Männer, deren Zeugniß allein schon allen Zweifel löste und jede schwankende Ungewißheit in feste Ueberzeugung hätte verwandeln können, er traf auf unverwerfliche Bürgschaften ganzer Städte und Corporationen, kurz er fand alles, was auch die Ansichten des bedächtlichsten, kaltblütigsten Denkers zur hellsten Evidenz erheben mußte. Der Engländer, für den, wenn er einmal unbefangen ist, Wahrheit immer, wo er sie auch finden mag, Wahrheit bleibt, konnte oder wollte von dem tiefen Eindruck, den diese Lectüre in ihm zurückgelassen, dem Cardinal kein Geheimniß machen. Bei dem ersten Besuche gestand er ihm offen, daß er von seiner etwas zu schnell geäußerten Meinung zurück gekommen. „Sind Sie also überzeugt?" fragte der Cardinal. „Vollkommen," erwiederte der Engländer; „denn wäre ich es nicht, so könnte es für mich überall keine Geschichte geben, selbst keine Geschichte der nächsten Vergangenheit." „Das habe ich erwartet," erwiderte der Cardinal, „aber hören Sie jetzt auch von mir,

Aller Zweifel und alles Zögern war beseitigt. Die ganze Bevölkerung Kulans bekehrte sich zum Christenthum. Xaviers Ruf verbreitete sich über ganz Indien. Von allen Enden eilten die Heiden, des Himmelreichs begierig, herzu und forderten die Taufe. Eine Menge Gesandtschaften erschienen vor ihm; er konnte nicht alle Wünsche selbst erfüllen; um indeß, so viel als möglich, denselben zu entsprechen, sendete er in seinem Geiste erzogene Missionare aus. Auch Manar bekannte sich zum Christenthum. Der Fürst von Jafanapatan, dessen Unterthanen die Bewohner Manars waren, hatte seinen Bruder, den rechtmäßigen Erben, aus dem Reiche vertrieben und sich der Krone bemächtigt. Durch Marter aller Art wollte er das Volk zum Verlassen der neuen Religion zwingen, einer Religion, durch welche seine Versittigung herbeigeführt worden war. Männer, Weiber, Kinder aber waren bereit, den Martertod zu sterben. Sie sollen den Glauben abschwören, um das Leben zu retten, ihre einfache Antwort war: „Wir sind Christen.“ Die Säuglinge, die kaum getauft, noch nicht Zeugniß für die Wahrheit ablegen konnten, trugen die Eltern auf den Armen herbei und verpflichteten sich in ihrem Namen, so wurden auch sie der Bluttaufe theilhaftig.

Was Tertulian einst zum Cäsar sprach, bewahrheitete sich auf diesem fast noch unverletzten Boden. „Das Blut der Märtyrer war die Saat, aus der das Christenthum emporsprießte“. Der König von Jafanapatan verfolgte sein Ziel consequent bis in die Gemächer seines eigenen Pallastes; bis auf die Stufen seines Thrones verbreitete sich der Abfall vom Götzendienst, sein ältester Sohn wünschte und empfing die Taufe, aber er bezahlte sie mit dem Tode; vor dem Angesichte des Tyrannen ward er erwürgt. Sein zweiter Sohn, seine Schwester und sein Neffe folgten den Fußstapfen dieses Knaben, der einen so schönen Tod gestorben. Zwischen dem Himmel und dem Henkerschwerdte des Tyrannen aber trat ein Weib, die Mutter dieser Kinder; ihrer Liebe gelang die Rettung. Ein portugiesischer Kaufmann führte heimlich diese beiden bekehrten Fürsten aus Jafanapatan; er führte sie zu Xavier, daß seine Benediction sie kräftige im wahren Glauben; dann sendete er sie nach Goa auf das Collegium, dem Paul von Camerino als Direktor vorstand. Bei dieser Nachricht wüthete der Fürst mit höhe-

---

daß Alles, was Sie gelesen, dem heiligen Collegio noch nicht genügte und, daß dasselbe so eben über die Canonisationsfrage verneinend entschieden hat.

Der Uebers.

rer Grausamkeit, besonders fürchtete er seinen in Indien umherirrenden, flüchtigen Bruder, welcher, so wähnte er, getauft die Portugiesen für sich gewinnen und den unrechtmäßig besessenen Thron ihm entreißen werde; nicht minder fürchtete er seinen Sohn und seinen Neffen, deren Flucht er an Niemand zu rächen vermochte. Die furchtbarste Verfolgung traf Alle, die sich dem Christenthume zuwendeten und seinen Lehren horchten. Xavier erkannte die Lage der Dinge und als Jesuit wußte er eine günstige Gelegenheit zu benutzen, er ermaß, daß in einem Reiche, in welchem man heldenmüthig für den Glauben zu sterben wußte, die glücklichsten Resultate zu erreichen stehen. Er rief daher Mansilla von der Fischerküste zurück und beauftragte ihn mit der Leitung des zu Travancor begonnenen Werkes; er selbst begab sich nach Cambohe, der damaligen Residenz des Vicekönigs von Indien.

Alphons von Suza war ein Mann, dessen Gesinnung mehr durch weltliche als durch christliche Motive bestimmt ward; er besaß alle Fähigkeiten eines Staatsmannes, aber auch die Fehler desselben. Statt sich ernst den von den Portugiesen in Goa verübten Unordnungen zu widersetzen, vermehrte seine Nachsicht dieselben; im eigenen Herzen dieselben verwerfend, suchte er dennoch zu gleicher Zeit aus ihnen und durch sie seine Macht und sein Ansehen zu vergrößern und zu befestigen.

Am 15. Dezember 1544 gelangte Xavier nach Cochin; er traf daselbst Michael Vaz, theilte diesem seinen Plan mit und verhehlte ihm nicht die Klagen, welche die Gleichgültigkeit des Vicekönigs ihm auspreßten; Vaz theilte seine Ansichten und entschloß sich, die Wünsche und Beschwerden Xaviers zu den Füßen Johann des Dritten niederzulegen. Der Brief, welchen Xavier an den König von Portugal schrieb, bezeugt in allen Zeilen die Freimüthigkeit eines christlichen Apostels; er schließt mit folgenden Worten:

„Ich beschwöre Euer Majestät um der Liebe zu Gottes Ruhm und um die Sorge, den Dieselben für Ihr ewiges Heil zu tragen haben, hierher einen einsichtsvollen und thatkräftigen Minister zu senden, dem nichts so sehr am Herzen liegt, als die Rettung der Seelen, der, unabhängig von Ihrer Finanz-Kammer, sich nicht allein durch politische Gründe und durch die Rücksichten des Staatsvortheils bestimmen läßt. Ueberschlagen Ew. Majestät einmal die Summen, die Indien in Ihre Kassen zahlt, dann aber auch den geringen Betrag, den Ew. Majestät

auf die Ausbreitung der Religion verwenden; erwägen Ew. Majestät, ob das, was Sie geben, nur einigermaßen dem gleichkommt, was Sie empfangen; Ew. Majestät müssen fürchten, daß Sie von den ungeheuren Schätzen, womit Gottes Gnade Sie überschüttet, einen zu kleinen Theil, für die Sache Gottes verwenden."

Der König Johann erfüllte sofort den Wunsch des Paters. Don Juan de Castro wurde zum neuen Gouverneur von Indien ernannt; er erhielt den Befehl, weder in Goa, noch auf der Insel Salcete Götzendienst zu dulden, alle Götzentempel zu zerstören, die Braminen fortzujagen, den Tod der Christen von Manar zu rächen und überall diejenigen zu beschirmen, welche durch die Missionare für das Evangelium gewonnen waren.

Während dieser Zeit sah Xavier auf dem Wege nach Cambre Alphons von Suza; er bewog ihn leicht zur Theilnahme an der gegen den Usurpator von Jafanapatan beabsichtigten Unternehmung. Die portugiesische Flotte machte sich schon segelfertig, als ein von Pegu kommendes und reich befrachtetes Schiff vom Sturm an die Küste Jafanapatans geworfen wurde. Die Besitzer desselben ermaßen sogleich, daß die Schätze, die jetzt in Feindes Gewalt waren, unmöglich zu erhalten seien, wenn in diesem Augenblicke der Krieg erklärt werde und unterhandelten so lange, bis beide Befehlshaber der Flotte die ganze beschlossene Unternehmung zu vereiteln wußten. Xaviers Begeisterung wurde durch diesen Fehlschlag nicht vermindert, da ihm Jafanapatan unerreichbar ward, schiffte er sogleich nach Travankor; der Wind war ungünstig, er trieb das Fahrzeug stets von der Küste fern; Xavier hatte schon so Ungewöhnliches vollführt, daß er die feste Ueberzeugung hegte, mit Gottes Hilfe noch Ungewöhnlicheres vollbringen zu können; es entstand der Wunsch in ihm, das Licht des Evangeliums bis in den entferntesten Osten zu tragen. Er änderte sogleich seinen Cours trotz neuen Stürmen und neuen Gefahren, um seine heilige Botschaft in Meliapor zu verkündigen, welche Stadt die Portugiesen St. Thomas nannten, weil der heilige Thomas hier gelebt und als Märtyrer gestorben. Xaviers erster Gang war nach dem Grabe des heiligen Apostels, der sein Vorläufer in Indien gewesen; er lebte auch in Meliapor betend, predigend, bekehrend, wunderwirkend; in der Einsamkeit sich mit Gott berathend, verstrichen ihm die Tage. Am fünf und zwanzigsten September 1545 landete er in Malaka; diese Stadt liegt jenseits des bengalischen Meerbusens nahe

bei der Insel Sumatra und fast unter der Mittagslinie; das Klima ist höchst milde, der ewig heitere und ungetrübte Himmel scheint für männliche Energie hinderlich; Alles, selbst die Sprache, die klangreichste des Orients, trägt das Gepräge üppiger Weichheit, welche selbst die Habgierde des Handels nicht hat überwältigen können. Sinnliche Freude erfüllet jede Brust und verkündet sich in allen Sitten und Gebräuchen. Von Madagaskar aus hoffte Xavier sich den Eingang in Makassar zu eröffnen. Die allgemeine Verderbtheit aber bestimmte ihn, zuvor an die Bekehrung dieser Stadt zu gehen. Große Strenge war hier nicht am Orte; mit so verweichlichten Gemüthern mußte der Weg der Milde eingeschlagen, ihre Freuden nicht getadelt, sondern soweit die Pflicht es gestattete, ihnen nachgesehen, durch heitere Gemüthsstimmung und ein freundliches Angesicht das Vertrauen der Eingebornen gewonnen werden. Xavier selbst war schön, sein klangvolles Organ seine freundliche Gemüthsstimmung machten ihn bald beliebt. Der Ruf eines Heiligen ging ihm voran, aber gerade dieser entfremdete ihm die Menge. Seine Rede, die Art seines Betragens zeigte nur einen liebenswürdigen Mann, und so ward es ihm leicht, sich die Herzen zu gewinnen.

Sobald er sein Ansehen befestigt sah, zeigte er auch weniger Nachgiebigkeit und Schonung. Er unterrichtete die Kinder und gewöhnte sie zum Gehorsam, lehrte die jungen Mädchen Zucht und Schaam kennen, Tugenden, die in jenem Himmelsstriche nicht einmal dem Namen nach bekannt waren; die Männer führte er zur Reue, hob das sittliche Gefühl des Volks und lehrte es das Glück des Familienlebens kennen. Nach so segensreicher Tagesarbeit studirte er die malayische Sprache, und verfaßte mehrere Lehrbücher in derselben. In Malaka erfuhr er die Ankunft dreier Jesuiten auf der Insel Goa, welche Ignaz ihm als Hülfsarbeiter zusendete; es waren die Väter Anton Criminal, Johann Beyra und Nicolaus Lancilotti. Sie mußten, ihrem Wunsche gemäß, sofort in Thätigkeit gesetzt werden. Dem Lancilotti trug er auf, in der Schule von Sta. Fede die lateinische Sprache zu lehren, Criminal und Beyra sendete er nach der Fischerküste. Nach Makassar zu gelangen, schien unmöglich, da keines der Handelsschiffe dahin bestimmt war. Der Wunsch aber, weiter und weiter die Lehre des Heils zu verbreiten, bestimmte ihn, sich am 1sten Januar 1546 nach Aboyne einzuschiffen; er erreichte am 16ten Februar diese Insel. Nur in sieben Dörfern fand er Christen; die übrigen

Einwohner waren Götzendiener. Zuerst beabsichtigte er, aufs Neue den Glauben der christlichen Brüder zu beleben, erfuhr aber, daß der größte Theil der Familien, um den Mißhandlungen barbarischer Nachbarn zu entgehen, in die Urwälder und Felsgeklüfte geflohen sei. Er begab sich daher auf die Wanderschaft, um diese aufzusuchen, und nachdem er jene unwegsamen Wälder und Gebirge durchirrt, fand er jene Unglücklichen auf, theilte ihr kärgliches Leben und verließ sie nicht, bevor er sie die Gebote Gottes gelehrt.

Auf der Rhede von Aboyne lag die spanische und portugiesische Flotte vor Anker. Auf den spanischen Schiffen brach ein pestartiges Fieber aus; die Furcht siegte über jedes Mitleiden; selbst die Aerzte fürchteten sich vor der Ansteckung und ohne Hülfe ließ man die Unglücklichen der Krankheit zum Opfer fallen, ohne an ihre Rettung zu denken. Hier und dort am Bord ihrer Schiffe oder am Ufer des Meeres erlagen die Leidenden den Schmerzen der Krankheit ohne Hülfe und Unterstützung. Je heftiger die Krankheit um sich griff, desto weniger achteten die Insulaner der großen Noth. Xavier erhielt diese Nachricht, als er gerade mit dem Unterrichte beschäftigt war; aber wahre Liebe hilft dort zuerst, wo Leiden drücken. Die gefahrvollste Stelle wählte er stets für sich selbst, so auch hier. Leib und Seele zugleich zu retten, ward nun seine Aufgabe; den Kranken, den Sterbenden stand er bei, bestattete die Todten und begrub mit eigenen Händen die Leichen, denn selbst für Geld wollte Niemand mehr diese letzte Pflicht übernehmen. Nicht hierauf allein beschränkte sich seine Menschenliebe; auf den Schiffen schmachteten Kranke nach Nahrung und Heilmitteln. Daher suchte der Pater bettelnd, von Thür zu Thür wandernd, Aller Mitleiden für die Glaubensbrüder und für Menschen, auf denen schwer der Arm Gottes lastete, zu erwecken. Sein Wort war unwiderstehlich, und so gelang es ihm, ganz allein ohne weitere Beihülfe Hülfsmittel herbeizuschaffen und die unglückliche Lage der fremden Flotte erträglicher zu machen.

Nach und nach hörte die Pest auf, die Spanier gingen unter Segel; der Jesuit wendete sich wieder zu seinen täglichen Berufsarbeiten, und besuchte zugleich die Umgegend von Aboyne. Auch auf halb wilden Inseln verkündete er das Evangelium, wie auf Baranura und Rosalao. Nachdem er hier das Wort Gottes nicht ohne Frucht gelehrt, unternahm er eine Reise nach den Molukken. Die bedeutendsten dieser kleinen, im östlichen Ocean, nahe am Aequator belegenen

Inseln heißen: Ternate, Tidor, Motir, Mazian und Bazian. Die nördlichste ist Ternate, hier landete er. Bald kehrten die katholischen Christen auf den Weg der Tugend zurück, den sie, durch Verweichlichung, Zügellosigkeit und Besitzgier verleitet, lange Zeit hindurch verlassen. Der rasche Wechsel, den das Wort eines Priesters in der Sittlichkeit der Christen bewirkt, machte selbst die Götzendiener und Ungläubigen dem Christenthume geneigt. Neachile Pocaraga, die Tochter Almanzors, Königs von Tidor und Gemahlin Boleifes, vor der portugiesischen Besitzergreifung Königs von Ternate, war eine unversöhnliche Feindin der Christen, eigentlich nur der Portugiesen, die sie vom Throne gestürzt hatten. Diese Fürstin war besonders im Koran bewandert. Der unermüdliche Apostel aber hob in seinen Unterhaltungen ihre Zweifel, widerlegte ihre Einwürfe und gewann sie nach und nach für die Taufe. Von diesem Tage an entsagte Neachile den Traumgebilden irdischer Größe und ward eine demüthige Magd der Armen.

Nach dreimonatlichem Aufenthalte in Ternate berichtete man dem Jesuiten, daß sich 60 Meilen östlich eine Inselgruppe befinde, deren Einwohner in alter Zeit getauft worden, jetzt aber, so sagte man, selbst jede Erinnerung daran verloren, und als Menschenfresser bei ihren Festen ihre eigenen hochbetagten Väter verzehrten. Der unfruchtbare Boden, das ungesunde Klima und häufige Erdbeben gestatten dem Fremden daselbst kaum Leben und Dasein. Man bat und beschwor Xavier, seinen Missionsplan aufzugeben.

Das Heil der Erlösung aber sollte durch ihn den wildesten Völkern verkündet werden. Nichts vermochte ihn, von der Ausführung dieser Mission zurückzuhalten, er tröstete seine trauernden Freunde, das Volk Ternates, das seine Abreise vereiteln wollte. Dann, bevor er, das Kreuz in der Hand, sich nach jenen Inseln wendet, die Gottes Fluch getroffen, schreibt er an Don Ignaz von Loyola:

„Das Land, wohin ich gehe, bietet schreckende Gefahren dar, einmal schon durch die Rohheit der Einwohner, dann aber auch durch den Brauch, unter Speise und Trank Gift zu mischen. Viele Priester sind zurückgeschreckt, ich aber bin im Hinblick auf ihre große Noth und den mir gewordenen Beruf, die Seelen vom ewigen Tode zu retten, selbst mit Gefahr meines Lebens, zu ihrem Heile entschlossen. All mein Hoffen und all mein Wünschen steht dahin, so viel an mir, dem Worte des Herrn zu folgen: „Wer sein Leben erhalten will,

der wird es verlieren; wer es aber um meinetwegen verliert, der wird es erhalten."

„Mehrere meiner hiesigen Freunde, die mich aufrichtig lieben, haben Alles, was sie nur vermochten, aufgeboten, mich von dieser Reise zurückzuhalten; sobald sie aber sahen, daß ihre Bitten und ihre Thränen erfolglos waren, boten sie mir ein Gegengift an; ich habe es anzunehmen mich wohl gehütet, denn ich fürchte, daß ich mit Mitteln in der Hand vor dem Uebel selbst zagen möge. Mein Leben steht in Gottes Hand, ich bedarf keines Schutzmittels gegen den Tod, denn je mehr Mittel wider denselben, desto weniger — so will es mir scheinen — Vertrauen auf Gott."

Zeigt dieser Brief nicht, daß Gott selber mit diesem ganz verlassenen, ohne allen Schutz unter treulose Feinde sich wagenden Manne ist?

Nach einigen auf dem Meere verlebten Tagen betrat er den Strand. Neun portugiesische Leichen lagen unbestattet auf dem Sande, den Fremden das Schicksal verkündend, das ihrer in More wartete. Sobald die Matrosen und der Priester den Fuß an's Land setzten, entflohen die Wilden in der Voraussetzung, die Europäer seien gekommen, das vergossene Blut zu rächen. Xavier eilt ihnen nach; in den Waldungen trifft er sie und kündigt ihnen mit freundlichem Tone in malayischer Sprache die Absicht seiner Reise an. Er schmeichelt zuerst ihrer groben Eitelkeit, führt sie nach ihren Weilern zurück, in deren Straßen er die christlichen Glaubenslehren, um sie desto schneller den Kindern und Weibern zu lehren, absingt. Die beiden Städte Momoja und Tolo ergeben sich dem von Xavier auf sie gemachten Eindruck; fast ohne Widerstreit bekennt die ganze Insel sich zum Christenthume. Jetzt kehrte der Pater, dem neuen Glauben dies Land überweisend, nach den Molukken und von dort über Malaka nach Goa zurück, wo er jedoch erst im Monat Juli 1547 ankam.

Wiederum waren Missionare in Indien eingetroffen. Ignaz sendete sie aufs Neue dem Pater. Es waren Ribera und Nugnez nebst sieben anderen. Mansilla gab weder Bitten noch Befehlen Gehör, jene Gegenden zu verlassen, die sein Wort erbauet hatte; er fehlte gegen den Gehorsam und trotz der großen Dienste, die er geleistet, stieß ihn Xavier aus den Orden, den Priestern, die zum Dienste der Religion herbei eilten, und Allen, die mit ihm kämpften, zu einem warnenden Beispiele. Sobald der Apostel von Malaka zurückgekehrt, pre-

digte er wieder den Christen und Heiden, aber gerade um diese Zeit sah die portugiesische Oberherrschaft, welche, wie jede angehende Obergewalt, ihr Maaß und Ziel überschritten, ihr ferneres Bestehen gefährdet. Eifersüchtig blickten die indischen Könige auf diese Herrscher, die durch Gewalt ihnen aufgezwungen. So oft sie sich auch verbündeten, wurden sie stets durch die Kriegskunst der Europäer besiegt. Die Folge eines solchen Sieges war, daß sie bis zu dem Zeitpunkte, wo die Krone ihrem Haupte entrissen, zur Entrichtung eines Tributes gezwungen wurden. Alaradin, König von Achem, war noch nicht unterworfen. Sein Haß gegen das Christenthum war durch den Haß, den er gegen die Portugiesen nährte, noch vergrößert. Seine Staaten umfaßten das bedeutendste Königreich der Insel Sumatra. Schon mehrere Jahre hindurch hatte er seine Schiffe als Korsaren bewaffnet, um an der Küste zu kreuzen. Seine Landmacht hielt Waffenübungen, je von Tag zu Tage gedieh der Plan, Malaka zu nehmen, mehr und mehr.

In größter Stille hatte er seine Maaßregeln vorbereitet. In der Nacht vom achten zum neunten October überfiel er an der Spitze eines furchtbaren Heeres den Hafen, seine Brander flogen auf die portugiesische Flotte, sein Geschütz donnerte gegen die Stadt; schon erstiegen die kühnsten seiner Soldaten die Sturmleitern.

Inmitten dieser, durch einen so plötzlichen Ueberfall erregten Wirren und Unordnungen, ergriff der Gouverneur Franz von Mello verständige Maaßregeln. Der erste Angriff der Belagerer ward zurückgeschlagen, aber die Schiffe standen in Flammen. Die Achemiten schwenkten, hocherfreut über diesen Brand, ihre reichen Fahnen in den Lüften zum Gruße der Stadt, die ihnen zur Beute fallen sollte. Nachdem sie den armen, in den Hafen zurückkehrenden Fischern Nase und Ohren abgeschnitten, zwangen sie ihnen nachfolgende Erklärung auf:

„Ich, Bajaja Soora, der die Ehre hat, in goldener Schale den Reis des großen Sultans Alaradin, Königs von Achem und aller Lande, die beide Meere bespülen, zu tragen, befehle dir, deinem Könige zu schreiben, daß ich, trotz seiner, hier bin, in seine Festungen durch das stolze Donnern meines Geschützes Schrecken zu werfen, und daß ich, so lange es mir gefällt, hier verweilen werde. Ich rufe zum Zeugen dessen, was ich sage, nicht nur die Erde und ihre Völker, sondern alle Mächte bis zum Himmel des Mondes an und erkläre ihnen durch das Wort meines Mundes, daß dein König ehrlos und

feig sei, daß seine hingestreckten Fahnen niemals gegen die Einwilligung dessen, der sie besiegte, erhoben werden dürfen, daß durch den Sieg, den wir errungen, mein König unter den Füßen das Haupt des deinigen habe, der von diesem Tage an sein Unterthan und Sclave ist. Auf daß du nun selber diese Wahrheit bekennest, fordere ich dich heraus zum Kampfe an dem Orte, wo ich mich jetzt befinde, wenn du Muth genug hast, dich mit mir zu messen".

Die Verletzung war hart und enthielt unter der aufgeblasenen Herausforderung Beleidigungen, die der Stolz eines Edelmanns nicht ruhig hinnehmen konnte. Der Kriegsrath verhandelte und wußte keinen Beschluß zu fassen, als Xavier, dessen Beirath Mello nachgesucht, unter die erschreckten Offiziere trat. Seine Erscheinung belebte Aller Muth, er las das Manifest und erklärte sodann, er, der Missionar, in dessen Adern das alte Blut eines navaresischen Hidalgo kreiste, einen solchen Hohn um jeden Preis rächen zu müssen. Die Ehre des Christenthums sei in diesem Streite mehr verletzt, als die portugiesische Fahne; seine Rede fand Eingang.

Die Flotte war so eben durch den Feind verbrannt, aber in dem Arsenale lagen noch Schaluppen. Xavier rieth, diese zu kalfatern und gegen die Achemiten auszurücken, er selbst werde sich an die Spitze der Muthigsten stellen. In dieser äußersten Gefahr widersetzten sich die Einwohner seiner Entfernung. Die Soldaten, die natürlichen Bewacher der Stadt, mögen sie gerne verlassen, aber von ihrem Apostel, der ihnen Muth und Trost ertheilte, wollten sie sich nicht trennen. Xavier gab ihren Bitten nach. Nachdem er allen Soldaten den Segen, die Absolution und Communion ertheilt, setzte sich die Flotte in Bewegung. Kaum aber war sie unter Segel gegangen, so bekam das Admiralschiff einen Leck und sank mit der ganzen Equipage. Alles ward erschreckt, man murrte, selbst gegen den Jesuiten. Dieser erschien, seine Stirn war heiter, sein ruhiges Wort verhieß der erschreckten Menge Glück und Heil, das noch vor Sonnenuntergang sich erfüllen werde. Mit anbrechendem Abend erblickte man von Ferne zwei abendländische Segel, welche sich der Flotte anschlossen, und so verließ am fünfundzwanzigsten October das kleine Heer den Hafen. Der Missionar hatte Sieg verheißen, wenn Vorwitz und Verwegenheit den von Mello entworfenen Kriegsplan nicht überschreiten werde. Die Flotte glaubte an die Zusage des Paters. Der Admiral Deza stellte sich in Schlachtordnung auf, seine Artillerie be-

gann das Gefecht. Nach einem heißen Kampfe, in welchem die Schiffe der Achemiten zerstreuet, in Grund gebohrt oder verbrannt wurden, kehrten die Portugiesen nach Malaka zurück.

Nicht den Soldaten und dem Admirale, die so tapfer gekämpft, erkannte die Stadt die Ehre des Sieges zu. Alles war durch den Jesuiten vollbracht. Man sprach von seiner Standhaftigkeit, lobte seine Klugheit und rühmte seine Prophetengabe, durch welche allein den Portugiesen der Muth zurückgerufen. Auf offener Straße rühmte man ihn, umarmte ihn am Altare, überall wünschte man ihm Glück und Heil. Diese Ehrenbezeugungen beunruhigten seine Demuth. Malaka war außer Gefahr, er aber mußte neuen Gefahren entgegen gehen. Chinesische Handelsschiffe liefen zu dieser Zeit in den Hafen ein; am Bord eines derselben befand sich ein Japanese, Namens Anger, aus Cochinchina, der zur Beruhigung des eigenen Gewissens auf den Ruf des Paters die weite Reise unternommen. Die Gegenwart des Japanesen, seine Lernbegierde, seine Aufnahmsfähigkeit und seine guten Anlagen erweckten in dem Missionar neue Hoffnungen. Alle Bewohner des großen Reiches sollten dem Berichte nach lernbegierig sein und natürlich edlen Charakter besitzen, dort ein Feld sein, das den Thau des Himmels aufnehmen werde, sobald nur das Leben der Geistlichen mit ihren Vorschriften und Lehren übereinstimme. Mehr bedurfte es nicht für Xavier. Sofort richtete er seine Mission ein, ernannte Paul von Camerino an seiner Statt zum General-Superior, und ertheilte den Vätern der Gesellschaft, die sich auf der Küste befanden, Instruktionen, beauftragte Criminal, Henriquez und Alphons Cyprian mit der Seelsorge der Parawas, seiner ersten Kinder in Jesu Christo, und eilte dann, nachdem er zuvor den, an die Stelle des verstorbenen Johann von Castro zum Vice-Gouverneur von Indien erwählten Don Garcia de Sa in Bassin besucht, nach Japan. Der Pater Cosmus von Torrez, einer der ausgezeichnetsten Köpfe seines Jahrhunderts, die Brüder Johann Fernandez und Anger, der in der Taufe den Namen Paul da Sancta-Fe angenommen hatte, begleiteten ihn. Mitte Aprils 1549 ging der Apostel unter Segel.

Entschlossen, neuen Gefahren entgegen zu gehen, schrieb Franz Xavier an Ignaz: „Ich vermag dir die Freudigkeit nicht zu beschreiben, mit der ich diese weite Reise unternehme, denn von allen Seiten treten mir große Gefahren entgegen. Wer von vier Schiffen

auf dieser Reise zwei rettet, glaubt eine glückliche Fahrt gemacht zu haben. Obgleich diese Gefahren bei weitem größer sind als alle, die ich bis jetzt bestanden, so kann ich dennoch nicht diese Unternehmung aufgeben, denn ich habe die innere Gewißheit von dem Herrn, daß das Kreuz, wenn nur erst einmal dort aufgerichtet, reiche Früchte bringen werde".

Diesen gegen sich selbst so strengen Mann beseelte die höchste Milde gegen Andere. Er selbst suchte für sich nur Entbehrung, Mangel und jegliche Gefahr; für die Brüder seines Ordens aber und für Alle, die nur von Ferne seinen Fußstapfen folgten, empfahl er, bei dem, dem Gründer gelobten Gehorsam, die höchste Schonung für jeden Kämpfer. Er schrieb an Paul von Camerino: „Wenn unsere Brüder auf Comorin, den Molukken und an anderen Orten schriftlich bitten, dich beim Bischofe oder dem Vicekönige für sie um eine Gnade zu verwenden, oder wenn sie deinen eigenen Beistand in geistigen und weltlichen Dingen fordern, so setze Alles hintan und suche ihnen zu verschaffen, warum sie bitten. In den Briefen an diese unermüdlichen Arbeiter, die die Last und die Hitze des Tages tragen, hüte dich wohl vor Kälte und Härte; sorge, daß jede Zeile, jedes Wort Milde und Freundlichkeit athme".

„Wenn sie dich um Lebensmittel, um Kleidung, um Mittel zur Erhaltung oder Wiederherstellung ihrer Gesundheit bitten, so versorge sie damit reichlich und überflüssig, denn es ziemt dir, an denen Mitleid zu beweisen, die ohne Ruhe und Rast, und ohne menschlichen Beistand sich abmühen. Besonders bezieht sich das Gesagte auf die Missionare auf Comorin und den Molukken; ihre Mission ist die gefahrvollste, ihnen gebührt Unterstützung, da sie sonst zu leicht unter der drückenden Last ihres Kreuzes erliegen dürften; laß sie nicht zweimal um ihre Nothdurft dich anflehen. Sie stehen in der Hitze des Kampfes, Du nur von Ferne; mich dünkt daher die Pflicht der Milde so gerecht und so unabweisbar, daß ich dich im Namen Gottes und unsers Vaters Ignatius bitten muß, dich derselben auf das Gewissenhafteste, Sorgfältigste und Freudigste zu unterziehen".

Seine dem Caspar Barzee aus Flandern, einem berühmten, aber durch den Eintritt als Missionar auf diesen eitlen Ruhm verzichtenden Kanzelredner, gegebenen Anweisungen sind eben so milde als bestimmt. Barzee ward beauftragt, das Licht der Wahrheit nach Ormuz, einer an der Mündung des Persischen Meerbusens, zwölf

Stunden vom glücklichen Arabien belegene, durch ihren Handel berühmte Stadt, zu tragen.

Griechen, Russen, Abyssinier, Deutsche, Armenier und Juden, im Vereine mit Apostaten aller europäischen Nationen, trieben an diesem großen Weltmarkt Handelsgeschäfte. In sinnlichen Freuden verstrich den Bewohnern dieser Küste das Leben.

Barzee brachte in seinen Disputationen die Juden zum Schweigen und erwarb sich dadurch die Achtung und Freundschaft der Sarazenen wie aller Männer, deren Sitten und Religion eben so verschieden waren, als ihre Sprache. Nur Heiden oder Ungläubige fand er. Sie Alle aber bekehrte er zu Christo.

National- und Sekten-Unterschied hatte die größte Verderbniß herbeigeführt. Barzee ersetzte würdig Xaviers Stelle, der seiner Gewohnheit nach sich selbst am ersten der Gefahr entgegen stellte, bevor er andere Väter in neue Missionsstationen sendete. Die Sehnsucht nach Japan aber, vor allem jedoch Barzees Umsicht und Muth, ließen ihn diesmal eine Ausnahme von der Regel machen, von der er sonst nie abwich. Barzee hat ihm nie Gelegenheit gegeben, das ihm geschenkte Vertrauen zu bereuen Mittlerweile landete Xavier am fünfzehnten August 1549, nach einer viermonatlichen, stürmischen und gefahrvollen Fahrt, auf der Rhede von Cochinchina.

Japan ist ein gebirgiges, an der asiatischen Küste, China gegenüber belegenes Inselland. Der Boden ist dem Ackerbau nicht günstig, birgt aber unermeßliche Gold- und Silber-Minen in seinem Innern. Die Einwohner sind Atheisten oder Götzendiener, jene ganz ohne Glauben, diese dem Aberglauben aller Träumereien hingegeben. Unter den letzteren giebt es Sonnen- und Mond-Anbeter, Verehrer der Camis, der Söhne der Sonne, oder der Fotokes, chinesischer Gottheiten. Einige unter ihnen verehren sogar Thiere als Götter. Der größte Theil aber verehrt Armida und Xaka, Gottheiten, welche ihre fast pythagoräische Mythologie der allgemeinen Verehrung vorgestellt. Es findet sich fast keine Stadt, in welcher nicht Amida und Xaka ein Tempel errichtet, in welchem Pracht und Aberglauben mit einander streiten. Zur Ehre dieser Götter stürzen die Japanesen sich von hohen Felsen, oder begraben sich lebendig. Nicht selten singen Weiber und Männer, die sich einen Stein um den Hals gebunden, das Lob Amida's und Xaka's, und stürzen sich dann in die Fluth. Der Sazo ist der Oberpriester dieser Religion, unter ihm als Priester die Bonzen,

eine Art von Braminen, die vor den Augen der Welt dem strengsten Leben ergeben, im Geheim aber eben so verderbt, wie jene indischen Priester sind.

Sobald Xavier die ersten Schwierigkeiten der japanesischen Sprache überwunden, fing er an, öffentlich zu predigen; er erklärte die Glaubensartikel, besuchte die Bonzen und erwarb sich durch Freundlichkeit ihr Wohlwollen. Die Bonzen hörten ihn mit Ehrfurcht von Gott und Unsterblichkeit der Seele reden, sie konnten sich nicht vorstellen, daß dieser Priester so fern herkam, um sie zu betrügen, seine Worte aber drangen nicht vom Ohre zum Herzen, das ungerührt blieb. Selbstverleugnung, Reinheit und jegliche Tugend, die der Missionar vor ihnen entfaltete, erschienen ihnen als Vorwürfe und Opfer.

Zwei Bonzen indeß konnten seiner Beredsamkeit nicht widerstehen und bekannten sich öffentlich zum Christenthume. Ihrem Beispiele folgte die Menge. Den Cochinchinesen gingen die Augen auf, sie umringten Xavier und baten um die Taufe.

Mit der Annahme des Christenthums wurden den Bonzen die Allmosen und Opfer, von denen sie lebten, entzogen. Aus Neugierde hatten sie den Missionar freundlich aufgenommen, aus Vortheilsucht aber wurden sie seine Verfolger. Er galt ihnen jetzt nicht mehr für einen Menschen, sondern für einen Teufel; sie beschuldigten ihn sogar der Lüge. Die Japanesen, die eine gewisse Gradheit haben und deren Verstand nicht ungebildet ist, fielen nicht wieder ab. Die Bonzen behaupteten, daß Xavier nicht einmal alle ihre strengen Gesetze befolge. Von diesem Augenblicke an enthielt er sich aller Speise vom Lebendigen.

Um dies träge Volk zu leiten, waren Wunder nothwendig. Xavier heilte Kranke und erweckte Todte. Vor solchen Wundern schwand nun alle Ungewißheit und die Hauptstadt Cochinchinas ward eine christliche.

Noch weiter hinaus will der Missionar seinen apostolischen Beruf treiben.

Mit Cosmo de Torrez und Fernandez verläßt er die Stadt, auf den eigenen Schultern die zur Feier der heiligen Messe nöthigen Geräthe tragend; seine Gefährten sind nicht reicher, als er. Der Jesuit gelangte nach Firando, wo einige portugiesische Schiffe vor Anker lagen. Diese Schiffe begrüßen

den Mann Gottes, ihr Geschütz spielt, ihre Flaggen wehen in den, vom Freudengeschrei der Matrosen wiederhallenden Lüften; mit Zeichen der Ehrfurcht umringt man ihn und führt ihn bis zum Pallaste des Königs.

Der Hof und der König von Firando würden Xavier in seiner ärmlichen und schlechten Kleidung verachtet und sich abgewendet haben, hätten sie nicht die Begeisterung der Portugiesen wahrgenommen und nicht erfahren, daß dieser so demüthige Priester Alles bei dem Könige von Portugal, dessen Flotten ihre Meere durchkreuzten, und dessen Heere ihre Städte besetzt hielten, vermöge. Die Japanesen ergriff Erstaunen. Xavier bat um die Befugniß, Gottes Gesetz in dem Königreiche verkünden zu dürfen; sie ward ihm bewilliget.

Am selben Tage noch beginnt er sein Werk; seine Ermahnungen waren so erfolgreich, daß schon nach Ablauf eines Monats das Evangelium alle offenen Laster besiegt hatte. Für den Missionar war dies Volk der Gnadengabe zu geneigt, er selbst wünschte daher härtere Kämpfe. Torrez blieb in Firando, um die Bewohner im Glauben zu stärken. Am sieben und zwanzigsten Oktober 1550 begab sich der Pater auf den Weg nach Meako, der Hauptstadt des ganzen Reichs. Der Weg führt durch Amangudschi, einer reichen, stets von einer Menge Fremden des Handels oder des Vergnügens wegen besuchten Stadt, die aber eben durch diese Reichthümer verderbt worden Sodoms und Babillons Pracht waren hier vereinigt.

Der Bericht einiger Portugiesen entflammte Xaviers Eifer, und ohne die Einwilligung des dortigen Königs einzuholen, legte er den Einwohnern die ewigen Wahrheiten öffentlich auf Straße und Markt aus. Fernandez folgte seinem Beispiele. Die Gefahren, denen sich die Priester aussetzten, die Neuheit ihrer Reden, die muthige Verleugnung, die sie an den Tag legten, erweckte Neugierde. Auf den öffentlichen Plätzen sammelte sich die Menge um sie; man ladete sie zu den Wohnungen ein, man befragte sie um ihren Gottesdienst, und sie antworteten; ihre Antwort aber war die Verdammung des wollüstigen Lebens, dem sich die Einwohner von Amangudschi ergeben.

Diese Antwort brachte die verderbte Einbildungskraft in Harnisch, man ließ sich nicht in Erörterungen ein, man warf mit Steinen nach ihnen und überhäufte sie mit Beleidigungen. Forderten sie zum Gebete oder zur Buße auf, dann schrie das Volk voll Spott: das sind die beiden Lügen=Bonzen, die verlangen, wir sollen nur einen Gott ver=

ehren und ein Weib haben. Bei einer solchen Sinnesart mußte selbst die Liebe eines Xavier ermatten, er setzte daher seinen Weg nach Meako fort.

Der Winter trat mit ganzer Strenge ein, die Erde war mit Schnee bedeckt, heftig tobte der Sturm, Wälder, Berge, weite Ebenen, Ströme und Abgründe lagen vor ihm.

Barfuß, kaum mit einem alten Rocke bekleidet und ohne alle andern Lebensmittel, als einen Sack am Feuer getrockneter Reiskörner, durchschreiten Xavier und Fernandez mit zwei bekehrten Japanesen die eisige Wüste, fast mit jedem Schritte zum Falle gebracht. Europäische Kaufleute hatten sie auf die Gefahren, die ihrer warteten, aufmerksam gemacht und wollten wenigstens durch reiche Gaben die für die Reise nöthigen Hülfsmittel herbeischaffen. Der Jesuit konnte dieses Anerbieten nicht ausschlagen, er nahm tausend Goldthaler aus der königlichen Kasse und Alles, was die Liebe noch sonst zur Verfügung gestellt; sogleich aber vertheilte er diese Summe an die armen Catechumenen, für seine und seiner Gefährten Bedürfnisse nicht einen Pfennig zurückhaltend. Nach einer zweimonatlichen beschwerlichen Reise langte er in Meako an.

Meako, was im Japanischen „die Sehenswürdige" heißt, hatte in diesem Augenblick alle Leiden, die der Krieg herbeiführt, zu tragen. Die benachbarten Könige hatten sich gegen den Cubo-Sama und den Dayri verbündet, also gegen den Kaiser und den Befehlshaber seines Heeres revoltirt. Die Großen, selbst die Bonzen, nahmen thätigen Antheil an diesen Unruhen. Die Gemüther waren erhitzt, die Politik hatte Alles in Bewegung gesetzt. Xavier hielt es für seine Pflicht, einem so ganz mit irdischen Angelegenheiten beschäftigten Volke die ewigen Wahrheiten zu verkünden. Um eine Audienz bei dem Dayri oder bei dem Cubo-Sama zu erlangen, sollte er hunderttausend Laixes zahlen (etwas über sechstausend Franken), er, der nicht einen Pfennig besaß. Er kehrte zurück nach Firando und nahm hier einige Kunst- und Luxus-Gegenstände, die der Vicekönig zu seiner Disposition gestellt, mit sich. Die Japanesen hatten bereits seine abgetragenen Kleider zurückgestoßen, er sah ein, daß er, da man so leicht die Verachtung des Rockes auf die Person überträgt, nicht mehr in abgetragenen Kleidern erscheinen darf; aus der Hand der Wohlthätigkeit nahm er er ein sauberes Gewand an und begab sich zum zweitenmale auf den Weg.

Aufs Neue hielt er sich in Amangudschi auf. Der König Oxindono empfing ihn freundlich, denn der Jesuit brachte ihm Geschenke; er erlaubte ihm sogar, seinen Unterthanen den Glauben zu verkündigen. Haufenweise kam man zu dem Unterrichte des Missionars, aber wie alle civilisirten Staaten, so hatte auch schon Japan seine Philosophen, deren Wissen sich so gründlich dünkte, daß ihr an Spitzfindigkeiten reicher Kopf niemals den unwidersprechlichsten Gründen wich. Xavier gab es nicht auf, alle jene, theils in guter Absicht, theils blos mit dem Vorhaben seine Bemühungen zu vereiteln, erhobenen Zweifel, zu lösen und aufzuklären.

Er sprach mit verschiedenen Personen, und nicht selten über verschiedene Gegenstände zu gleicher Zeit. In dem Prozeß der Heiligsprechung dieses Apostels wird es constatirt, daß seine kurzen, klaren und anmuthigen Antworten alle seine Zuhörer in Erstaunen setzten, daß sie ihn bewunderten, aber vor ihm verstummten.

In Amangudschi waren, wie in allen Städten Japans, sieben oder acht verschiedene religiose Sekten, welche stets in heimlicher oder offener Feindschaft lebten. Die Fortschritte, welche das Christenthum machte, vereinigten die Bonzen aller Sekten; wie sehr sie auch unter einander abwichen, verbanden sie sich dennoch alle wider dasselbe. In den Morgenstunden ertheilte Xavier den chinesischen Kaufleuten Unterricht in ihrer Sprache, die Abendstunden widmete er den Japanesen; er legte ihnen die Mysterien aus und führte sie vom Wege des Lasters zurück. Noch vor Ablauf von zwei Monaten hatte sein Wort einen so glücklichen Erfolg errungen, daß die Aufgeklärtesten ihren Wunsch nach Empfang der Taufe aussprachen.

Der Vater selbst spricht sich in einem seiner Briefe an die Jesuiten in Rom über diese merkwürdigen Resultate also aus:

„Obgleich mein Haar zu bleichen beginnt", schreibt er, „fühle ich mich kräftiger als je zuvor, denn die Arbeit, der man sich zur Bekehrung eines verständigen, wahrheitsliebenden und heilsbegierigen Volkes unterzieht, erfüllt mit Freuden. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht eine so freudige innere Befriedigung gefunden, als in Amangudschi, wo das Volk unter königlicher Einwilligung mich lernbegierig umdrängte. Den Stolz der Bonzen sah ich besiegt, die hochmüthigsten Feinde des Christen-Namens sich demüthig dem Evangelium unterwerfen. Ich sah die hohe Freudigkeit dieser neuen Christen, wenn sie die Bonzen überführt, als deren Obsieger zurückkehrten.

Nicht minder erhob mich die Mühewaltung, der sie sich wechselweise zur Ueberzeugung der Heiden unterzogen, und die Freudigkeit, mit der sie die Bekehrung, die angewendeten Mittel und den Sieg über den heidnischen Aberglauben berichteten. Alles dies erfüllte mich mit so inniger Freude, daß ich der eigenen Beschwerden und Leiden darüber vergaß. Ach, wollte Gott, ich vermöchte diese Tröstungen, die mir Gottes Gnade mitten in meinem schweren Berufe gespendet, nicht allein deutlich zu beschreiben, sondern auch diese innere Erfahrung unsern europäischen Academien klar zu machen. Ich bin überzeugt, viele Studirende würden ihre geistigen Kräfte auf die Bekehrung abgöttischer Völker wenden, wenn sie nur einmal die himmlischen Freuden, die unsere Mühen und Arbeiten lohnen, gefühlt hätten".

Die mühevolle Bahn, über die Xavier mit frommem Gleichmuthe redet, hatte noch nicht ihr Ziel erreicht. Der große Bonze Europas, wie ihn die Heiden nannten, hegte noch die Hoffnung, nach Japan zurückzukehren und von dort nach China zu gehen, von dessen geförderter Geistesbildung er sich durch häufigen Verkehr mit Kaufleuten aus jenen Ländern bereits überzeugt.

Er wollte das Königreich Amangudschi unter Torrez und Fernandez Aufsicht lassen; selbst aber zu Eroberungen neuer Welten ausziehen und sie mit Liebe erleuchten.

Er erfuhr, daß damals das von Eduard de Gama befehligte Schiff in den Gewässern vom Bungo liege. Am 20. September 1551 machte er sich auf den Weg.

Sobald Gama die nahe Ankunft des Paters erfahren, versammelte er alle in Futscheo, der Hauptstadt dieses Reiches, ansäßigen Portugiesen, und ging mit ihnen dem Missionare entgegen, der an geschwollenen Füßen leidend, nur mit Mühe zu gehen vermochte.

Gama und die Portugiesen erstaunten, einen so ausgezeichneten Mann selbst die kirchlichen Geräthe und geringe Habe tragen zu sehen. Sie baten ihn, ein Pferd zu besteigen, um seinem Einzuge in die Stadt mehr Ansehen zu leihen, den schon der Donner der Kanonen verkündete, den alle bewaffneten Matrosen und Soldaten feiern wollten. Xavier lehnte es ab; nicht so leicht aber konnte er sich allen Beweisen der Achtung, mit denen man ihn überhäufte, entziehen. Am selben Tage noch schrieb der König von Bungo an ihn:

„Pater Bonze von Schdemadschikodschin", so nennen die Japa-

nesen Portugal, „möchte deine glückliche Ankunft in meinem Staate deinem Gotte so wohlgefällig sein, als die Loblieder, womit die Heiligen ihn ehren. Kuanshonofama, mein erster Diener, den ich nach dem Hafen Fidschen entsendet, berichtet mir, daß du daselbst von Amangudschi angelangt, mein ganzer Hof wird dir sagen, wie hocherfreut ich bin. Da Gott mich nicht würdig erachtet, dir zu befehlen, so bitte ich dich inständig, vor Aufgang der Sonne zu kommen, an das Thor meines Pallastes zu klopfen, wo ich mit Ungeduld dich erwarte; erzeige mir diese Gunst, wenn mein Wunsch dir nicht beschwerlich ist. Ich bitte zur Erde hingestreckt auf meinen Knien deinen Gott, den ich als den Gott der Götter und den Herrn der Größten und Besten, die im Himmel leben, bekenne, ich bitte ihn, sage ich, den Hohen dieser Erde kund zu thun, wie sehr ihm ein heiliges Leben in Armuth wohlgefalle, damit die Kinder unseres Fleisches nicht von den eitlen Lockungen der Welt getäuscht werden. Sende mir Nachricht deines Wohlergehens, mir eine gute Nachtruhe zu schaffen, bis die Hähne mich wecken, und deine Ankunft mir kund thun".

Es lag den Portugiesen und Gama sehr daran, daß Xavier würdig am Hofe erscheine. Daher wollten sie ihm als Escorte dienen; den Eindruck, den seine Armuth auf diese durch den Luxus verführten Gemüther hervorbringen könne, zu vermeiden, ihn mit allem möglichen Pomp umgeben. Zur Erlangung seiner Einwilligung ward ihm vorgestellt, wie nützlich es sei, diesen Völkern zu zeigen, mit wie vielem Glanz die Katholiken ihre Priester umgeben; dies werde das Mittel sein, seiner Person Achtung zu verschaffen; durch die dem Prediger erwiesene Ehre werde die Ehrfurcht vor seiner Predigt erhöhet.

Xavier willigte für diesen einen Tag ein, seiner Demuth Gewalt anzuthun. Man bekleidete ihn mit einem neuen Rocke, mit einem Chorhemde und einem grünsammtenen Mantel mit Gold besetzt. Dreißig vornehme Portugiesen in reichen, seidenen und goldenen Stoffen gekleidet, mit Edelsteinen geschmückt, bildeten seine Begleitnng. An der Spitze derselben schritt Gama mit entblößtem Haupte, dadurch die Ehrfurcht bezeugend, die man vor dem Pater hege. Dem Zuge voran ging dte Militair-Musik; eine große Menge reich gekleideter Europäer beschloß denselben. Fünf von ihnen trugen in einem weißseidenen Tuche die heilige Schrift, ein mit Gold beschlagenes Rohr, schwarzsammtene Pantoffel, ein Bild der heiligen Jungfrau und einen

von kostbarem Holze gefertigten, mit indischen Malereien verzierten Sonnenschirm, den man noch jetzt in dem Professhause al Gesu zu Rom aufbewahrt.

Als der Zug vor dem Pallaste angekommen, die Garden des Königs ihre Reihen geöffnet, um ihm den Eingang zu gestatten, traten die Portugiesen Xavier näher, dessen majestätische und würdige Haltung aller Blicke auf sich zog, grüßten ihn mit Ehrfurcht, überreichten ihm sodann das bengalische Rohr und die sammtenen Pantoffel, und breiteten über seinem Haupte den Sonnenschirm aus. Diejenigen, die das Evangelium und das Bild der Jungfrau trugen, gingen ihm zur Seite.

Nachdem sie durch mehrere Gallerien geschritten, in welchen die Vornehmen von Bungo dem Gebrauche des Landes gemäß ihn ehrfurchtsvoll begrüßten, ward er vor den König geführt, der sich dreimal vor ihm zur Erde neigte. Dem dortigen Gebrauche gemäß warf sich der Jesuit zur Erde, um den Fuß des Fürsten zu berühren, jedoch hob derselbe ihn, bevor er dies ausgeführt, empor, ließ ihn dann auf derselben Erhöhung, auf welcher er saß, neben sich niedersetzen und bat ihn, ihm die Glaubens- und Sittenlehre des Christenthums zu enthüllen. Der Pater und der König speisten zusammen, alle Anwesenden lagen während des Mahles auf den Knien. Nach diesem feierlichen Emfange geleiteten die Portugiesen Xavier unter gleichen Ehrenbezeugungen zurück.

Der Herrscher hatte den Christen als Gesandten Gottes empfangen. Das Volk gab ihm Beweise des Vertrauens, eilte zu seinen Predigten, zerstörte seine Götzen und bat um die Taufe. Der Apostel bewilligte die Taufe nur als Belohnung der ernstesten Ueberzeugung. Vierzig Tage verflossen auf diese Weise, in welchen er von dem Könige die Befugniß zur völligen Aenderung aller Gebräuche erlangte; es gelang ihm sogar, den noch jungen Fürsten den Ausschweifungen zu entreißen, welche die Bonzen, gleichsam um ihn vor dem Alter schon zu entnerven, gut hießen. Auf seinen Antrieb erließ der König strenge Gesetze gegen die Weiber, welche sich drastischer Tränke bedienten, und gegen die Mütter, welche ihre Kinder, um der Mühe des Nährens überhoben zu sein, bei der Geburt erwürgten.

Am Tage seiner Abreise versuchten die hocherfreuten Bonzen, den Einfluß wieder zu erlangen, den diese Vorkommnisse ihnen entrissen. Fukarandono, der höchste und angesehenste Priester, gab ihren

Vorstellungen nach und verfügte sich an den Hof, Rache für die den Göttern angethanenen Beleidigungen zu fordern.

Er disputirte mit dem Jesuiten, den er beleidigte und neckte, um ihn aus seiner gewohnten Ruhe aufzuregen, dessen bewahrte Ruhe aber die Wuth der Bonzen nur steigerte. Ein Theil des Volkes gerieth in Aufregung, die Bonzen drohten mit dem Zorn der Götter und verfluchten jeden, der nicht Parthei an diesem Streite nehme. Drohender stieg das Ungewitter empor, schon sprachen die Portugiesen davon, sich auf ihre Schiffe zurückzuziehen und unter Segel zu gehen, schon flohen sie, als Xavier erschien, sie beruhigte und ermuthigte. Unmöglich, sagte er, kann ich in einem solchen Augenblicke diese angehende Colonie verlassen; ist der Martertod mir auf Fudscheo bestimmt, so will ich mir die Krone, die ich mir in fernen Landen errungen, durch weichliche Nachgiebigkeit hier nicht rauben lassen. Gama erklärte sich zuerst für diese Ansicht, die Europäer traten dann gleichfalls bei. Ihre kriegerische Haltung, vor allem aber die Erscheinung des Missionars, beruhigte die Gemüther und flößte den Neubekehrten wieder Muth ein. Der König ließ Maaßregeln ergreifen, um die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten. Erst am folgenden Tage, am zwanzigsten November 1551, verließ das Schiff den Hafen, am vier- und zwanzigsten Januar 1552 hatte er Cochin im Gesichte.

Wunder aller Art und die größten Plane, welche die Vorstellung des kühnsten Eroberers erschreckt haben würden, beschäftigten ihn während dieser Fahrt. Er entwarf mit dem Kaufmann Jacob Pereyra, seinem Freunde, den Plan zu der lange ersehnten Reise nach China, Kaum in Cochim angelangt, bekehrte er den König der Maldiven. Vergebens hatte der Pater Anton Heredia dies versucht, Xavier war glücklicher. Er setzte dann seine Reise nach Goa fort, wohin ihn die Angelegenheiten des Ordens riefen.

Seine Missionen befanden sich in dem blühendsten Zustande.

Anton Criminal hatte sein Blut auf der Fischerküste vergossen, und als erster Märtyrer der Gesellschaft Jesu fast 500000 Seelen bekehrt. Auf allen maurischen Inseln, den Molukken, Meliapor, Bazain und Zailan dieselbe erfreuliche Erscheinung.

Xaviers Freude würde ungetrübt gewesen sein, wenn nicht Anton Gomez, eigenen Ansichten zu hartnäckig anhängend, gegen das Gelübde des Gehorsams gefehlt hätte.

Gomez war ein Jesuit, dessen Thatkraft und Erkenntniß gleichen Schritt hielt; er war ein eben so tüchtiger Theologe als umsichtiger Weltmann, aber zu heftiger und stürmischer Gemüthsart, die er bei seinem zu späten Eintritt in den Orden nicht völlig zu besiegen gelernt.

Der Missionar hatte ihn zum Rektor des Pauls-Collegiums ernannt; als solcher durch einen der ersten königlichen Minister Portugals unterstützt, hatte er nach und nach sich alle Gewalt angemaßt, mit der Camerino bekleidet war. Er regelte und änderte die Erziehung und den von dem Orden vorgeschriebenen Studienplan nach seinem Gutdünken. Er unterwarf die jungen Indier zu strengen geistlichen Uebungen, die man durch Sanftmuth und Milde zum Glauben führen konnte. Der Gouverneur, Don Georg Cabral, unterstützte ihn in diesem, seinem Neuerungssysteme. Xavier ermaß das, durch ungemessenen Eifer dem Glauben drohende Unglück, und überzeugte Don Georg Cabral; sodann versuchte er mit weiser Festigkeit, Gomez zur Reue und Buße zurückzuführen.

Gomez aber, gewohnt, Hindernisse zu besiegen, ward durch diese gerechten Vorwürfe empört und aufgebracht. Xavier erlangte indeß vom Vicekönig den Befehl, Gomez auf die Festung Diu zu schicken und von dort mit dem ersten absegelnden Schiffe nach Europa zurückzusenden. Dieser Befehl ward vollzogen. Das Schiff aber, an dessen Bord sich der ungehorsame Jesuit befand, litt Schiffbruch und Gomez fiel als Opfer seines Ungehorsams.

Sobald die Angelegenheiten des Ordens geschlichtet, ernannte Xavier Caspar Barzen zum Rektor des Collegiums Da Sta Fede, zugleich auch zum General-Superior aller Väter und Brüder des Ordens der neuen Welt, entsendete Melchior Nugnez nach Bagain, Johann Lopez nach Meliapor, Gonsalvo Rodriguez nach Cochim und Ludwig Mendez nach der Fischerküste; er selbst, den Ignaz durch die Schreiben vom zehnten Oktober und drei und zwanzigsten Dezember 1549 zum Provinzial von Indien und aller morgenländischen Reiche ernannt, rüstete sich, mit Jano, Silva, Alcaceva, Gonzalez und Ferreira von Montemayor unter Segel zu gehen. Am neunten April 1552 schrieb er an den König von Portugal, um demselben diese neue Unternehmung und deren Zweck anzuzeigen.

„Ich werde in fünf Tagen von Goa abreisen und sodann nach

Malaka unter Segel zu gehen; von dort gedenke ich, mich mit Jacob Pereyra, dem ernannten Gesandten, nach China zu begeben. Wir führen reiche Geschenke mit uns, welche Pereyra theils auf Ew. Majestät, theils auf eigene Kosten eingekauft; aber eine noch kostbarere Gabe haben wir zu spenden, die, so viel ich weiß, kein König einem Könige darzubringen vermag, die frohe Botschaft von Jesu Christo. Wird einstens der Kaiser von China ihren Werth achten lernen, dann werden vor diesem Kleinode alle seine reichen Schätze schwinden."

„Ich hoffe, Gottes Auge werde mit Erbarmen auf dieses große Reich blicken, er werde diese Völker, die auch an ihrer Stirn sein Ebenbild tragen, endlich ihren Schöpfer und den Heiland aller Menschen, Jesus Christus, kennen lehren."

„Wir sind unser drei Ordensglieder, die mit Pereyra nach China gehen. Unsere Absicht ist, die dort gefangenen Portugiesen aus der Gefangenschaft zu erlösen, im Interesse der Krone Portugals mit China ein Bündniß zu schließen, vor allem aber die Götzen und ihre Diener zu besiegen. Wir werden dem Kaiser zuerst, dann allen seinen Untherthanen im Namen des Königs der Himmel das Unrecht erweisen, ihren Lügen-Göttern und nicht dem wahren Gotte, dem Schöpfer des Menschen, und Jesu Christo, dem Richter und Herrn, die Ehre zu geben".

„Dies Unternehmen mag verwegen scheinen; verwegen, sich unter barbarische Völker zu wagen, vor einem mächtigen Monarchen aufzutreten, ihm die Wahrheit zu enthüllen und dem Pfuhle des Lasters zu entreißen, wir aber fühlen uns ermuthigt, weil Gott selbst uns zu diesem Werk berufen, und uns erfüllet mit Vertrauen auf seine Gnade, mit Zuversicht auf seine Macht, der auch der mächtige Kaiser von China sich beugen muß".

Am grünen Donnerstage, den vierzehnten April, verließ er Goa, das ihn nur in seinem Leichentuche wiedersah.

Don Alvarez D'Atayde, Gouverneur von Malaka, hatte schon ein Jahr zuvor Xaviers Vorhaben gebilliget und vielleicht in der durch Xavier angeregten Hoffnung, mit dieser großen chinesischen Gesandtschaft beauftragt zu werden, seinen Beistand zugesagt. Nicht einmal ein Edelmann, nur ein Kaufmann, dessen die Stadt sich noch als eines Dieners Don Gonsalvo Contignos erinnerte, war jetzt mit dieser Ehrenstelle bekleidet. Der portugiesische Hochmuth fühlte sich verletzt, um so verletzter noch, da Jacob Pereyra den

König zugleich um die Gnade gebeten, auf eigene Kosten der Religion und dem Vaterlande dienen zu dürfen.

Don Alvarez hatte so eben aus den Händen des Paters die Bestallung als oberster Seebefehlshaber empfangen, welche Würde dieser für ihn nachgesucht. Den ersten öffentlichen Akt dieses Amtes richtete Alvarez gegen seinen Beschützer.

Das durch Xaviers Reisen in den indischen Gewässern bekannte Schiff „das heilige Kreuz" war zu seiner und Pereyras Reise nach China bestimmt.

Don Alvarez ließ dasselbe sofort mit Embargo belegen. Um diesem Mißbrauche seiner Gewalt den Anstrich einer aus Rücksicht für das allgemeine Wohl getroffenen Maaßregel zu leihen, gab er vor, daß die Bewohner Javas sich zu einem Einfall in Malaka rüsteten und er daher „das heilige Kreuz" nicht entbehren könne. Diese Unwahrheit erwies sich bald. Der Oberbefehlshaber, keine Mäßigung kennend, erklärte, die Gesandschaft Pereyras sei unmöglich. Bei der Entfernung des Jesuiten vom Centrum der Administration, und in einer Zeit, wo ein unbestimmt gefaßtes, noch unbestimmter ausgelegtes Gesetz ganz der Willkühr des Regierungs-Beamten überlassen, war Alvarez selbst der Oberrichter, an den man von seinen Aussprüchen zu appelliren hatte. Sein erster Gewaltstreich war geglückt und dieser Erfolg steigerte seine Verwegenheit. Xavier trug dem General-Vicar Johann Suares auf, mit ihm zu reden, ihm die Befehle Johanns des Dritten und Don Alphonso's de Norogna, Gouverneurs von Indien, vorzulegen, in welchen Dokumenten dem Missionar die ausgedehnteste Macht ertheilt ward. Der Pater selbst versuchte, durch gütliche Vorstellung Don Alvarez zu überzeugen, der dies Entgegenkommen unbeachtet ließ, da er aus Eifersucht sich dieser chinesischen Gesandtschaft widersetzt hatte; Eigensinn gestattete ihm nicht, einen besseren Beschluß zu fassen, selbst als er sein Unrecht eingesehen.

Die der Schiffahrt günstige Zeit war unterdessen verstrichen, Xavier mußte sich im Interesse der Religion und des Königreichs Portugal nunmehr der ihm vom heiligen Stuhle übertragenen Machtvollkommenheit bedienen.

Er war päbstlicher Nuntius. Zum erstenmale benutzte er, nach einem sechsjährigen Aufenthalte im Morgenlande, diese Würde. Kraft der ihm durch päbstliche Bullen übertragenen Gewalt, einer Gewalt,

welche der König Johann bestätigt, befahl er dem General=Vicar, D'Atayde zu excommuniciren.

Die Excommunication ward ausgesprochen.

Don Alvarez bekümmerte sich nicht darum und ließ sogar das genannte Schiff zu einer Handels=Expedition nach Sazian ausrüsten.

Im tiefsten Gemüthe war der Pater verletzt. Ein Mensch zerstörte seine schönsten Hoffnungen, ein Mensch vernichtete seine besten Plane. Nur dies eine Schiff lag segelfertig, er glaubte nicht, den Völkern sein Wort vorenthalten zu dürfen und ging an Bord des heiligen Kreuzes. Don Alvarez bemannte dasselbe aufs Neue und gab ihm eine neue Bestimmung. Vor der Abreise schrieb der Jesuit an Pereyra, der sich in Malaka verborgen hielt:

„Die Zahl meiner Sünden hat Gott verhindert, sich unser beider zu der chinesischen Unternehmung zu bedienen. Auf mich allein fällt alles Unrecht, meine Sünden haben deine Aussichten zu Grunde gerichtet. Durch sie hast du alle Summen verloren, die du auf die Zurüstung der Gesandtschaft verwendet. Gott ist mein Zeuge, daß ich ihn, und daß ich dich wahrhaft liebe. Ich bekenne, mein Schmerz würde noch heftiger sein, hätte ich nicht die aufrichtigsten Absichten gehegt. Ich bitte dich, mich nicht zu besuchen, ich fürchte, dein Zustand rühre mich zu sehr, und dein Schmerz vermehre nur meine Leiden".

„Dennoch hoffe ich, daß auch dieses Ungemach dir zum Heile gereichen werde, denn ich zweifle nicht, der König werde, wie ich ihn darum in einem Schreiben gebeten, deinen Eifer lohnen. Mit dem Gouverneur, der unsere Reise gehindert, habe ich keine Gemeinschaft mehr, Gott wolle ihm vergeben, ich beklage ihn, denn seine Strafe wird strenger sein, als er erwartet".

Die Fahrt begann zu Anfang glücklich, bald aber legte sich der Wind, die Wogen ebneten sich, spiegelglatt lag das Meer, unbewegt das heilige Kreuz; vierzehn Tage dauerte die Windstille, mehr als fünfhundert Fremde waren am Bord, Mangel an Lebensmitteln und Wasser trat ein; einige starben unter unseglichen Schmerzen, andere hatten kaum noch die Kraft, die von der Gluth des Fiebers gedrückten Augen aufzuschlagen; reich entfaltete sich inmitten dieser Noth die Liebe Xaviers; er betete, er ermahnte und erleichterte die letzten Augenblicke, welche weder durch die Thränen der Angehörigen, noch durch den Beistand der Kunst gemildert wurden.

Einer dieser Sterbenden war überzeugt, daß der Missionar auch den Gesetzen der Natur durch sein Gebet gebieten könne; Glaube und Furcht bemächtigen sich seines Gemüths, er fordert die Kranken und Gesunden auf, sich mit ihm zu vereinen; alle schleppten sich zu den Füßen des Paters, alle beschworen ihn, vom Himmel Wassee und Wind zu erflehen. Xavier betet mit ihnen die Litaney der Heiligen, dann befiehlt er ihnen, das Meerwasser zu kosten; es war süß. Noch andere Wunder vollbrachte er auf dieser Fahrt. Nach den Akten der Canonisation dieses Jesuiten und selbst nach dem Ausspruche protestantischer Schriftsteller, wurde keine Sendung durch so viele Wunder, als Xaviers beglaubigt. Endlich gewann das heilige Kreuz die Küste von Sazian.

Sazian ist eine unangebauete, wilde Gegend und besteht aus drei kleinen am Vorgebirge von Makao liegenden Inseln. Die Chinesen hatten den Europäern daselbst die Errichtung eines Stapelplatzes gestattet, um mit ihnen Handel treiben zu können, ohne die Gesetze des himmlischen Reiches, nach welchen jedem Fremden der Eintritt in das Festland untersagt ist, zu verletzen.

Der Missionar erblickte China. Die Verehrung, mit welcher die Portugiesen seinen Namen nannten, die Freude, welche seine Erscheinung erweckte, der Bericht endlich der noch zu bestehenden Hindernisse vor Erreichung jenes Reiches, erschütterten keinesweges seinen Vorsatz. Er machte die Bekanntschaft einiger Eingebornen, die, erstaunt über die von ihm verkündeten Lehren, ihm den Rath gaben, sich in ihr Vaterland zu begeben, wohin der Kaiser kürzlich erst gelehrte Männer gesendet, um den Unterschied der Religionen genau zu erforschen.

Hoch erfreut über diese Nachricht faßte Xavier den Entschluß, sich auf einem Boote an jene ersehnte Küste setzen zu lassen. Das portugiesische Handelsinterresse aber stand diesem, seinem Wunsche entgegen; die Kaufleute baten ihn, seine Bekehrungs-Unternehmungen bis zu ihrer Abreise zu verschieben; er erfüllte ihr Gesuch.

Als endlich die Stunde zum Eingang in dies große Reich schlug, als irrdische Rücksichten nicht mehr seinen glühenden Eifer hemmten, ward der Pater die Beute eines hitzigen Fiebers. Von allem entblößt, ganz allein, lag er, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, am Gestade. Ein Vorgefühl des Todes ergriff ihn, bestimmt sprach er seinen Tod aus. Nur das betrübte ihn, nicht so lange gelebt zu

haben, seinen Nachfolgern den Weg in das vor seinen Blicken da liegende Reich zu bahnen.

Gerührt vom Mitleiden, nahm ihn ein Portugiese in seine Hütte. Die Krankheit machte rasche Fortschritte. Die Medicamente, die mitleidige Unwissenheit ihm darreichte, nährten nur das Fieber, das sein Leben aufrieb. Er fiel in Phantasien; auch in ihnen war er Misionar; Lob- und Danklieder und Gebete entströmten seinem Munde, voller Liebe redete er mit den Heiden, deren Bekehrung ihm nicht vergönnt ward, ganz wie in den Tagen, wo Gesundheit und Glaube ihn auf seinen erfolgreichen Bahnen kräftigte, weihete er sich erschöpft von Arbeiten und Mühseligkeiten, die Last von Millionen, dem Irrthume entrissener Seelen mittragend, bis er endlich, ein Alexander der Missionen, der Erde erlag, die er zu beseligen trachtete.

Am zweiten Dezember 1552 starb Xavier, im noch nicht vollendeten 46sten Lebensjahre. Sein Ruf, seine Tugenden, seine Wunderthaten, die Zahl seiner Reisen, die Frucht seiner Predigt im Morgenlande, die Wohlthaten, die seine Fürbitte bei Gott häufig für menschliches Glück oder zum Trost der Familien errungen, stellten sich nunmehr allen Blicken dar. Die Küsten, denen er das Evangelium verkündet, die Lande, die er besucht, die Wüsten, in denen er den Wilden nachgeeilt und durch das Kreuz den ersten Grund der Civilisation gelegt, die Inseln, auf die sein Schweiß hinabgethauet, wo später die Missionen blühend prangten, alle jene Völker, die sich untereinander selbst nicht einmal kannten, betrauerten wahrhaft seinen Tod, und erbaueten sich an demselben. Sie beweinten den Vater, den der Tod ihnen entrissen, aber sie riefen zugleich auch den Heiligen um Schutz an, der aus den lichten Höhen schirmend über ihr Heil wachte. Aus allen Reichen, die sich Xavier erobert, tönte Lob und Dank zu seinem Gedächtniß. Sein Sarg ward im Triumph mit wahrer Verehrung geleitet. Die Völker eilten haufenweise auf den Weg. Die Flaggen aller Nationen verkündeten dem Meere seine Ehre, selbst die Gesandten des Großmoguls beugten sich, obgleich Muhamedaner, vor diesem Leib zur Erde, den die Verwesung bis jetzt verschont *).

---

*) Im zwölften Buche pag. 112 des ersten Theils seiner Geschichte der Jesuiten erzählt der Pater Orlandini: Der Körper des heiligen Xavier wurde unter dicken Lagen ungelöschten Kalkes begraben, damit die Fleischtheile schneller zerstört und das Gebein auf einem bald nach Indien zurückkehrenden Schiffe transportirt werden könne. Zwei Monate nach dem Tode — erzählt

Noch lange Zeit nach dem Tode des Jesuiten flaggten die bei Sazian vorüber segelnden Schiffe und begrüßten mit allen Kanonen, die sie an Bord hatten, die Gestade Indiens, auf welchen der Apostel

---

ferner Orlandi im dreizehnten Buche pag. 84 — fand man am 17. Februar 1553 den Körper unversehrt, frisch und in natürlicher Farbe, er verbreitete einen angenehmen Geruch und selbst die Kleider waren unbeschädigt. Nach länger als einem Jahre, am 16. März 1554, ward dieser verehrte Leichnam nach Goa gebracht. Auf Befehl des Vicekönigs wurde durch Cosmus Saraiva, einem ausgezeichneten Arzte, der Körper geöffnet, untersucht und vollkommen erhalten befunden, ohne eine Spur von Einbalsamirung oder natürlicher Mittel zu seiner Erhaltung anzutreffen. Der General-Vicar von Goa, Antonio Ribeira nahm das Visum repertum (a. a. O. Buch 14 pag. 141 und 142) auf. In Alban Butlers Leben der Heiligen, übersetzt von Godescard, werden alle diese Einzelheiten bestätigt.

Im 15ten Buche §. 8, im fünften Theile seiner Geschichte, sagt der Pater Juventius: Im Jahre 1612 befahl der General Claudius Aquaviva, den rechten Arm, durch welchen der Heilige so viele Wunder gewirkt, als Reliquie nach Rom zu bringen. Der Körper fand sich noch in dem früheren Zustande, das Fleisch war weich und biegsam, ganz wie bei einem Lebendigen. Als man den rechten Arm abtrennte, entströmte der Wunde eine Menge reinen und rothen Blutes; man fing dasselbe in einem Leintuche auf, welches die Patres von Goa on Philipp den Vierten, König von Spanien sendeten.

Alban Butler erzählt, daß der Erzbischof von Goa, in Begleitung des Marquis von Castell-Nuovo, auf Befehl Johanns des Vierten, Königs von Portugal, im Jahre 1744 die Reliquien des heiligen Franziscus Xavier untersucht, und den Körper durchaus erhalten und ohne allen üblen Geruch fand; Gesicht, Hände, Brust und Füße zeigten keine Spur von Verwesung.

Das historische und literarische Journal vom ersten März 1788 theilt einen Brief Cicalas, eines Priesters des Lazaristen-Ordens mit, in welchem derselbe aus Goa selbst schreibt:

„Während der drei Tage des Carnevals, das heißt am 10., 11. und 12. Februar 1782, stellte man den Körper des heiligen Franziscus Xavier feierlich zur öffentlichen Verehrung aus; es strömte eine so große Menge zur Verehrung aus allen Gegenden Indiens herbei, wie man sie seit dreißig Jahren nicht gesehen. Der Körper des Heiligen ist ohne alle Verletzung. Haut und Fleisch sind angetrocknet, aber völlig mit dem Gerippe vereinigt. Das Gesicht ist schön weiß. Nur der rechte Arm, den man in Rom aufbewahrt, zwei Zehen des rechten Fußes und die Eingeweide fehlen. Dte Füße besonders sind sehr wohl erhalten."

M. Perrin, ein früherer Missionar Indiens, sagt in seiner Reise in Hindostan, Theil I. pag. 165, Ausgabe von 1807:

„Die Kapelle, in welcher der Körper des heiligen Franziscus Xavier

seine letzten Seufzer verhauchte. In unserem, dem Jahrhundert der Gleichgültigkeit und der Zweifelsucht, des Egoismus und der Zerrissenheit läßt sich ein solches Leben vielleicht nicht begreifen, gegen welches selbst die Protestanten gerechter waren, als wir es heut zu Tage sein würden, wäre sein Ruf nicht über alle menschlichen Lobsprüche erhaben.

Pag. 78 sagt Baldäus in seiner Geschichte Indiens:

„Stimmte Xaviers Glaubensansicht mit uns zusammen, so müßten wir ihn als einen zweiten Paulus ehren; dennoch, abgesehen von dieser Glaubensverschiedenheit, muß sein Eifer, seine Thätigkeit und die Reinheit seines sittlichen Charakters alle Wohlmeinenden anspornen, nicht lässig an Gottes Reich zu arbeiten. Die Gnadengaben, die Xavier als Diener und Bote Jesu Christi empfangen, waren so ausgezeichnet, daß ich sie kaum zu ermessen vermag. Betrachte ich die Geduld, die Milde, mit welcher er Großen wie Kleinen das lebendige Wasser des Evangeliums darreichte, sehe ich auf die Standhaftigkeit, mit welcher er Beleidigungen und Verletzungen ertrug, so kann ich nur mit dem Apostel ausrufen: „wer kann, wie er, Wunder wirken."

Ein englischer Geistlicher, Richard Haklvit, ist nicht minder bered't als Baldäus:

„Sazian," sagt dieser englische Geograph in seiner Sammlung von Reisebeschreibungen, „an der Küste von China, in der Nähe des Hafens von Canton, ist berühmt durch den Tod des Franziskus Xavier, dieses würdigen Arbeiters am Evangelio und dieses göttlichen Meisters Indiens in allem, was die Religion betrifft, der nach schwerer Arbeit, manchem Leid und großem Kreuz, das er geduldig und freudig trug, am zweiten Dezember 1552, arm an aller irdischen Hülfe, aber reich an geistigen Segnungen, nachdem er viele Tausende des Orients zu Jesu Christo geführt, in einer Gebirgshütte starb."

---

ruhet, ist ein bedeutender Theil dieses Gebäudes (der Kirche Jesu in Goa) und eins der schönsten bekannten Bauwerke."

„Inmitten der Kapelle erhebt sich eine Pyramide von farbigem Marmor, auf welcher ein Sarg von schwarzem Holze, wahrscheinlich von Ebenholz, ruhet, auf dem die Thaten dieses Apostels von Indien in Sculptur dargestellt sind. Der Körper ist mit Ausnahme des rechten Armes, der auf Befehl des Pabstes nach Rom gebracht wurde, wohl erhalten und im völligen Priesterornate eingesargt.

Auch die heutige Geschichte Indiens hat seine großen Thaten und seine Wunderwerke zu berichten.

Xavier hatte durch seine Thaten die Erde geehrt, ihre Bewohner wollten nun auch sein Andenken ehren. Durch eine Bulle vom 6. August 1623 setzte der Pabst Urban der Achte ihn, den Gott wie einst den Patriarchen Abraham zum Vater großer Völker erwählt, in die Reihen der Heiligen. Xavier, sagt die Bulle, sah seine Söhne in Jesu Christo sich mehren wie die Sterne am Himmel und wie den Sand am Meere.

Sein Apostelamt erwies sich durch die Gabe der Sprachen, der Prophezeihungen und Wunder, als eine göttliche Berufung.

Die dankbare Kirche hat ihn den Gläubigen zur Verehrung empfohlen, nicht als ein Vorbild, dem man nacheifern, sondern als ein Gefäß der Ehren, das man rühmen soll.

Fünftes Kapitel.

Seit dem acht und zwanzigsten November 1528 berief sich Luther von Wittenberg aus, um den römischen Hof zu bedrängen, kühn auf ein künftiges General-Concil. Im Jahre 1530 forderten seine Anhänger gleichfalls dasselbe, sie kannten den Zustand Europas und sahen die Unmöglichkeit ein, so viele mit einander in Zwist und Zwiespalt lebende Fürsten, so viele, den Zwistigkeiten sich anschließende Bischöfe zu einer allgemeinen Versammlung zu vereinigen, zumal durch die ununterbrochenen Kriege das Reisen selbst gefährlich gemacht wurde. Die Kirche selbst schien eine solche Zusammenberufung zu fürchten. Die Protestanten hingegen mußten laut dasselbe begehren, weil sie dadurch ihrer Sache unter gutem Vorwande ein Scheinargument verliehen. Der Pabst ertheilte endlich eine bestimmte Antwort. Am 31. Juli 1530 verkündete Clemens der Siebente der Kirche diese frohe Nachricht und forderte die Lutheraner auf, sich der künftigen Entscheidung der Synode zu unterwerfen. Die Protestanten wollten sich darauf nicht einlassen, sie beabsichtigten keineswegs, durch eine solche Versammlung den Frieden herbeizuführen, sondern durch die fortgesetzte Berufung auf den Ausspruch eines Conzils nur Zwiespalt zu unterhalten, und suchten daher das Conzil selbst hinauszuschieben und zu vereiteln. In diesem Zeitraume starb Clemens der Siebente, ein Sprosse der Familie Medicis; Paul der Dritte folgte ihm. Das Conzil wurde sodann nach Mantua ausgeschrieben. Der zwischen Karl dem Fünften und Franz dem Ersten ausgebrochene Krieg aber verlangte nothwendig ruhigere Tage. Endlich gelang es Paul dem Dritten, um das Jahr 1544 den Kaiser und den König auszusöhnen. Sobald der Friede geschlossen, nahm er die Angelegenheiten der Kirche

wieder auf, welche in jenen Zeiten für die ganze Christenheit von hohem Interesse waren.

Am 13. Dezember 1545 ward in der Kathedrale von Trient das Conzil eröffnet. Seit dem Jahre 1417 hatte die Kirche nicht in einem feierlichen Akte über den Glauben verhandelt. Das letzte allgemeine Conzil war in Constanz gehalten. Das tridentinische Conzil, welches einen Zeitraum von achtzehn Jahren umfaßt, ist bis jetzt das letzte und vielleicht das berühmteste. In der ersten Sitzung, welche vom Monat Dezember 1545 bis zum 11. März 1547 währte, waren drei Cardinal=Legaten, Johann Maria del Monte, nachmaliger Pabst Julius der Dritte, Marcelo Cervini, der nachmalige Pabst Marcel der Zweite, und Reginald Polus, Mitglied einer berühmten englischen, mit den Tudors verwandten Familie, anwesend. Zwei andere Cardinäle, Christoph Madrucci und Peter Pacheco, berühmt durch ihre Kenntnisse, wohnten mit Claudius D'Urfé und Jacob de Lignieres, den Gesandten Franz des Ersten, und mit Don Diego Urtado de Mendozza, dem Gesandten Kaiser Karls des Fünften, dieser Versammlung bei.

Am Tage der Eröffnung befanden sich in Trient sechs Gesandte katholischer Fürsten, eilf Erzbischöfe, neun und sechzig Bischöfe, zwei Gevollmächtigte oder bischöfliche Procuratoren, sechs Aebte, sieben Ordensgenerale, acht Doctoren beider Rechte, zwölf Doctoren der Theologie, zwölf Theologen aus dem Dominikaner=Orden, vierzehn Minoniten, eilf Conventualen, sechs Franziskaner, neun Carmeliter und fünf Serviten. Die berühmtesten Doctoren waren: Dominikus Soto, Bartholomäus Miranda, Ambrosius Catharin, Andreas von Vega, Wolfgang Remius und Gentian Hervet.

Die Gesellschaft Jesu war in ihrem Entstehen, ihre geleisteten Dienste und die ausgezeichneten Männer, die sie zu den heftigsten theologischen Streitigkeiten gesendet, verpflichteten die Kirche, sich auch ihrer Einsicht bei diesen Verhandlungen zu bedienen.

Der Pabst hatte bereits zu Theologen des heiligen Stuhles und als Begleiter der Legaten, den Pater Laynez und den Pater Salmeron erwählt. Lejay vertrat den Cardinal Otto Truchseß, Bischof von Augsburg. Die beiden Vorgenannten trafen erst im Monat Mai 1540 in Trient ein, Lejay war schon vor ihnen angelangt. Die Anwesenheit zweier Mitglieder der Gesellschaft Jesu auf diesem

Conzil, die Ehre, die der Pabst denselben erwiesen, lenkte die Aufmerksamkeit des ganzen Conzils auf diese Gesellschaft. Die Vergrößerung des Ordens war nothwendige Folge dieser Wahl. Loyola aber beunruhigte diese große Gunst; nach seiner Ansicht waren unerwartete Erfolge eben so sehr für den Beginn seines Instituts zu fürchten, als Niederlagen; er sah die Gefahren voraus, denen Laynez und Salmeron sowohl abseiten der Irrlehre, als abseiten des Neides ausgesetzt wurden.

Laynez und Salmeron waren jung. Der erste war vier und dreißig, der zweite noch nicht völlig ein und dreißig Jahre. Ihre Ansicht war Ignaz wohl bekannt, indeß ließ er sie nicht abreisen, ohne sie vor der Gefahr zu warnen. Er ertheilte ihnen folgende Rathschläge, welche seinen Scharfsinn eben so bestimmt beurkunden, als die, den irländischen Legaten ertheilten Instruktionen.

„Allerdings, sagt er in seiner Schrift, kann man vor einer großen Versammlung über geistige Wohlfahrt und das Heil der Seelen zur besondern Ehre Gottes mit Gottes Gnade verhandeln, allerdings aber auch, wenn wir nicht über uns selbst wachen und der Beihilfe Gottes entrathen sind, unterliegen, und denen, mit welchen wir verhandeln, Vorurtheile einflößen. Uns aber ist, Kraft der gelobten Lebensweise, nicht vergönnt, uns dieser Aufgabe zu entziehen. Der in dem Herrn erreichte Erfolg wird um so schneller und sicherer errungen werden, je besser wir vorbereitet und im Voraus gewappnet sind, je deutlicher uns die Richtschnur vorgezeichnet ist.

Zu dem Ende gebe ich euch hier einige Andeutungen, die euch im Herrn nützlich sein können, sei es, daß ihr sie alle oder theilweise befolgt, oder selbst sie noch vermehrt.

Ich wünsche, daß ihr bei Uebernahme dieses neuen Amtes hauptsächlich drei Gesichtspunkte nicht aus dem Auge verlieren möchtet. Erstens: im Conzil selbst bedenkt stets die Ehre Gottes und das Heil der gesammten Kirche. Zweitens: außer dem Conzil seid eurer alten Regel und Weise, den Seelen zu Hülfe zu eilen, des Hauptzwecks, den ich durch eure Reise erreicht sehen möchte, eingedenk. Drittens: wachet sorgfältig über eure eigene Seele, damit ihr euch selbst nicht vernachlässiget und rückwärts kommt, damit ihr vielmehr erstarkt im Fleiße, in ununterbrochener Ueberwachung euch von Tage zu Tage des euch übertragenen Amtes würdiger machet.

In den Sitzungen des Conzils selbst drängt euch nicht zu Vorträgen, sondern laßt euch zu denselben auffordern. In euren Vorschlägen künftiger und jetziger Einrichtung seid bedacht und milde, hört aufmerksam und ruhig dem Redner zu; sucht den Geist desselben, seine Absichten und Wünsche aufzufassen, damit ihe zur rechten Zeit schweigt oder redet; in den sich erhebenden Discussionen erwägt stets beide Ansichten, damit man erkenne, daß ihr nicht eigensinnig auf euren Meinungen beharret; so viel an euch, sehet stets dahin, Niemanden durch eure Rede unversöhnlicher, als zuvor zu stimmen; fordern die Streitfragen ihrer Natur nach euch zum Worte auf, so gebt eure Ansicht mit Bescheidenheit und Freundlichkeit; beschließt eure Vorträge stets mit den Worten: den bessern Rath vorbehalten, oder mit einer gleichlautenden Formel; erringt euch selbst eine Ueberzeugung. Um wichtige wissenschaftliche und religiose Gegenstände geziemend zu behandeln, muß man gemessen und ruhig sprechen, nicht flüchtig über die Materien hinweg eilen. Nicht nach eurem Gefallen und eurer Bequemlichkeit bestiumt die Zeit der Verhandlung, überlaßt diese Bestimmung dem, der mit euch verhandeln will, damit er um so leichter das ihm von Gott gesteckte Ziel erreiche.

Außer den Sitzungen verabsäumt keine Gelegenheit, euch um den Nächsten verdient zu machen; sucht vielmehr die Gelegenheit auf, Beichte zu hören, zu predigen, Uebungen zu halten, die Kinder zu unterrichten, die Armen in den Hospitälern zu besuchen, damit ihr durch euren Eifer, durch Werke der Demuth und Liebe die Gnade des heiligen Geistes beweget, sich in reicher Fülle über die Väter des Conzils zu ergießen. In euren Predigten erwähnt niemals der Streitfragen mit den Irrlehrern; seid allein darauf bedacht, den Wandel zu bessern und den der Kirche schuldigen Gehorsam einzuschärfen; häufig aber erwähnt des Conzils und ermahnt das Volk zum Gebete für dessen glücklichen Ausgang; im Beichtstuhle seid dessen eingedenk, daß eure Rede auf den Dächern verkündet werden könne. Als Buße schreibt Gebete für das Conzil vor; bei euren geistlichen Uebungen, wie überall, redet als ob ihr öffentlich sprächet; ihr sollt wechselweise alle vier Tage die Hospitäler besuchen, d. h. jeder von euch einmal die Woche, und zwar in den Stunden, die den Kranken nicht ungelegen sind; erleichtert ihre Schmerzen nicht nur durch euer Wort, sondern auch, so viel ihr vermöget, durch kleine Gaben. Auf an euch gerichtete Fragen antwortet mit kurzen, aber wohl erwogenen Worten, wo aber

das Mitleid erweckt werden soll, da muß man sich einer gewissen Weitschweifigkeit und eines freundlichen Aeußeren bedienen.

Was den dritten Punkt betrifft, so müßt ihr zu eurem eigenen Heil wohl auf euch achten, euch gegen die Klippen schirmen, denen ihr ausgesetzt seid. Wenngleich ihr nie die Regel unseres Ordens außer Acht lassen dürft, so müßt ihr besonders noch euch unter einander auf das innigste verbinden und in euren Ansichten und Urtheilen die vollkommenste Uebereinstimmung bethätigen. Keiner von euch darf sich allein auf sich selbst verlassen. Da auch in wenigen Tagen Claudius Lejay, den der Cardinal von Augsburg als Procurator auf das Conzil schicken wird, sich euch anschließt, so setzt eine bestimmte Abendstunde fest, in welcher ihr beredet, was im Laufe des Tages gethan, und was für den nächsten Tag zu thun ist. Alles, was ihr verhandelt, zeichnet auf, sowohl eure Reden, als eure anderweitigen Mittheilungen; in den Morgenstunden berathet gemeinschaftlich die Art und Weise, wie ihr des Tages zu arbeiten gedenkt; überdies prüfet an jedem Tage euch selbst. Spätestens fünf Tage nach eurer Ankunft in Trient müßt ihr alle diese Punkte als Regel befolgen.

Dies sind die Instruktionen Loyolas, und buchstäblich wurden sie befolgt.

In dieser Versammlung der Cardinäle, der Fürsten, Gesandten, Prälaten und Aebte, in welcher der Luxus herrschte und reiche Pracht sich entfaltete, in welcher jede Nation entweder aus Verschwendung oder aus Intrigue den Ruf ihres Glanzes zu erheben bemüht war, bemühten sich diese drei Väter ernstlich um wichtigere Dinge. Sie predigten, saßen Beichte und unterrichteten, sammelten Almosen für die Armen und besuchten die Hospitäler. Sie waren ärmlich gekleidet, denn obgleich sie Theologen des heiligen Stuhles und seine Redner waren, hatten sie von ihrer gewohnten demüthigen Weise nicht gelassen. Dieser äußerliche Mangel war den Vätern des Conzils unangenehm, aber nachdem sie ihre Lebensweise kennen gelernt, besonders aber sie gehört, stieß sich der größte Theil der Bischöfe nicht mehr an diese Dürftigkeit, die unter Lumpen so viel Geist barg.

Indeß wollten die Legaten den Einfluß, welchen Laynez, Salmeron und Lejay erreichen konnten, dem Zufalle nicht aussetzen, und zwangen sie, neue Bekleidung von ihnen anzunehmen.

Liebeswerke waren ihnen hier nicht als Pflicht geboten, in Trient sollten die päbstlichen Theologen nicht die Kinder unterrichten und die

Unglücklichen trösten, höhere Verpflichtungen waren ihnen auferlegt; sie sollten Untersuchungen führen, verwickelte Fälle entscheiden, der Versammlung Erläuterungen ertheilen, Zweifel lösen, das päbstliche Ansehen aufrecht erhalten, welches nicht von den Protestanten allein angegriffen wurde.

Eine der schwierigsten Fragen, die in einer Versammlung untersucht werden konnte, war schon seit dem ersten Sitzungstage aufgeworfen worden; es handelte sich nemlich um die Lehre von der Rechtfertigung, d. h. über die Art und Weise, wie die Seele durch die habituelle Gnade geheiligt werde. Diese von den Sektirern häufig erhobene, in der Kirche und in Predigten seit langer Zeit schon erörterte Frage erhielt durch ihre Polemik eine hohe Wichtigkeit. Salmeron nahm zuerst das Wort. Das Conzil hatte Laynez, dessen Gedächtniß bewunderswürdig war, beauftragt, alle Verhandlungen in der Kürze noch einmal zu wiederholen. Die Klarheit, mit welcher er diesen Auftrag ausführte, machte einen so tiefen Eindruck auf die Versammlung, daß die Legaten ihm am Schlusse dieses Tages für alle künftigen Streitfälle denselben Auftrag ertheilten. Der schriftliche Commentar, den er über diese Streitfrage entworfen, wurde auf Befehl der Versammlung Wort für Wort den Akten des Conzils einverleibt. Täglich waren, um die vorliegenden Arbeiten ordnen zu können, zwei Sitzungen. In den Vormittagssitzungen beschäftigte man sich mit dem, was Reformen betraf. In den Nachmittagssitzungen hingegen mit dem, was sich auf das Dogma bezog. Unter Reform verstand man alle jene Maaßregeln, welche zur Aufrechthaltung der Kirchenzucht nothwendig erschienen; die Abgrenzung der bischöflichen Jurisdiction und Ueberweisung unverlaßlicher Sitze, Vermeidung der Anhäufung mehrerer geistlichen Aemter auf ein Haupt und endlich die Maaßregeln, wodurch in den Klöstern wieder Zucht und Sitte eingeführt werde. Zum Dogma zählte man die Streitfragen über die Erbsünde, die Rechtfertigung und die Sacramente.

Auf diese Weise suchte die allgemeine Kirche in ihren Vormittagssitzungen die Unordnungen auf, und dachte auf ihre Abstellung, um so den Irrgläubigen entgegen zu treten und alle jene Beweise, die sie aus dem Unglauben herleiten konnten, zu vernichten. Am Nachmittage verfuhr man nicht auf diese nachgebende Weise. Die Sittlichkeit der Geistlichen konnte allerdings eines Zügels bedürfen, das Christenthum selbst aber war in seinem Fundamente schon über jeden Angriff erha-

ben, man konnte daher den Glaubenslehren eine bündigere Auslegung geben, durch welche von nun an allein noch der feindlichen Gesinnung Zweifel und Mißverstand möglich blieb.

In jener, der Reform gewidmeten, Untersuchung, gab es sehr schwierige Punkte. Behutsam mußte man in Gegenwart der Aebte und der Ordensgenerale gegen die Bischöfe, welche mitunter den Weg des Evangeliums verlassen und den breiten Pfad der Welt eingeschlagen, verfahren. Das Uebel andeuten, nur darauf hinweisen, konnte nicht genügen; es lag zwar klar vor Augen, allein die Mittel zur Abstellung waren nicht leicht aufgefunden. In einer Versammlung so gelehrter Männer wurden gegen die päbstliche Prärogative und gegen die bischöfliche Gewalt allerdings bedeutsame Einwürfe erhoben. In Gegenwart so vieler Prälaten und Doctoren aus allen Gegenden der Christenheit mußte das Ansehen und die Rechte des Pabstes wie des Episkopats trotz aller jener verschiedenen Vorurtheile, Meinungen, Kenntnisse, und trotz des auf eigene Autorität gestützten Vertrauens, vertheidiget und festgestellt werden. Laynez und Salmeron kämpften als Redner des Pabstes gegen viel gerüstete Feinde, die um so schwerer zu besiegen waren, da sie die Vertheidigung und siegreiche Durchführung ihrer Ansichten als Gewissenssache ansahen.

Die Suprematie der Tiara über die weltliche Macht; die Wirren, welche durch unbeugsamen Stolz einiger Päbste für die Kirche hervorgerufen; die Prärogative, welche diese sich in weltlichen Dingen ertheilen lassen, oder selbst ertheilt hatten; ihre Einmischung in die Politik; die daraus hervorgegangeneu verderblichen Kriege, welche die Irrlehre, den Fürsten schmeichelnd, für sich benutzt; der Mißbrauch der Dispensen und des Ablasses; alle diese Punkte mußten erörtert und geschlichtet werden. Die Institution und die Jurisdiction der Bischöfe; die Entscheidung, ob der päbstliche Stuhl dem Canon unterworfen, waren Untersuchungen der allgemeinsten Theilnahme, denn durch sie wurde die Vergangenheit gerichtet, die Gegenwart bestimmt und die Zukunft vorgezeichnet. Die Ansichten waren getheilt. Laynez und Salmeron zeigten sich als tüchtige Kämpfer, aber gleich erfahrene und gewandte Gegner in der Behandlung von Streitfragen standen ihnen gegenüber. Die den dogmatischen Arbeiten gewidmeten Sitzungen waren nicht so lebendig und erregten nicht eine so große Theilnahme an den Debatten, da sie weniger persönlich geführt wurden. Die der Vernunft unterstellten Thesen müssen immer eine

Meinungsverschiedenheit darbieten, welche verschwindet, sobald über das Wesen des Christenthums, über die Mysterien und Sacramente verhandelt wird. Auf diesem Gebiete galt natürlich in der ganzen Versammlung nur ein Gesetz, nur ein Glaube.

Die präsidirenden Cardinäle des Conzils beauftragten Laynez und Salmeron, während der Pater Lejay die paulinischen Ansichten über die Gnade erklärte, alle jene Irrthümer, welche von den Theologen in den Vorsitzungen der öffentlichen Versammlungen untersucht werden sollten, namentlich zu verzeichnen. Die beiden Jesuiten mußten daher die Akten der Conzile, die päbstlichen Bullen, Citationen der Kirchenväter und Lehrer, durch welche der Unglaube und die Irrlehre verdammt oder verworfen worden, sammeln.

Diese Arbeit diente als ein reichhaltiges Verzeichniß, in welchem gleichsam, wie in einem Rüsthause, alle Waffen der Kirche vereiniget sind, allen übrigen Theologen zum Leitfaden. Bis zum sieben und zwanzigsten Dezember 1556 waren Laynez und Salmeron mit dieser Arbeit beschäfftiget, an welchem Tage Laynez vor der versammelten Synode eine lateinische Rede hielt, deren Eindruck so mächtig war, daß die ganze Versammlung den Wunsch aussprach, dieselbe veröffentlicht zu sehen Sie ist noch heute vorhanden.

Als die Diskussionen über die Gnade beendet, ging man zur Lehre von den Sacramenten über. Zuerst im Allgemeinen, sodann eines jeden einzelnen Sacraments. Mit der Taufe, mit der Confirmation, sollte begonnen werden. In der Regel wurde dem Redner selten einmal eine ganze Stunde zur Vertheidigung seiner Thesen oder zur Bekämpfung der gerechten Einwürfe gestattet. Bei Laynez wurde eine Ausnahme gemacht. Seine fließende Beredsamkeit erörterte die gewichtigsten Fragen in ihrem Fluge und entschied sie mit einer solchen Ueberlegenheit des Geistes, daß Niemand mehr schwanken oder zweifeln konnte. Um die Diskussionen zu beschleunigen, gestattete ihm das Conzil einen dreistündigen Vortrag.

Am eilften März 1547 wurden die Sitzungen in Folge einer in Trient herrschenden ansteckenden Krankheit nach Bologna verlegt. Diese Ortsveränderung war dem Kaiser nicht genehm, daher sich denn auch die meisten spanischen und deutschen Bischöfe zurückzogen. General-Synoden wurden nicht mehr gehalten, und bis zum Jahre 1550 vertagt. Der Kanzler de l'Hopital begab sich nach Bologna, um

Frankreich zu vertreten, welches gegen Carl den Fünften die Verlegung des Conzils anerkannte.

Man verhandelte ungefähr drei Monate in Particular-Sitzungen die dogmatischen Erörterungen über die Buße. Laynez entwickelte seine Ansichten, oder vielmehr die Kirchenlehre, und zeigte so vielen Scharfsinn in diesen verschiedenen Lehrsätzen, daß ihm der Auftrag ertheilt wurde, seine Ansichten über die Sakramente schriftlich zu verfassen, welches Werk der späteren Entscheidung des Conzils stets zu Grunde gelegt ward.

So viele Arbeiten würden jeden Anderen erdrückt haben, den Jesuiten hielten sie nur in gewohnter Thätigkeit.

In Bologna widmete er nebst Salmeron sich wieder den Liebeswerken und öffentlichen Predigten. Er setzte sich gewisse Stunden für die Arbeiten des Conzils, für die Armen, für die Kinder, und vor allem für die Kranken fest.

Canisius und Pasquier Brouet kamen ihnen zu Hülfe. Der Erstere hatte sich schon in Trient mit Lejay vereinigt; beide waren Procuratoren des Cardinals von Augsburg. Bald erwarb sich Canisius in jenen Conferenzen, in denen die Befähigung nicht durch Solennität eingeengt ward, einen bedeutenden Ruf.

Am zehnten September 1547 war Peter Ludwig Farnese, der Sohn des Pabstes, der von seinem Vater mit dem Herzogthum Parma belehnt worden, unter den Dolchstichen einiger Edelleute von Piacenza gefallen. Nach Ermordung des Fürsten bemächtigten sich die Verschworenen unter dem Rufe es lebe die Freiheit (Viva la liberta) des Schlosses, der von dieser Zeit an das Motto des Aufruhrs und der Empörung geworden und geblieben ist.

Dieser Mord unterbrach die Vorarbeiten des Conzils gänzlich. Um ruhigen Gemüthes über gewichtige Angelegenheiten zu verhandeln, bedarf es des Friedens, Italien aber war von einem allgemeinen Aufstande bedroht. Paul der Dritte war inzwischen gestorben. Sein Nachfolger Julius der Dritte berief am ersten Mai 1551 die Synode wiederum nach Trient.

Die für diese Sitzung erwählten Cardinal-Legaten waren Marzel Crescenci, Sebastian Pighini und Ludwig Lippomani. Der Cardinal Madrucci, eilf Gesandte, neun Erzbischöfe, sieben und fünfzig Bischöfe, mehre Aebte, Ordensgenerale, Doctoren des canonischen und des Civilrechts, und eine große Anzahl von Theologen,

unter denen wir Miranda, Melchior Cano, Garraza, Alphons de Castro, Michael Elding, Foscarini und Ludwig de Catane nennen, wohnten derselben bei.

Laynez und Salmeron konnten sich erst im Juli nach Trient begeben. Der neue Pabst schenkte ihnen dasselbe Vertrauen, wie sein Vorgänger. Sie wurden wiederum Redner des heiligen Stuhles. In dieser Eigenschaft stand ihnen zuerst das Wort zu. Als Laynez sich erhob, gab er eine Erklärung, welche alle Zuhörer mit Verwunderung erfüllte. Weil, sagte er, alle Glaubensdogmen nur durch die heilige Schrift und die Kirchenväter erklärt werden können, so werde ich zur Unterstützung meiner Ansicht mich keines Citates eines Kirchenvaters oder Lehrers bedienen, dessen sämmtliche Schriften ich nicht gelesen, dessen säumtliche Beweisstellen ich nicht ausgezogen, um die Ansicht des Autors klar vor Augen zu stellen. Die Frage über die Eucharistie wurde an diesem Tage erörtert. Unter stiller Aufmerksamkeit, die durch die Neugierde, einen Jesuiten zu hören, und den Wunsch, ihn auf einem Irrthum zu ertappen, an diesem Tage ungewöhnlich erhöht ward, redete Laynez und unterstützte seine Behauptung durch Citate aus sechs und dreißig Kirchenvätern und Kirchenlehrern. Unter diesen führte er auch Alphons Tostat auf, der so viel geschrieben, daß kaum ein Menschenleben ausreicht, flüchtig nur seine zahlreichen Werke zu durchlesen. Laynez hatte indessen alle so ernst studirt und klar aufgefaßt, daß die Theologen sich zur Annahme seiner, in einer Zeit, wo die Presse noch nicht die Werke verbreitet und die Handschriften vervielfältiget hatte, mit so großer Belesenheit unterstützten Entscheidungen gezwungen sahen.

Wenngleich Laynez kräftig genug war, sich dieser Arbeit zu unterziehen, so litt dennoch nothwendig seine Gesundheit. Er wurde vom viertägigen Fieber befallen und dadurch gezwungen, sich einstweilen von dem Conzil ferne zu halten. Das Conzilium aber beschloß, zur Ehre eines Mannes, dessen Einsichten der Kirche so nützlich waren, ihre feierlichen Sitzungen so lange zu schließen, als Laynez die Theilnahme an denselben versagt blieb.

Diese ihm von den Bischöfen, besonders aber von seinen Nebenbuhlern bewiesene Ehre, ist unstreitig die höchste Anerkennung, die jemals von einer berathenden Versammlung einem Redner ausgesprochen worden.

Der berühmte Dominikaner Egidius Foscarrari, Bischof von

Modena, Oberhofmeister des heiligen Pallastes, ertheilte ihm gleichfalls folgendes hier anzuführendes Lob. Er schrieb damals: die Väter Laynez und Salmeron haben über die heilige Eucharistie mit solcher Klarheit gegen die Lutheraner geredet, daß ich mich glücklich schätze, mit diesen heiligen Vätern einige Zeit verleben zu können.

Die Angelegenheiten des Conzils wurden mit jener bedächtigen Vorsicht betrieben, deren die Kirche so häufig sich bedient.

Im Monat April 1552 empörten sich die Protestanten. Erregt durch Moritz von Sachsen, und ermuthigt durch Franz den Ersten, welcher, obgleich selbst guter Katholik, es unglücklicher Weise aus politischen Gründen nöthig erachtete, seinem Rivalen solche Feinde aufzubürden, griffen die Lutheraner Deutschlands gegen Carl den Fünften zu den Waffen. Die Entscheidung der General-Versammlung; der Geist, der die Väter des Conzils beseelte und den Fürsten zur Richtschnur dienen sollte; die Maaßregeln, die ihren Beschlüssen nach zu ergreifen, gestatteten jenen nicht, müßige Zuschauer dieses Kampfes zu bleiben. Ihr Stolz war dadurch eben so sehr betheiligt, als ihr neuer Glaube; sie warben ein Heer, nahmen Augsburg, bedrohten Inspruck, wo der Kaiser residirte, und Trient, wo die Väter ihre Sitzungen hielten. Unter dieser annahenden Gefahr trennten sich die deutschen, französischen, italienischen und spanischen Bischöfe. Julius der Dritte suspendirte das Conzil, welches erst unter dem Pontificate Pius des Vierten, am achtzehnten Januar 1562, wieder zusammenberufen ward.

Die Cardinal-Legaten waren Herkules von Gonzago, Hyronimus Scripando, einer der geachtesten Theologen seines Jahrhunderts, Johann Moroni, Stanislaus Osius, den noch heute Polen als Schriftsteller verehrt, Ludwig Simonetta, Marcus d'Altemps und Bernhard Naragerio. Der Cardinal von Lothringen, Erzbischof von Rheims, der Cardinal Madrucci, Nicolaus de Pelleve, Erzbischof von Sens; Gabriel Veneur, Bischof von Evreux; Peter Düval, Bischof von Seez; Nicolaus Pfaume, Bischof von Verdün; Eustachius dü Bellay, Bischof von Paris; Ludwig de Bresse, Bischof von Meaux; Karl d'Angennes, Bischof von Mans; Peter Danes, Bischof von Lavaur; Philipp de Bec, Bischof von Vannes; Joseph d'Albre, Bischof von Comminge; Johann Clausse, Bischof von Senez; Ludwig de Brüil, Bischof von Vence; le Cirier, Bischof von Arranche;

Ludwig de Genlhac, Bischof von Tülle, und viele andere französische Prälaten waren auf demselben anwesend.

Ludwig de la Cansac, Arnhold dü Ferrier, Präsident des Pariser Parlament, Gui dü Faur, Herr von Pibrac, Vicepräsidentvon Toulouse, waren die Minister Carls des Eilften, Königs von Frankreich. Siegesmund von Thun war deutscher, Martinez de Mascaregnas portugiesischer, Fernando Graf de Lune spanischer Gesandter abseiten Philipp des Zweiten. Sechs Gevollmächtigte der Kirche, eilf Gesandte gekrönter Häupter, drei und dreißig Erzbischöfe, hundert sieben und dreißig Bischöfe, zwölf Aebte, eilf Ordensgenerale, zwölf Doctoren der Pariser Universität, siebenzehn Theologen Philipp des Zweiten, vier Theologen Don Sebastians, Königs von Vortugal, und eine Menge von Doctoren und Gelehrten aller geistlichen Orden waren anwesend. Zu den berühmtesten Rednern und Theologen gehörten der Cardinal von Lothringen, Bartholomäus des Marthrs, Erzbischof von Braga, Peter Danes, dü Bellay, Michael Bajus, Paleotti, Martial Pellegrini, Nicolaus Maillard, Johann Pelletier, Jacob d'Ugon, Richard Düpon, Fournier, Paillet, Claudius de Saintes, Vigor, Coquier, alle Doctoren der französischen Universiät, und zwei französische Benedictiner-Mönche. Diese, die zahlreichste aller Versammlungen, die je an den Deliberationen der Kirche Theil genommen, vereinigte sich in der Kathedrale zu Trient, und sollte alle jene Arbeiten, die die früheren Versammlungen eingeleitet, beenden. Die Gewalt und Gerechtsame des Pabstes wie der Bischöfe mußte abgegrenzt und genau bestimmt werden. Carls des Fünften Worte, als ihm das Resultat der ersten Sitzung berichtet wurde: „Die Bischöfe haben alle als bescheidene Pfarrherren das Conzil bezogen, werden aber alle als Päbste zurückkehren", haben keine historische Bedeutsamkeit.

Dieses Witzwort ist nur eine Schmähung der spanischen, französischen und deutschen, mit einem Worte aller Prälaten der katholischen Christenheit. Es läßt sich voraussetzen, daß verschiedene Ansichten über diesen Punkt vorhanden waren, in der That traten auch dieselben hervor. Allerdings gab es Vorurtheile zu besiegen, allein davon konnte nicht die Rede sein, Prärogative vom heiligen Stuhl zu usurpiren. Die Christenheit, hier durch ihre Hirten vertreten, wollte den Leiden der Kirche Grenzen setzen, und so konnte es ihr nicht ein-

fallen, dieselben durch ehrsüchtige Bestrebungen, die beklagenswerther, als die Irrlehre gewesen, zu vermehren. Die Christenheit forderte Einheit in der Lehre und Einheit in der Disciplin; sie wünschte Aller Rechte, Aller Befugnisse durch bestimmte Gesetze vermittelt und dadurch die Kirche, wie in ihrem Glauben, so auch in ihrer Regierung, einig zu sehen. Die Christenheit erreichte das Ziel, sie erreichte es durch die Weisheit des heiligen Stuhles und ihrer Bischöfe.

Als das Conzil seine Sitzungen eröffnete, befand sich Laynez mit dem Pater Pollanque in Frankreich. Zu Poissy hatte er mit Theodor de Beze und anderen Häuptern des Calvinismus eine Conferenz, in welcher er sie aufforderte und bat, sich nach Trient zu begeben. Die Geschichte wird euch, sagte er, dereinst anklagen, zur Vereinigung aufgefordert zu haben, als ihr sie unmöglich hieltet, aber zurückgetreten zu sein, als ihr sie erwarten konntet.

Solche Gründe machten auf einen so gescheuten Mann, wie Beze, einen bedeutenden Eindruck, da er die mißliche Lage, in der sich die Anhänger Luthers und Calvins befanden, wohl durchschauete. Es fiel ihm, dem scharfsichtigen, schlauen Verstandsmanne schwer, nicht auf dem Conzil zu erscheinen; ihm gelüstete, im Angesichte der Kirche wider die Kirche aufzutreten, über die Unterscheidungslehren mit ihren Rednern zu streiten, und sie durch dialektische Künste zu besiegen, vielleicht gar eine Uebereinkunft herbeizuführen, die sein phantastischer Geist möglich hielt.

Der Rigorismus, womit Calvin sich brüstete, seine schroffen Formen, hatten Beze niemals zugesagt; er war mehr Dichter, als Ketzer. Die Pracht des katholischen Ritus, seine Trauer- und Freudenfeste, seine ernsten und rührenden Gesänge, der Schmuck der Kirchen, sagten seiner Einbildungskraft mehr zu, als die kahlen Wände der reformirten Bethäuser, als die trockenen Predigten, die Einförmigkeit der Choräle und die schwerfälligen, pedantischen Sermone der Genfer. Wie alle Häupter der Parthei vom ersten Eifer nachließen, fiel auch Beze aus der Rolle. Dem Tribunen stand der Sinn nach den ruhigen Ehren des Patriciers. Laynez durchschauete dies Gemüth bis in seine tiefsten Falten, das sich nach allen heftigen Kämpfen leer fühlte und gleichgültig gegen Alles, allein nach Ruhe trachtete.

Beze kämpfte gegen den inneren Zwiespalt zwischen Vernunft und Glauben, den die Zeit allein aufzuheben vermag. Er hätte den Calvinismus gerne als Grundlage angesehen, aber verwegene Gemü-

ther trieben ihn weiter, unruhige Köpfe kompromittirten ihn, Mißtrauische beargwohnten ihn, und Neider, denen nicht seine seltene Befähigung zu Theil geworden, suchten ihn zu verdunkeln. Laynez stellte ihm seine, selbst schon völlig erkannte Lage klar vor Augen. Begab er sich nach Trient, so mußte er entweder unterliegen, oder es mußte ein Vergleich abgeschlossen werden. Der Protestant trauete sich nicht Seelengröße genug zu, seine Niederlage zu bekennen, und zu wenig Entschlossenheit, einen Vergleich einzugehen.

Die Unterredungen dieser beiden, an Gesinnung so verschiedenen, mit merkwürdigen Fähigkeiten ausgerüsteten Männer, bewiesen nur die Schwäche der Hugenotten; sie wichen dem Kampfe aus, den man unter den von ihnen geforderten Bedingungen anbot; entweder bekannten sie dadurch ihre Schwäche, oder ein strafbares Beharren bei Meinungen, die sie der Kirche gegenüber nicht zu behaupten wagten. Laynez erkannte dies klar, und bewies es seinem Gegner.

Alle Väter des Conzils verlangten Laynez Gegenwart. Der Pabst befahl ihm, sich nach Trient zu begeben. Der Weg über die Alpen war nicht sicher. Laynez, der in Deutschland und Belgien wichtige Angelegenheiten der Gesellschaft Jesu, die ihn nach Loyolas Tode zum General erwählt, zu ordnen hatte, schlug den Weg über Brüssel ein. Zur Beschleunigung seiner Reise ließen die Legaten ihn mit Courirpferden reisen. Gegen Mitte August 1562 traf er in Trient ein. Salmeron und Johann Cavillon, außerordentlicher Gesandter des Herzogs von Baiern, waren die beiden einzigen Jesuiten, die den Conferenzen beiwohnten. Canisius war nur in den Monaten Mai und Juni anwesend. Die General-Versammlung hatte ihn berufen, weil er die genaueste Auskunft über die religiöse und politische Lage Deutschlands zu geben im Stande war. Sobald er diesem Anfordern des Conzils genügt, erhielt er die Erlaubniß, in sein Vaterland zurückzukehren, in welchem seine umsichtige Thätigkeit für die Kirche nothwendig war.

Als Laynez in der Synode erschien, wiesen ihm die Legaten den Vorrang vor allen Ordensgeneralen an. Laynez aber setzte sich auf den letzten Platz. Die Legaten beharrten bei ihrem Ausspruche, die übrigen Generale fühlten sich beleidigt. Laynez ersuchte die Cardinäle, die Sache nicht weiter zu treiben, aber das Conzil wollte nicht, daß durch seine Demuth ein Gebrauch in der Hirarchie eingeführt werde, und wies ihm daher einen Platz auf der Bischofsbank an.

Die geistlichen Orden sind eben so wenig, wie alle Corporationen, frei von jeglicher Eifersucht, durch welche auch die glänzendsten Vorzüge verdunkelt werden; diese, einer erst entstehenden Gesellschaft von der vereinigten Kirche erwiesene Ehre, mußte nothwendig heimliches Mißvergnügen erwecken und sie manchen Schmähungen aussetzen. Die Protestanten ließen es daran nicht fehlen, sie folgten wörtlich dem Rathe Paul Sarpi's, der nichts für wesentlicher hielt, als das Ansehen der Jesuiten zu stürzen. Mit ihnen zugleich — sagt er — fällt Rom; die Religion wird, wenn Rom gestürzt ist, von selbst sich reformiren *).

Einige neidische und verführte Mönche ließen Laynez das ganze Gewicht ihres Vorurtheiles und ihres Neides fühlen. Seine Fähigkeiten wurden aber so allgemein anerkannt, daß nur die dem Menschen angeborne unglückselige Neigung, alles durch den Spiegel der Selbstsucht zu betrachten, die Absichten des Paters und des Ordens selbst verkennen konnte. Die General-Versammlung aber theilte nicht diese kleinliche, vor deren öffentlichen Erklärung zurücktretende Eifersucht, in welcher sie nach Anführung des Grundes jenes Rangstreites, den sie allein in dem Beharren der Legaten suchte, von den Jesuiten sagte:

„Die Gesellschaft, die sich zum größten Heile der Seelen schon den Eingang in eine Menge christlicher und heidnischer Reiche gebahnt, wird Gott beschirmen und ihr begonnenes Werk hinausführen."

Der Cardinal Borromäo richtete zu gleicher Zeit an die vorsitzenden Cardinäle ein Schreiben, in welchem er seine persönlichen Ansichten darlegte:

„Ich halte es überflüssig, schreibt er am eilften Mai 1562, die Gründe aufzuführen, die den Pabst bestimmen, dieser Gesellschaft besonders geneigt zu sein und zu wünschen, daß ihnen überall in den katholischen Landen Eingang verschafft werde Da man in Frankreich gegen die Jesuiten eingenommen, so wünscht der Pabst, daß das Concil, sobald man die Verhältnisse der Ordensgeistlichen verhandelt, ehrenvoll dieser Gesellschaft erwähne und sie empfehle". Der große

---

*) Leben des Fra Paul Sarpi in seiner Uebersetzung des tridentinischen Conzils von le Courayer. London 1736. pag. 51. le Courayer war regulirter Chorherr zu St. Augustin und Bibliothekar zu Hl. Genofeva, er entlief seinem Orden und wurde Calvinist, zog sich nach England zurück, wo ihn die Universität Oxfort als Docenten aufnahm.

Erzbischof von Mailand, den der Jesuit Ribeira in seinen frommen Werken beistand, sagte schließlich: „diese Väter sind außer dem, was ihr von ihnen wißt, dem Pabste und dem apostolischen Stuhle ganz ergeben; ich bin ihr Beschützer, Ihr dürft Euch überzeugt halten, daß ich alle ihnen erwiesene Gunst, als mir persönlich erwiesen, ansehen werde; ich empfehle daher diese Väter Eurem besonderen Schutze.

Aehnliche Zeugnisse machten dem Streite ein Ende, der mehr in der Schelsucht der Klöster als in den Ansichten selbst begründet war.

Wenige Tage nachher begannen die Diskussionen über die Messe. Obgleich Laynez erst angekommen, wünschte dennoch das Conzil den Pater in dieser wichtigen Angelegenheit zu hören. Salmeron hatte schon mit einer solchen Ueberlegenheit diesen Gegenstand behandelt, daß seine Rede über die Eucharistie ad acta genommen wurde. Gewöhnlich sprachen die Redner von ihren Sitzen aus. Auf den Wunsch der Bischöfe aber ließen die Legaten einen Predigtstuhl errichten, damit die Menge der Prälaten und Doctoren nicht ein Wort von Laynez Rede verlieren möge.

Laynez betrat die eilig errichtete Rednerbühne mit freier Stirne, glänzenden Augen, milden Blicken und lächelndem Munde, wie er sich überall im Leben zu zeigen pflegte. Sein ruhiges Antlitz, seine bleiche Gesichtsfarbe, sein schwächlicher Körperbau, seine stark gebogene Nase, liehen seiner ganzen Persönlichkeit etwas Leidendes, das angestrengte Arbeit, durchwachte Nächte und mühevolle Reisen bezeugte. Vor dieser Versammlung so vieler Gelehrten aus aller Welt sprach er zwei und eine halbe Stunde, ohne vorbereitet zu sein. Als er auf das Mysterium der Eucharistie kam, hob er jeden Einwurf, bestimmte genau mit so bewundernswürdiger Klarheit alle Punkte des katholischen Dogmas, daß das Conzil einstimmig erklärte: er habe jede Ungewißheit gehoben und jeden Zweifel beseitigt.

Sein Ruf als Redner und gewandter Behandler streitiger Glaubenssachen war gemacht, aber auch als freier und muthiger Denker mußte er sich bewähren. Den spanischen und französischen Bischöfen ward die Bevorzugung, durch welche der päbstliche Stuhl den Orden auszeichnete, ganz natürlich eine Veranlassung, seine Lehren der steten Schmeichelei des päbstlichen Ansehens zu verdächtigen. Viele vermutheten, und auch unter ihnen der Präsident du Ferrier, daß Laynez als Theologe des Pabstes und General der Jesuiten sich wohl hüten werde, eine andere Meinung und Ansicht, als die des römischen Ho-

fes auszusprechen. Als über die heimlichen Ehen verhandelt wurde, verwarf Laynez die päbstliche Ansicht.

Unter heimlicher Ehe versteht man eine, ohne alle andere Formalien, als die wechselseitige Einwilligung der beiden Gatten vollzogene Verbindung. Der römische Hof schlug vor, jede heimliche Ehe, die ohne priesterliche Assistenz geschlossen, von nun an für ein aufhörendes Ehehinderniß zu erklären. Mehrere Monate wurden besondere Sitzungen zur Ausarbeitung der Lehren über das Sacrament der Ehe gehalten; die heimliche Ehe wurde eine längere Zeit hindurch der Gegenstand der lebhaftesten Erörterungen. Als endlich die Abfassung des Canon über diesen Gegenstand, der von der größten Bedeutsamkeit für den apostolischen Stuhl war, der General-Versammlung zur Entscheidung vorgelegt ward, sprachen sich der Cardinal von Lothringen, der Protektor der Gesellschaft Jesu in Paris, der Erzbischof von Granada, Mendoza, Bischof von Salamanka, der Dominikaner Foscarari und Zamora, General der Franziskaner, bestimmt für das Gesetz aus, welches der Pabst, in Uebereinstimmung mit der französischen Krone, zur Geltung bringen wollte. Der Cardinal Madruzzi, der Patriarch von Venedig und einige andere Prälaten wagten es, einige Einwürfe vorzubringen, worauf sodann Laynez das Wort nahm.

Das Manuscript dieses Vortrages ist noch vorhanden, aber wie Alles, was wir von seiner Handschrift besitzen, nur lesbar, wenn man jeden Passus stundenlang studirt. Laynez sprach sich gegen die Ansicht des römischen Hofes aus, und behauptete, daß man in diesem Punkte von der einmal eingeführten Disciplin nicht abweichen müsse. Er bewies, daß die heimliche Ehe ihrer Natur nach nicht sündlich sei, weil die ersten Menschen nur solchergestalt sie hätten schließen können, und weil in vielen Fällen die Lehrer der christlichen Moral sie als erlaubt betrachteten. „Ueberdies", fügt er hinzu, „verwirft der heilige Thomas im vierten Buche der Sentenzen in der 26. Frage im dritten Artikel nicht durchaus diese Verbindungen, wohl aber das Böse, das zufällig aus dieser Form der Einigung hervorgehen kann". Der Jesuit erläuterte den Ausspruch des Pabstes Evaristes, auf welchen der Cardinal von Lothringen sich zur Begründung seiner Ansicht berufen, er bewies die Unzweckmäßigkeit jener Entscheidung und zeigt, daß die Eltern durch dasselbe ermächtigt würden, mehrere Jahre hindurch die Ehe ihrer Kinder zu verhindern und dadurch sie zur Ausschweifung zu verleiten.

Laynez ging, von seinem Gegenstande hingerissen, weiter; er behauptet, daß der Canon, so wie er vorgeschlagen, nicht von den Anhängern der neuen Lehre angenommen, ja selbst vielleicht von mehreren katholischen Völkern abgelehnt werden könne; er würde, so schloß er, vielfach Ehebruch und die betrübendste Unordnung im Erbrechte zur Folge haben. „Es scheint mir sehr zweifelhaft", sagt er, „ob die Kirche ein solches Gesetz erlassen dürfe, und zwar aus bereits erörterten Gründen, den nemlich, daß der Kirche durchaus kein Recht zustehe, ein göttliches Gesetz zu ändern, oder zu beschränken, was das Evangelium gestattet. Die Ehe dient denen, die nicht auf eine andere Weise züchtig zu leben vermögen, als Schutzmittel gegen sinnliche Begierlichkeit, da ferner Jeder verpflichtet ist, die Mittel zum eigenen Heile zu ergreifen, so steht auch der Kirche kein Recht zu, Ehen zu verhindern, sei es durch Bestimmen gewisser Jahre, oder durch Vorschrift gewisser feierlicher Formen.

Spanien und Frankreich unterstützten die Ansicht des heiligen Stuhles, weil die Kronen fürchteten, daß durch die Zulässigkeit heimlicher Ehen die Söhne ihrer Familien Mißheirathen eingehen möchten, durch welche mit der Zeit das Ansehen ihrer adlichen Geburt vermindert werden könne. Wie wichtig auch diese in Ferriers Vortrag hervorgehobenen Momente erscheinen mochten, konnten sie dennoch nicht Laynez überzeugen; er räumte ein, daß heimliche Ehen allerdings mehr denn eine Gefahr mit sich brächten, aber er war der Ansicht, daß diese durch die Rückkehr zu evangelischen Prinzipien, und folglich zur bürgerlichen Gleichheit, copensirt würden.

Uns muß bei unsern jetzigen Gewohnheiten und der heutigen Jurisprudenz diese Doctrin im Munde eines Jesuiten befremden. Bedenkt man aber die Zeit, in welcher er sie aussprach, so begreift sich, daß Laynez einem moralischen Bedürfnisse das Wort redete und, daß sein Gewissen ihn nöthigte, den Vorschlägen des heiligen Stuhles zu opponiren. Zu mehreren Malen wurde das Dekret neu redigirt, angenommen, geändert und wieder verworfen. Endlich, nach vielen Erörterungen, beschloß man, daß der Artikel über heimliche Ehen nicht dem Dekrete über die Lehren, sondern dem Dekrete über die Reformen einverleibt werden solle.

Hiermit hatte Laynez den Beweis seiner freien Unabhängigkeit gegeben. In der berühmten Sitzung vom 20. October 1562 lieferte er abermals dafür einen Beweis. Er trat nunmehr dem berühmten

Cardinale Carl von Lothringen und dem größten Theile der französischen und spanischen Prälaten entgegen.

Man untersuchte den Ursprung der bischöflichen Gewalt. Es handelte sich darum, zu bestimmen, ob diese Gewalt unmittelbar von Gott eingesetzt, oder mittelbar nur durch den heiligen Stuhl als Theil der ihm verliehenen Gewalt übertragen werde. Hieraus folgte die zweite Frage: ist die Residenz der Bischöfe in ihren Diözesen eine göttliche Vorschrift?

Diese seit langer Zeit streitige, viele Folianten mit ihren Erörterungen füllende Frage war von gleichem Interesse für den Pabst, die Prälaten und die weltlichen Fürsten. Die Höfe von Frankreich und Spanien legten besonderes Gewicht auf dieselbe.

Die Gesellschaft Jesu bestand erst seit zwei und zwanzig Jahren. Frankreich und Spanien konnten sich der Verbreitung derselben widersetzen, konnten derselben die Thore ihrer Städte verschließen, wenn sie sich der Annahme von Gesetzen widersetzte, deren Einführung die Fürsten und Prälaten wünschten.

Laynez und Salmeron erklärten sich für den heiligen Stuhl. Einer Seits war die Ausbreitung ihres Ordens, anderer Seits aber die Erfüllung des Amtes als päbstliche Theologen und als überzeugte Priester ihre Pflicht.

Sie zogen ihre Amtspflicht der Pflicht der Ordensverbreitung vor. Laynez setzte in seinem hochberühmten Vortrage, mit Hintansetzung aller persönlichen Rücksichten, diesen doppelten Fragepunkt in ein klares Licht.

Dieser Vortrag, der im Archiv des Vaticans niedergelegt ist, und aus welchem der Cardinal Pallavicini in seiner Geschichte des Conzils zahlreiche Fragmente anführt, ist in einer anderen Geschichte dieses Conzils, welche der venezianische Servit Sarpi, bekannt unter dem Namen Fra-Paolo, herausgegeben, vielfach geändert und verfälscht. Ich (Cretineau-Joly) habe das Original und die erste Ausgabe Fra-Paolo's, der sein Werk nach den Anmerkungen Ferriers verfaßte und in seinen späteren Lebenstagen zum Protestantismus übertrat, verglichen. Beide Texte stimmen durchaus nicht überein. Die Arbeit Fra-Paolo's, eines abtrünnigen Mönches, scheint in diesem wichtigen Streitpunkte geringe Glaubwürdigkeit zu verdienen. Mit der erforderlichen Aufmerksamkeit haben wir diese Abhandlung über das päbstliche Ansehen gelesen, von welcher der Cardinal von

Lothringen, der beredte Gegner, aber ein Freund des Laynez, sagte: „das ist der beste Kanonenschuß, der für den Pabst gefallen", durch welche auch die Legaten zu der offenen Erklärung im versammelten Conzil gezwungen wurden: „der heilige Stuhl ist diesem einen Manne für das, was er an diesem einen Tage geleistet, hoch und vielfach verflichtet".

Dieser Inbegriff der römischen Lehre hat mich (sagt Cretineau-Joly) nicht so völlig überzeugen können, als jene zahlreichen Bischöfe und Theologen, welche nach dessen Anhörung ganz in seinem Geiste votirten. Es ist wahr, die Grenzen der päbstlichen Gewalt und die Einsetzung und Jurisdiction der Bischöfe werden mit Bestimmtheit gezogen. Mann für Mann werden die Gegner besiegt, der Cardinal von Lothringen, die gallicanischen Grundsätze der Sorbonne, welche der Oheim der Guisen vertheidigte.

Nach Laynez folgt die Einsetzung der Bischöfe nicht unmittelbar aus dem göttlichen Gesetz. Die kirchliche Autorität concentrirt sich nach ihm nothwendig in der Person des Pabstes, und wird nur von diesem theilweise übertragen.

Diese Theorie war schon damals ungewöhnlich; sie ist es noch heut zu Tage. Hier ist weder Raum noch Zeit, sie zu untersuchen. Nicht Theologe, habe ich nur die Thatsache zu berichten, ohne die in Frage gestellten Ansichten zu entscheiden und nur das Resultat des Streites mitzutheilen.

Diese Controverse ward lebhaft, stürmisch sogar verhandelt. Um der Zeit die Beruhigung der Leidenschaftlichkeit zu überlassen, verschob man diesen schwierigen Punkt auf die Tagesordnung der letzten Session. Das Conzil erklärte im Jahre 1563 in den Canonen und Dekreten, man solle sich im Allgemeinen also ausdrücken: „die Bischöfe seien durch göttliche Verordnung, nicht aber durch Gott selbst eingesetzt; in dieser Form hatten die französischen und spanischen Prälaten die Fassung vorgeschlagen.

Dieser vermittelnde Ausdruck wurde von beiden Parteien angenommen, denn man faßte in Trient, wie in allen berathenden Versammlungen mehr die practische, als die theoretische Seite ins Auge. Der Beschluß über die Anwesenheit der Bischöfe in ihren Diöcesen wurde den Artikeln über die Reform einverleibt; er ging ohne Opposition durch, denn jeder erkannte die Nothwendigkeit dieser Anordnung.

Ist die Frage, ob die Bischöfe mittelbar oder unmittelbar von

Gott eingesetzt, hier durchaus nicht zu entscheiden, so hat dennoch die Geschichte zu bemerken, daß der Pabst, wenn die Bischöfe unmittelbar von Gott eingesetzt sind, keinenfalls das Recht habe, sie von einer Diöcese in eine andere, oder von einem Amte in ein anderes, ohne ihre Einwilligung zu versetzen.

Als indessen im Jahre 1801 die vom Sturm erschütterte gallicanische Kirche unter dem Schutze des siegreichen Schwertes Bonaparte's, des ersten Consuls, durch das Concordat wieder restituirt ward, investirte der Pabst, mit Einwilligung von ganz Frankreich, auf Bitten der republikanischen Regierung, Kraft seiner Autorität, neue Bischöfe an die Stelle derer, die das Exil oder politische Grundsätze von ihren Sitzen fern hielten.

Die französische Revolution erstrebte die Vernichtung aller positiven Religionen, sie proscribirte, mordete oder schleppte die Bischöfe und die Priester auf das Schaffot. Der Vernunft-Religion und ihrem Cultus wurden die Kirchen Gottes zu Tempeln überwiesen. Der Pabst starb in der Gefangenschaft, und nicht drei Jahre nach diesen Erscheinungen fordert die französische Revolution, völlig ihre ersten Grundsätze verwerfend, von dem Nachfolger Pius des Sechsten, seine Autorität selbst über die Grenzen, die das tridentinische Conzil ihr gesteckt und die der römische Hof selbst anerkannt, auszudehnen *).

Zeit und Umstände muß man allerdings berücksichtigen, aber wie viel Einfluß man ihnen auch einräumt, so läßt sich dennoch ein, mit den von der gallicanischen Geistlichkeit aufrecht erhaltenen, durch das tridentinische Conzil fast anerkannten Prinzipien im klarsten Widerspruche stehendes Factum nicht verkennen. In der Theorie bestritt man ein Recht, dem man sich factisch unterwarf; ja noch weiter, als zur bloßen Unterwerfung ging. In dem eben angeführten Falle gestand man sogar der weltlichen Macht das Recht zu, den heiligen Stuhl zu zwingen. Die Anhänger der gallicanischen Kirche befanden sich im Jahre 1801 in einer höchst mißlichen Lage. Derselben zu ent-

---

*) Das Concordat von 1801, eine der merkwürdigsten historischen Thatsachen, ward sowohl von den Gallicanern als von den Ultramonanen anerkannt, nur in den westlichen Provinzen erregte es einige Opposition, welche Gegenpartei unter dem Namen „petite-eglise“ bekannt ward. In der Geschichte des Vendeer Aufstandes Theil II. pag. 520 folg. sind die Ursachen dieser Opposition entwickelt.

gehen, nöthigten sie selbst den Pabst zur unumschränkten Uebung der ihm verliehenen Gewalt.

Als das Conzil diese später so berühmt gewordenen Canones erließ, ertheilte der Cardinal Herkules von Gonzago der Gesellschaft Jesu öffentlich einen Beweis seiner Achtung. Als am 2. März 1563 der eben genannte Präsident des Conzils seinen Tod herannahen fühlte, berief er Laynez zu sich, damit dieser Pater ihm durch seine Ermahnungen den Schritt vom Leben zum Tode erleichtere. Diese im Angesicht der versammelten Christenheit getroffene Wahl war ein dem Orden und seinem Generale gegebener Beweis des Vertrauens.

Als die Kirche sich über die Glaubensformen ausgesprochen, wurden auch die, für eine kirchliche Reform zu ergreifenden Maaßregeln besprochen; die Erziehung und die Predigt mußten nothwendig hier berührt werden. Wir haben bereits des sittlichen Standpunktes der Geistlichen als eines so betrübenden erwähnt, daß die Katholiken der Verderbtheit ihrer Priester wegen dem Lütherthume hätten den Sieg einräumen müssen, wenn die Lehre und die Religion von der Sittenverderbniß ihrer Priester beeinträchtigt werden könne. Der versammelten Kirche stand es zu, wirksame Maaßregeln vorzuschlagen und zu ergreifen, um das Uebel bis auf die Wurzel auszurotten. Laut erkannten alle das Uebel an, und suchten in gleicher Ueberzeugung und mit gleichem Eifer Abhülfe. Man glaubte zu den Quellen der Unordnung gehen zu müssen und beschäftigte sich vorzugsweise mit der Erziehung. Eine große Menge von Bischöfen verlangte daher, daß die Gesellschaft Jesu überall ihre Collegien vermehren solle. Der Graf de Lune, Gesandter Philipps des Zweiten, kannte Deutschland und die pyrenäische Halbinsel sehr genau. Das Conzil befragte ihn daher um die zu ergreifenden Maaßregeln.

„Ich kenne nur diese beiden", antwortete er, „schafft gute Prediger, und verbreitet so viel wie möglich die Gesellschaft Jesu".

Commendon, Nuntius in Polen, erkärte sich fast in denselben Ausdrücken; er schrieb seine Ansicht nieder, um sie Rom einzusenden. Die Minister des Kaisers erklärten:

„Die Einführung einer Reform unter der deutschen Geistlichkeit wird große Schwierigkeiten haben, aber, setzten sie hinzu — wie es wörtlich in den Akten heißt, — die Jesuiten haben bereits Deutschland gezeigt, was dasselbe von ihnen hoffen dürfe; denn Kraft ihres sittlichen Lebenswandels und ihrer Predigten, wie durch ihre Gymnasien,

haben und werden sie die katholische Religion aufrecht erhalten; es unterliegt keinem Zweifel, daß unglaubliche Erfolge erreicht werden, sobald sie Collegien und Gymnasien in großer Zahl errichten, aus denen die Kirche eine Menge tüchtiger Arbeiter beziehen kann; man muß aber Hand an's Werk legen".

Die Gesellschaft Jesu vernahm nicht sobald diese Ermuthigung, als sie auch schon zur That schritt. Sobald die Kirche ihre Angelegenheiten geordnet und energische Maaßregeln ergriffen, der Religion wie der Geistlichkeit das frühere Ansehen wieder zu verschaffen, ward das Conzil geschlossen. Am vierten Dezember 1563 hielt es seine letzte Sitzung. Loyola und seine Genossen hatten während desselben sich einen größeren Wirkungskreis zu erringen gewußt. Wir müssen nunmehr den durch den Bericht über die Thätigkeit des tridentinischen Conzils unterbrochenen Faden der Geschichte des Ordens wieder aufnehmen.

Ferdinand, der römische König *), und Bruder Kaiser Karls des Fünften war ein Fürst, der jede Gelegenheit zum Wohle seiner Unterthanen ergriff. Durch den Tod des ernannten Bischofes war die

---

*) Im deutschen Reiche nannte man den zum Nachfolger des Kaisers erwählten und bestimmten Fürsten römischen König. Karl der Große gab zuerst seinem ältesten Sohne den Titel „König von Italien". Ludwig der Fromme und Lothar der Erste verliehen ihren präsumtiven Erben denselben Titel, welcher gleiche Bedeutung mit jenem, unter den alten römischen Kaisern gebräuchlichen, Titel „Cäsar" hatte. Im Jahre 966 wurde der Titel „König von Italien" in „römischer König" verändert, und zwar, sagt Moreri, um daran zu erinnern, daß die kaiserliche Würde nur vom Pabste verliehen werden könne, dem allein dies Recht zustehe. Bis zu Ende dieses Zeitraumes haben die meisten deutschen Kaiser den Titel „römischer König" nur bis zum Tage ihrer Kaiserkrönung durch den Pabst geführt und in diesem Sinne muß man auch das, von der Ernennung des römischen Königs handelnde zweite Kapitel der goldenen Bulle verstehen. Durch die deutschen Churfürsten ward selbst bei Lebzeiten des Kaisers der römische König erwählt, welcher, als General-Statthalter des Reiches, in Abwesenheit des Kaisers regierte und dessen Nachfolger ward, ohne daß es einer neuen Wahl oder deren Bestätigung bedurft hätte. Napoleon stürzte das deutsche Reich, und thatsächlich also ward damit zugleich die Würde eines römischen Königs aufgehoben; aber dieser neue Herrscher, der den alten monarchischen Ueberlieferungen sehr hold war, rief auch diese Titulatur dadurch wieder ins Leben, daß er seinem Sohne schon in der Wiege den Titel eines Königs von Rom ertheilte.

Diöcese Triest vacant. Ferdinand, der häufig in den Noten seiner Gevollmächtigten den Bericht über Lejay's Thätigkeit zu Regensburg, Ingolstadt und Nürnberg gelesen, glaubte dies Bisthum keinem Würdigern, als Lejay übertragen zu können; er hoffte, dadurch gegen den Protestantismus zwischen Deutschland und Italien eine Mauer zu errichten.

Lejay erschrak, als ihm die Nachricht von der ihm zugedachten Würde mitgetheilt ward.

Er schrieb sogleich an den römischen König, nicht seinen schwachen Achseln eine solche Last aufzubürden, und sofort an Loyola, damit dieser im eigenen und der Gesellschaft Namen bei dem Pabste supplicire, ihn nicht zur Annahme der bischöflichen Würde zu zwingen.

Diese Weigerung bestärkte Ferdinand nur noch in seinem Vorhaben. Er wendete sich sogleich an Paul den Dritten und legte demselben alle ihn bestimmenden religiosen und politischen Beweggründe vor. Er bat ihn, seine Autorität anzuwenden. Der römische Hof konnte die angeführten Beweggründe und Lejay's Wahl zum Bischofe nur billigen. Loyola, der durch die Zwischenkunft Margarethens von Oesterreich diese Ernennung zu verzögern wußte, griff zu dem letzten Mittel; er appellirte von dem König Ferdinand noch einmal an denselben. Im Monat Dezember 1546 schrieb er an ihn:

„Erlauchter Herr! Wir erkennen den Eifer Ew. Majestät für das Wohl Eurer Unterthanen an, desgleichen Eure Gewogenheit gegen unseren Orden. Für Beides danken wir Gott und bitten die göttliche Güte, Euch die Rathschläge zu enthüllen, durch welche Eure Frömmigkeit das gesteckte Ziel glücklich zu erreichen vermöge. Indem wir Euch für die auf uns gehäuften Wohlthaten die demüthigsten Danksagungen aussprechen, wagen wir zu erklären, daß wir es als besondere Gunst erkennen würden, durch Eure Unterstützung auf dem von unserem Orden vorgezeichneten Wege fürder schreiten zu können. Die kirchlichen Würden aber stehen demselben so sehr entgegen, daß durch sie, nach meiner Ansicht, das Wesen unseres Ordens erschüttert und zerstört wird. Bei der Errichtung dieser Gesellschaft ist uns die Aufgabe gestellt, das Evangelium in alle Welt zu tragen. Nach dem Geiste des Ordens soll zur Ehre Gottes am Heile der Seelen, ohne Pfründen zu erwerben, gearbeitet werden. Geistliche Orden aber haben nur so lange Bestand, als sie den Geist ihrer Stiftung bewahren; wie sollte diese Gesellschaft bestehen, büßte sie den Geist ihrer Stiftung ein?“

„Es sind noch sehr wenige Professe unter uns, und schon haben vier oder fünf derselben Prälaturen ausgeschlagen. Werden die übrigen, wenn einer von uns ein Bisthum übernimmt, nicht auch sich berechtigt halten? Wenn die Glieder abfallen, was soll aus dem Haupte werden? In Demuth und Armuth hat diese kleine Gesellschaft rasche Fortschritte gemacht; sieht die Welt uns nun in glänzenden Stellungen, so hat sie Ursache, uns ob dieser Veränderung zu schelten und sich über uns eine Ansicht zu bilden, durch welche unsere ganze Thätigkeit vereitelt würde.

Doch wozu, erhabener Herr, führe ich Euch Gründe an. Wir flehen um Eure Gnade und Weisheit, und unterwerfen uns Eurem königlichen Schutze. Um das Blut Jesu Christi, um das Heil der Seelen willen bitte ich Euch, zur Ehre der götttlicheu Majestät diese kleine erst entstehende Gesellschaft *) aufrecht zu erhalten."

Es konnte nicht fehlen, daß der von einem Manne, wie Ignaz, an einen Fürsten, wie Ferdinand, gerichtete Brief die erwünschte Wirkung that. Ferdinand erklärte dem Pabste, daß die Demuth Loyola's gesiegt. Der Jesuit aber ließ sich nicht an diesem einen Siege genügen; auch die Versuchung mußte für die Folgezeit verhütet werden. Der Pabst selbst, oder seine Nachfolger, könnten vielleicht ähnliche Anforderungen machen, und trotz der Constitutionen eben auf den Grund dieser Constitutionen dereinstens dem Institute die tüchtigsten Männer entziehen.

Dies würde den Untergang der Gesellschaft herbeigeführt haben, und der General, fest überzeugt, daß die Aufhebung dieses Institutes durchaus nicht in der Absicht des Pabstes liege, ergriff diese Gelegenheit, sich frei und unumwunden auszusprechen. Er entwickelte die Argumente, deren er sich schon bei Ferdinand siegreich bedient, ausführlicher, indem er besonders hervorhob, daß vor allen Dingen nicht in den Herzen hochbegabter Männer der Keim des Ehrgeizes erweckt werden dürfe, denn auch die minder Begabten nährten Eitelkeit und würden durch die Ueberzeugung eigner Schwäche nur zu sträflichen Parteiungen verleitet.

Augenblicklich jenen militairischen Vorstellungen, womit seine Jugend gewiegt, sich hingebend, rief er aus: heiliger Vater, alle übrigen

---

*) Es ist bemerkenswerth, daß Loyola in allen seinen Briefen die Gesellschaft Jesu stets die kleine Gesellschaft oder den kleinen Verein nannte.

geistlichen Orden erscheinen uns gleich Schwadronen, die aus Ehrgefühl den angewiesenen Posten nicht verlassen, dem Feind unter die Augen treten, stets aber dieselbe Schlachtordnung bewahren und auf dieselbe Weise die Waffen führen; wir aber sind Scharfschützen, welche bei jedem Gefechte, bei jeder Ueberrumpelung, Tag und Nacht, zum Siege oder Tode bereit sein müssen; wir müssen angreifen, oder vertheidigen, wie es die Umstände erheischen, allenthalben sein und allenthalben den Feind in Athem halten.

Diese Sprache hatte den gewünschten Erfolg. Der Pabst verhieß den seltenen Männern seinen Schutz, er soll hinzugefügt haben: dies ist das Erstemal, daß ein Fürst sich wahrhaft gebeten hörte.

1546 hatte Lejay die bischöfliche Würde ausgeschlagen, im folgenden Jahre wurde sie Bobadilla angetragen, der gleichfalls die Diöcese von Trient ausschlug.

Bobadilla hatte so eben Cöln verlassen, wo er mit Canisius einen Angriff der Lutheraner zurückgewiesen. Er folgte dem päbstlichen Nuntius und dem kaiserlichen Hoflager. Karl der Fünfte hoffte noch immer, durch Zögern gewaltsame Mittel zu vermeiden, zu denen der Protestantismus ihn mit jedem Schritte zwang. Er verließ sich, obgleich er großer General und Staatsmann war, dennoch vielleicht zu viel auf seine Verschlagenheit und sein Temporisiren; in Deutschland und den Niederlanden Befehlshaber, Herrscher in Spanien, und als Letzterer unnmschränkt über die unausgebeuteten Gold- und Silberminen, die die Schifffahrt in der neuen Welt entdeckt hatte, gebietend, wollte er zugleich durch Gewandtheit und Macht herrschen. Er hatte den Lutheranern gedrohet, da sie zu den Waffen gegriffen; dennoch bewilligte er ihnen, die die Ungleichheit eines solchen Kampfes fürchteten, abermals ein Colloquium, das er nach Regensburg, jedoch unter der Bedingung ausschrieb, alles der Abprobation des tridentinischen Conzils zu unterstellen.

Die Protestanten sahen hierin ein neues Mittel zur Hinhaltung der Entscheidung, und benutzten dasselbe. Bobadilla sollte, vom Kaiser berufen, gegen sie auftreten. Fürsten, Bischöfe und Hofleute waren seine Zuhörer; er zeigte das Nichtige der neuen Lehre; den Sektirern aber war nicht anzukommen; sie wichen den Discussionen aus und suchten durch heimliche Ränke Uneinigkeit in der katholischen Parthei anzuzetteln.

Die Lage Karls des Fünften ward durch die Gewandtheit der

protestantischen Häupter höchst drückend; er hielt sich von ihnen verspottet und ermaß, daß es in ihrem Interesse liege, überall den Samen des Zwiespaltes zu säen, um auf dem Felde der Zwietracht Garben zu schneiden. Aufgeregt durch einen langgenährten Unmuth entschloß er sich zum Kriege, der zuerst dem Herzoge von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen erklärt ward.

Der Pabst ließ auf diese Nachricht sogleich sein Heer zu der Armee des Kaisers stoßen. Der Cardinal Alexander Farnese ward zum päbstlichen Legaten der Heere ernannt.

Bobadilla büßte nunmehr seine friedliche Kanzel ein, wußte aber auch auf dem Schlachtfelde, wohin er dem vom Herzoge Octavius Farnese befehligten Heere folgte, bald sich einen Predigtstuhl aufzurichten. Am 23. April 1547 setzte er mit dem Vortrapp als Director der Hospitäler über die Elbe. Der Seelenarzt ward nunmehr Arzt des Leibes, pflegte die Verwundeten, tröstete die Sterbenden und ermuthigte die zum Kampfe gehenden durch Verheißungen des Sieges. Der Himmel und der Kaiser erfüllten seine Prophezeihung. In der Ebene von Mühlberg aber ward er am Kopfe verwundet; als Soldat hatte er seiner Pflicht genügt, dem Priester jedoch blieb eine Aufgabe zu erfüllen. Mit Blut bedeckt und selbst verwundet, ermuthigte er die Verwundeten durch geistlichen Zuspruch.

Am 24. April 1537 gerieth der Herzog von Sachsen in dieser Schlacht in kaiserliche Gefangenschaft. Wenige Tage nach derselben predigte Bobadilla, seines Zustandes ungeachtet, in Passau. Der größte Theil des Magistrates und der Bürgerschaft dieser Stadt war lutherisch. Bobadilla verlangte dennoch laut von der Kanzel, ein feierliches Dankfest für den, von den katholischen Waffen errungenen Sieg. Sobald dies Dankfest begangen, eilte er allein, ein wahrer Apostel, wie der Bischof von Wien sagte, durch Deutschland. Mit begeisterter und erfassender Rede gewann er Augsburg völlig wieder der Kirche, weilte zu Cöln und besuchte von dort aus Löven, wo das von Lefevre gegründete Collegium schon zu blühen begann. Das Wort Gottes verkündend, überall auf seiner Reise die protestantischen und annabaptistischen Prediger bekämpfend, erreichte er das kaiserliche Hoflager. Der Kaiser erließ um diese Zeit (1548) auf dem Reichstage zu Augsburg, unter dem Titel „Interim", normirende Verordnungen, durch welche er den Frieden der Parteien zu vermitteln dachte, die aber, wenngleich in mancher Beziehung gegen die Institutionen

der Kirche, von den Protestanten nicht angenommen werden konnten, die sich über die geringen Zugeständnisse beklagten, obgleich in ihnen die Priesterehe und die zwiefache Gestalt des Abendmahls beinahe anerkannt ward.

Bobadilla beklagte sich nicht minder über das Interim; er genoß das Vertrauen der katholischen Churfürsten, der spanischen und italienischen Standesherren, aus denen der Hof Kaiser Karls bestand. Auf dieses Zutrauen sich stützend, und hingerissen von nicht reiflich überlegtem Eifer, sprach er sich laut und öffentlich gegen das Interim aus. Er kannte die Kunst, sich zu mäßigen, nicht, und gehörte zu jenen enthusiastischen Naturen, die zur Verwirklichung ihrer Ideen stets eines bedächtigen, vor Gefahren warnenden Freundes bedürfen. Der Jesuit stand hier allein, inmitten ketzerischer Widersacher und Verehrer des Katholicismus.

Karl der Fünfte würde vielleicht einen Tadel seines Werkes geduldet haben, aber keineswegs war er der Mann, der sein kaiserliches Ansehen ungeahndet aufs Spiel setzen ließ. Bobadilla sprach sich auf das Härteste, selbst in Gegenwart des Kaisers aus. Die Antwort des Fürsten war ein Befehl an den Jesuiten, sofort die kaiserlichen Staaten und den Hof zu verlassen. Bobadilla, erfreut über diese Verbannung, eilte nach Rom, wo das Interim sehr wenige Vertheidiger fand.

Loyola verweigerte ihm die Aufnahme im Profeßhause, er benutzte unter den obwaltenden Umständen diese Gelegenheit, die Achtung vor der Majestät der Könige zu mehren, die, selbst aufgeregt vom Streite, nicht verletzt werden dürfe. Der Pabst billigte stillschweigend das Verfahren des Mönches, Ignaz aber tadelte ihn öffentlich, weil er, wenigstens in der Form, gefehlt hatte.

Dieses Vorkommniß ward, da es in Gegenwart des ganzen kaiserlichen Hofes sich ereignet hatte, allgemein bekannt. Die Protestanten machten sich desselben zu Nutze und schmiedeten Waffen daraus, Karl den Fünften gegen die Gesellschaft Jesu und gegen den heiligen Stuhl aufzubringen, welcher — so verkündeten sie mit lauter Stimme — derlei rednerische Wagehälse in seinem Solde habe. So willkommen der Zorn des Kaisers den Sektirern war, so erwünscht war er zugleich einigen spanischen Geistlichen.

Seit dem Jahre 1546 waren in Gandia, Barcelona, Valencia und Alcala Collegien der Gesellschaft errichtet. Einige derselben wur-

den reich, andere hingegen litten Mangel, wie das Collegium zu Alcala, weil die Zahl der Zöglinge sich zu den Einkünften unverhältnißmäßig vermehrte. Priester und Doctoren der Universität ließen sich zu Novizen des Ordens aufnehmen. Man nahm gerne alle auf, erwog aber nicht umsichtig genug die Mittel ihres Unterhaltes. Im Jahre 1548 erschienen in Salamanka Sevillano, Sanci, Capella und Turrian, den Ignaz seiner Herzensreinheit wegen nur seinen Augapfel zu nennen pflegte. Alle waren so arm, daß sie sich für das zur Hauskapelle eingerichtete Zimmer nicht einmal ein Bild verschaffen konnten. Einer von ihnen zeichnete auf ein Stückchen Papier das Bild der heiligen Jungfrau, und diese an die Wand geheftete Zeichnung war der einzige Schmuck des Hauptaltares.

Trotz ihrer Armuth verabsäumten sie nicht, ihren Verpflichtungen stets zu genügen. Die Behörden in Salamanka lernten bald diese Mönche hoch achten, die selbst die Leiden der Armuth so wohl zu ertragen und das Volk so gut zu unterweisen verstanden. Es lebte damals ein Dominicaner, mit Namen Melchior Cano, ein berühmter Canzelredner und Verfasser mehrerer geachteten Werke, unter anderen des Werkes de locis theologicis, in Salamanka, dem der Ruf der Jesuiten schon zu Ohren gekommen, und der daher wohl wußte, mit wie geringen Mitteln sie Großes erzielen; daß man sich ihnen daher im Beginne entgegen stellen müsse, wolle man ihre Erfolge vereiteln. Cano war Mönch, und obgleich ein Freund Turrian's, wähnte er dennoch im Interresse seines Klosters kämpfen zu müssen. Die Gelegenheit schien günstig; Karl der Fünfte war gegen den Orden aufgebracht. Der Dominikaner begann also seine Angriffe; die Kanzel, das Katheder, die Schmähschrift wurden seine Waffen. Er verkündete die Annäherung des jüngsten Tages, die Erscheinung des Antichrists auf Erden, der schon seine Vorläufer entsendet. Die Merkmale, an welchen man diese erkennen könne, fand er bei den Jesuiten, und behauptete, selbst durch die heilige Schrift berufen zu sein, diese Verräther zu entlarven. Sollte ich mich täuschen, fügte er hinzu, so theile ich diesen Irrthum mit vielen Heiligen, denn in diesem Punkte hat man sich, selbst zu den Zeiten der Apostel, getäuscht. Stets bezeichnete er in seinen heftigen Reden die Väter der Gesellschaft Jesu, als die Vorläufer des Antichrists.

Mehr bedurfte es für spanische Leichtgläubigkeit nicht, sie zu Grunde zu richten oder gar auf einem Auto=da=Fe verbrennen zu lassen.

Der Antichrist hatte bis jetzt noch nicht in dem Mönchsorden seine Vorläufer gefunden; was aber Cano nicht hätte vergessen sollen, war das ähnliche Geschrei, das sich bei Entstehung der durch einen heiligen Franziskus und heiligen Dominikus gegründeten Orden erhob. Orden, durch welche die Kirche so manchen Vortheil errungen und noch erringt. Das vier und fünf und zwanzigste Kapitel des Werkes contra impugnantes religiones des heiligen Thomas von Aquina zeigt, daß diese Fabel aufs Neue vorgebracht ward. Wenngleich in einem geringeren Umfange und minder blutig, dennoch nicht gefahrloser, sahen wir hier gleichsam jenen ewigen Streit der Guelfen und Ghibellinen, der stets aus der Asche wieder aufloderte, sich erneuen. Cano suchte in seinem errregten Neide alle jene abgenutzten Beleidigungen und Vorurtheile wieder hervor, die er ehemals im eigenen Interesse bekämpft, aber er ging noch weiter; er entwarf ein Bild von dem Leben des Innigisten oder Ignatiers, der sich in die Häuser einschmeichele, den Kindern den Catechismus lehre, kein Ordenskleid zur größeren Freiheit im Predigen trage, selbst äußerlich nicht etnmal einer Regel, welche gar nicht vorhanden und nie vorhanden sein könne, Gehorsam leiste.

Sie sind aufgeklärte Träumer, sagte er, allen theilen sie ihre geistlichen Uebungen mit, aber auf einem schlechten Stamme wachsen böse Früchte. Ignatius ist nicht vom guten Geiste geleitet; sein Leben nicht wie das des heiligen Dominikus durch Wunder verherrlicht; die Jesuiten leben in den Pallästen, wo sie die Könige und die Großen täuschen; sie sind Ketzer und Emissäre des Antichrists.

Melchior Cano genoß eines großen Rufes; er hatte Verdienste und schien aus Ueberzeugung zu sprecheu. Das Volk fiel ihm zu, zeigte sich überzeugt; es hätte solches Scheingrundes vielleicht nicht einmal bedurft, seine Leichtgläubigkeit zur Schmähung, endlich selbst zur Verfolgung zu verleiten. Turrian und seine Gefährten begaben sich zu Cano, sie legten ihm die Stiftungsbulle vor, bewiesen ihm, daß Xavier zum päbstlichen Nuntius in der neuen Welt, Lahnez und Salmeron zu päbstlichen Theologen des Conzils ernannt seien. Melchior selbst fand in seinem eigenen Kloster zu Salamanca Gegner. Der Dominikaner Johann Penna hatte ruhigen Blicks die Fortschritte der Gesellschaft beobachtet, er übernahm öffentlich ihre Vertheidigung und schrieb zu ihren Gunsten. Selbst der Dominikaner-General vermittelte diese Angelegenheit.

Der Orden der Predigermönche wußte aus Erfahrung, daß es nicht die schlechtesten Früchte sind, an denen die Wespen nagen. Dieser Orden, der bei seinem Entstehen ebenfalls Schmähungen und Beleidigungen ertragen müssen, hielt sich jetzt bei ähnlichen Vorkommnissen verpflichtet, Friedensliebe an den Tag zu legen und seine Achtung gegen die Jesuiten, seine neuen Brüder im Apostelamte, zu bekennen. Dies officielle Zeugniß lautet wörtlich also:

„An alle ehrwürdigen Väter und Brüder des Predigerordens, wo sie auch sein mögen, Bruder Franziskus Romeo de Chatillon, Professor der Theologie und demüthiger General und Diener des obgenannten Ordens, allen Heil und Gnade im heiligen Geist. Es sei euch hiemit kund, daß in diesen traurigen Zeiten, wo die christliche Religion unter den Streichen der Ketzerei leidet, und durch den Wandel verführter und schlechter Christen verunreiniget wird, durch göttliche Gnade von Rom aus ein neuer Orden regulirter Priester, unter dem Titel des Namens Jesu, gleichsam wie ein Hülfsheer ausgesendet worden, welches ob des in der Kirche durch Unterricht, öffentliche Predigten, persönliche Ermahnungen, Fleiß im Beichtesitzen und anderen Funktionen des heiligen Amtes, besonders aber durch das Beispiel eines heiligen Wandels gestifteten Nutzens von dem heiligen Vater in Jesu Christo, dem Pabste Paul dem Dritten, anerkannt und bestätiget worden."

„Wir haben euch dies kund thun wollen, damit nicht einer von euch, verführt durch die Neuheit dieser Stiftung, unwissend vielleicht, die Kampfgenossen, die mit uns zu gleichem Ziele streben, und die der Herr zu unserer Unterstützung gesendet, anfeinde, und die Constitutionen derer nicht schmähe, deren Ziel er billigen und deren Frömmigkeit er nachahmen sollte. Wir halten uns zu euch allen in Wahrheit überzeugt, daß ihr als Freunde und Geliebte des Bräutigams nicht murret gegen diesen neuen Schmuck, womit er die Braut zieret; daß ihr, im Gegentheil, sie aufnehmet und liebet mit der Liebe, die sich der Wahrheit erfreuet."

„Um aber nichts desto weniger unserer Pflicht zu genügen und allem Streite zuvor zu kommen, befehlen wir euch allen und einem jeglichen von euch hiedurch, Kraft unseres Amtes, im Namen des heiligen Geistes und des heiligen Gehorsams, und bei Strafe des Ausschlusses, daß keiner so verwegen sei, im Unterrichte, öffentlicher Rede oder im vertrauten Zwiegespräche obgenannten, durch den apo-

stolischen Stuhl anerkannten Orden oder seine Constitutionen zu lästern, oder unziemlich davon zu reden: daß ihr es im Gegentheil euch angelegen sein lasset, dem Orden und seinen Priestern, wie euren Kampfgenossen beizustehen, sie wider ihre Gegner zu beschützen und zu vertheidigen."

„Zur Urkunde dessen haben wir befohlen, daß dieses Schreiben mit unserem Amtssiegel ausgefertiget werde."

Gegeben zu Rom am zehnten Dezember 1548.

F. Franziskus Romeo,
Ordensmeister der Prediger, im dritten Jahre unseres Generallates.

Der Dominikaner-General vollzog hier einen Akt der Klugheit und Gerechtigkeit. Cano aber folgte diesem Beispiele nicht; er beharrte als halsstarriger Theologe in seinem Angriffe.

Diese Feindseligkeiten verhinderten die Verbreitung der Jesuiten in Salamanca. Die von Melchior erreichten Erfolge erweckten auf anderen spanischen Universitäten gleichfalls Gegner. Cano schwieg trotz des Befehl des Generals und des heiligen Stuhles selbst nicht. Im Jahre 1552 ward er sodann zum Bischofe der kanarischen Inseln ernannt.

Wenn diese Ernennung eine Rache der Gesellschaft Jesu war, so läßt sich eine mildere und klügere nicht denken. Melchior nahm diese Würde an; niemals aber zeigte er sich erkenntlich. Aus der Ferne, wie in der Nähe griff er die Jesuiten an.

Auf den kanarischen Inseln aber hatte er seinen Gegner nicht unter den Augen. Unmuth erfaßte diesen, aus allen Kräften eine Idee verfolgenden, keineswegs von Haß getriebenen Geist. Er sehnte sich zurück nach einem bewegteren Leben, und gab daher seinen Bischofsitz auf, kehrte nach Spanien zurück, und begann aufs Neue den Kampf. Vor seinem Tode im Jahre 1560 schrieb er an den Augustiner Mönch Regla, den alten Beichtvater Kaiser Karls des Fünften, einen Brief, der zur Zeit der Aufhebung der Jesuiten eine Waffe in den Händen ihrer Feinde geworden ist.

„Wollte Gott," schreibt jener Bischof der kanarischen Inseln, „daß mir nicht begegne, was nach der Fabel der Cassandra begegnete, deren Weissagungen man erst nach Einnahme und Zerstörung Ilions Glauben schenkte. Wenn aber die Mönche dieser Gesellschaft so fort-

fahren, wie sie es begonnen, so gebe Gott, daß nicht eine Zeit komme, in der selbst die Könige nicht mehr Mittel finden, ihnen zu wehren."

Melchior Cano hatte das Banner gegen die Jesuiten erhoben; es fehlte nicht an Nachahmern in Frankreich. Peter Ortiz, Loyola's Freund, war so eben gestorben. Man benutzte in Alcala diesen Tod, der die Gesellschaft eines Beschützers beraubte, um sie heftig anzugreifen. Melchiors Reden waren auf der Universität erschollen und fanden hier Nachklang. Der Pater Villanova erschrak keineswegs vor ihnen; er führte den Rektor der Universität in das Novizhaus, er öffnet ihm alle Thüren und theilt ihm alle Geheimnisse mit. Der Rektor ernannte im Jahre 1548 ein aus dreien der heftigsten Gegner des Ordens zusammengesetztes Tribunal, das mit der peinlichsten Sorgfalt eines neidischen, im Prozesse selbst betheiligten Richters, den Thatbestand untersuchte.

Eine keineswegs gewünschte Ueberzeugung drängte sich nach und nach diesen Richtern auf, die als rechtschaffene Männer mit Offenheit berichteten. Der Doctor Casa aber sah diese Angelegenheit nicht so partheilos an; er beharrte als Theologe eifrig bei seiner Ansicht: die Jesuiten haben sich diejenigen zu Freunden gewonnen, die sie richten sollten. Er trieb den Kampf bis auf das Aeußerste. Das Tribunal erklärte: Alles in diesem Orden dem Evangelio gemäß gefunden zu haben.

Casa nahm nun die Bulle Pauls des Dritten vor und griff diese an. Ein Sendschreiben von Rom forderte ihn vor das Inquisitionsgericht. Der Pater Villanova benachrichtigte seinen Gegner im Voraus, und Casa mußte sich glücklich schätzen, durch Stillschweigen die Strafe zu vermeiden, die schon seiner wartete.

Um diese Zeit erschien der Pater Strada auf den Kanzeln Salamancas und Alcalas; seine blühende, innige, alle Zuhörer erfassende Beredsamkeit, machte überall einen unwiderstehlichen Eindruck. Der Dominikaner Melchior und der Doctor der Universität von Alcala hatten ihr Ziel nicht erreicht; vielleicht, so glaubte man, glücke es einem Prälaten besser, daher ward nun Martinez Siliceo, Cardinal und Erzbischof von Toledo, der frühere Lehrer Philipps des Zweiten, als Vorkämpfer vorgeschoben. Im Jahre 1550 gab es in dieser Diöcese viele unwissende Priester, die den Gläubigen sogar gestatteten, zweimal am Tage zu communiciren, und die dennoch, trotz ihrer Unwissenheit, äußerlich den Institutionen Loyolas folgten.

Die Jesuiten, die man in Toledo Theatiner nannte, wußten, daß Don Siliceo ihr Gegner sei. Diese, durch viele Umstände wahrscheinlich gemachte Ueberzeugung beunruhigte die Väter. Das tridentinische Conzil hatte noch nicht einen Theil der diesem Orden ertheilten Privilegien zurückgenommen. Unter den Augen des Erzbischofs genossen sie derselben noch in der Diöcese Toledo und Alcala.

Don Siliceo erließ, die Jesuiten und jene unwissenden Priester mit einander verwechselnd und verdammend, einen Befehl, durch welchen er, bitter über die Anmaßungen der Gesellschaft gegen die bischöfliche Jurisdiction klagend, allen seinen Diöcesanen, bei Strafe der Excommunication verbot, bei jenen zu beichten; er ermächtigte die Pfarrer, sie von der Verwaltung aller Sacramente auszuschließen, und belegte sogar das Collegium von Alcala mit dem Interdikt.

Der gegen die Gesellschaft sich erhebende Sturm mußte beschworen werden. Pater Villanova, Rektor des Collegiums, wendete sich an den Nuntius des heiligen Stuhles in Madrid, den Cardinal Poggi, der den Zorn des Erzbischofs zu beschwichtigen suchte. Die Vermittelung des Legaten aber blieb erfolglos.

Der Cardinal Mendozza, Erzbischof von Burgos, der selbst eine Anstalt der Jesuiten in Burgos gegründet, verbürgte sich bei seinen Amtsgenossen für dieselben; der Pabst ließ sodann durch seinen Secretair, den Cardinal Maffei, nach Toledo schreiben, aber Don Siliceo beharrte, trotz aller Vorstellungen, bei seinem Beginnen und Vorwurfe.

Ignaz wendete sich, da Nachgiebigkeit nicht fruchten wollte, an den königlichen Gerichtshof in Spanien, der nach Vorlage der bezüglichen Bullen und Privilegien den Erzbischof schuldig erklärte, welcher die freigestellte Auskunft wählte, die ausgesprochene Excommunication zurückzunehmen.

Das Bestehen des Ordens war also selbst in Spanien in Frage gestellt und noch ungewiß. Allerdings gewann die Gesellschaft viele Ordenshäuser und Proselyten, allein diese Häuser und Proselyten selbst erzeugten neue Unannehmlichkeit. 1552 sollte Antonius de Cordova, Rektor der Universität Salamanca, mit dem römischen Purpur bekleidet werden. Unerwartet lehnte er diese Ehre ab. Wenngleich erst drei und zwanzig Jahre, bewogen dennoch seine Fähigkeiten Rom, ihn zum Kirchenfürsten zu erheben. Jung, reich, Liebling Karls des Fünften, kehrt er allem weltlichen Glücke, das sich darbot, den

Rücken; desgleichen verzichtete er auf die kirchlichen Würden, um Jesuit zu werden. Schon am nächsten Tage trat der vermeintliche künftige Cardinal als einfacher Noviz in den Orden ein.

Einen noch entscheidenderen Beweis für die Zaubergewalt des von Loyola gestifteten Ordens war wenige Jahre vorher gleichfalls in Spanien gegeben. Am sieben und zwanzigsten Mai 1546 starb im blühenden Alter Eleonora de Castro, Herzogin von Gandia. Ihr Gemahl Don Franzesco de Borgia, zählte erst sechs und dreißig Jahre; er war Verwandter des Kaisers, und fast mit allen erlauchten Familien Europa's verschwägert. Was aber bei weitem höher als alle Hoheit der Geburt steht, ihm hatte das Geschick jene Gaben ertheilt, durch welche Berühmtheit erworben wird. Er war ein schöner, edler, unterrichteter und rechtschaffener Mann.

In den afrikanischen Kriegen gegen Barbarossa bewies er ritterliche Tapferkeit, folgte sodann Karl dem Fünften, der, durch die Eroberung des christlichsten Königreichs das Hirngespinst einer Universal-Monarchie zu verwirklichen, einen Einfall in die Provence vollführte.

Alle Schätze der Welt, aller geistige Reichthum, selbst die leicht berauschende Macht machten ihn nur demüthiger und frommer. Bis zu diesem Tage hatte ihm, dem Vater von acht Kindern, stets das Glück gelächelt.

Der Tod aber zerriß dies Band, das bis hieher die Quelle seiner Freuden gewesen.

Borgia stellte nunmehr sein Hoffen auf den Himmel. Kaum Wittwer, gedachte er der Gesellschaft Jesu, deren Beschützer er stets gewesen. In tiefer Trauer seines Herzens nahm er, den Schmerz zu lindern, seine Zuflucht zu der Religion und verfaßte zuerst das unter dem Titel geistlicher Augenbalsam bekannte ascetische Werk; sodann den Spiegel des Christen, eine Anweisung zur Demuth und Selbstverleugnung. Er lebte seit dieser Zeit in Abgeschiedenheit und Bußübungen, und bat hierauf Loyola um Aufnahme in den Orden. Sein Eintritt in den Orden gewährte allerdings demselben Vortheil, aber auch Gefahr. In den ersten Tagen des Oktobers 1546 antwortete der General der Jesuiten mit diesen Worten dem Herzoge von Gandia:

„Erlauchter Herr! der Entschluß, den Sie gefaßt, und den die göttliche Gnade Ihnen eingeflößt, erfreut mich hoch. Die Engel und

alle Seligen werden Gott im Himmel darob mit ewigem Lobe ehren, denn wir vermögen hieniden auf Erden nicht, die durch Ihre Berufung unserer kleinen Gesellschaft bewiesene Gnade genugsam zu preisen."

„Ich hoffe, daß die göttliche Vorsehung aus Ihrem Eintritt sowohl für Ihr eigenes Seelenheil, als für viele andere, die Ihrem Beispiele nachfolgen werden, die wichtigsten Folgen herleiten wolle. Wir, die wir schon der Gesellschaft Jesu angehören, werden, durch Ihren Eifer angespornt, unserem göttlichen Vater für das Geschenk eines solchen Bruders und die Sendung eines solchen Arbeiters in seinen neuen Weinberg, den ich nach seinem Willen anzubauen mich unwürdig achte, mit erneuetem Eifer zu dienen."

„Deshalb nehme ich Sie von jetzt ab im Namen des Herrn zu unserem Bruder auf. Stets werden Sie mir, ob des edlen Beweggrundes zum Eintritt in das Haus Gottes, besonders theuer sein."

„Was die mir vorgelegten Fragen hinsichtlich des Zeitpunktes und der Bedingung Ihrer öffentlichen Aufnahme betrifft, so scheint mir, nachdem ich die Sache Gott empfohlen und durch andere habe empfehlen lassen, der Eintritt selbst, damit Sie sich aller Ihrer Verpflichtungen besser entledigen, noch zu verschieben und zur Ehre unseres Herrn mit großer Umsicht ausgeführt werden zu müssen. Somit können Sie nach und nach Ihre Angelegenheiten ordnen; ohne sich einer weltlichen Person zu vertrauen, in kurzer Zeit von allem frei machen, was die Vollführung ihres heiligen Vorhabens noch verzögern könnte."

„Um mich weiter und im Einzelnen auszusprechen, so meine ich, Sie dächten darauf, Ihre Töchter, die bereits in einem heirathsfähigen Alter stehen, ihrem Stande gemäß zu begeben und selbst, wenn sich eine passende Parthie findet, den Marquis zu verheirathen. Ihre übrigen Söhne dürfen nicht von der Unterstützung ihres ältesten Bruders, dem das Herzogthum zufällt, abhängig werden. Sie müssen Ihnen so viel hinterlassen, auf einer der ersten Universitäten ihre Studien vollenden und ihrem Stande gemäß in der Welt leben zu können. Es steht übrigens zu hoffen, daß der Kaiser denselben, wenn sie wirklich sind, was sie sein sollen — wie ich dies von Herzen hoffe — Gnadenbezeugungen erweisen werde, die er Ihren Dienstleistungen schuldig geworden und das Wohlwollen bekunden werden, das er Ihnen stets bethätiget."

„Es ist nützlich, den Bau, den Sie begonnen, zu fördern, denn

ich wünschte, daß alle Angelegenheiten Ihres Hauses geordnet seien, wenn Ihr Uebertritt veröffentlicht wird. Da sie bereits in den Wissenschaften einen guten Grund gelegt, so rathe ich, daß Sie mit Ernst dem Studium der Theologie obliegen, und hoffe, daß diese Wissenschaft Ihnen im Dienste Gottes sehr nützlich werde; ich wünsche ferner, daß Sie, wenn es thunlich ist, auf Ihrer Universität in Gandia den Grad eines Doctors erwerben; da aber die Welt einen Schritt der Art nicht zu würdigen weiß, schlage ich vor, daß er ohne Aufsehen gethan und darüber, bis Zeit und Umstände uns unter Gottes Gnade völlige Freiheit geben, Stillschweigen bewahrt werde. Da wir uns täglich über alle Angelegenheiten, wie sie uns aufstoßen, aussprechen können, ich Ihnen auch regelmäßig schreiben werde, so füge ich weiter nichts hinzu. Ich erwarte Ihre Antwort auf das Schnellste und bitte die höchste Güte, auf Sie mehr und mehr ihr göttliches Erbarmen zu erstrecken."

Mit Ehrfurcht wurde dieser Brief empfangen. Der Herzog richtete sich nach den ihm von Loyola gegebenen Vorschlägen. Sein Pallast wurde zum Kloster, Hospital, Collegium und Seminar eingerichtet.

Am ersten Februar 1548 legte er das Gelübde ab. Nachdem er seine Kinder ausgestattet, sie mit allem versorgt, was sie ihrem Range nach von seiner väterlichen Liebe erwarten konnten, dachte Franziskus nunmehr an sich selbst, d. h. an den Orden, als dessen Licht er in der Folge glänzte.

Der Eintritt eines so berühmten Mannes in die Gesellschaft Jesu lenkte alle Blicke um so mehr auf dieselbe. Ignatius, der den Herzog von Gandia als Fürsten und Novizen in Rom empfing, den er kniend um seinen Segen bitten sah, ließ sich dennoch nicht durch dies Glückslächeln verleiten. Außerhalb Spanien wurde ihm so Freude als Leid bereitet. Don Franziskus de Borgia gewann auf der Halbinsel der Gesellschaft die Gunst des Volkes, aus eigener Kraft wuchs sie in Portugal. Im Monat Oktober war Loyola, der den Wachsthum des Ordens überschauete, darauf bedacht, in jenen von ihm vertheilten Aemtern die Hierarchie zu ordnen. In Portugal war das Fortbestehen der Jesuiten am meisten gesichert. Auf Portugal also richtete er daher zuerst sein Auge und ernannte es zur Provinz des Ordens.

In den geistlichen Orden, und namentlich im Jesuitenorden, ver-

steht man unter Provinz die bestimmte, einem Superior untergebene Anzahl von Häusern, Collegien, Pensionen und Residenzen. Die Zahl dieser Stiftungen, wie auch die Größe des von ihnen besessenen Gebietes, ist durch keine Regel beschränkt. Bei bedeutender Zahl der Häuser, oder so großer Ortsentfernung, daß der Superior nicht allen Regierungsgeschäften vorkommen kann, wird die Provinz getheilt. Der Superior einer Provinz heißt der Provinzial. Er wird vom General, den vier Räthen und dem Admonitor ernannt. Er ist in einem beschränkteren Kreise ganz dasselbe für die Provinz, was der General für den Orden ist.

Alljährlich verfügt der Provinzial, dessen Gewalt gewöhnlich auf drei Jahre verliehen wird, über die Vertheilung der Aemter und Anstellung der Personen, mit Ausnahme der Vorsteher der Profeßhäuser und der Rektoren der Collegien, deren Ernennung dem Generale vorbehalten ist.

Jede Provinz hat das Recht, alle drei Jahre Provinzial-Congregationen zu berufen und durch einen nach Rom entsendeten Procurator über den Zustand der Provinz dem Generale Rechenschaft abzulegen. Diese Congregationen sind aus den Vorstehern der Profeßhäuser, den Rektoren der Collegien und der Novizhäuser, und so vielen Professen zusammengesetzt, daß ihre Zahl zwei Drittel der ganzen Versammlung ausmacht.

Simon Rodriguez ward zum Provinzial von Portugal ernannt. Bei dieser Gelegenheit ward ein dem Orden eigenthümlicher Brauch eingeführt. Ignaz, der bis ins Einzelne ging, war auf den Gedanken gekommen, die Scholastiker, Coadjutoren und alle, die noch nicht ihren Profeß abgelegt, die Gelübde erneuern zu lassen.

Zur Aufrechthaltung des Eifers und Vergegenwärtigung der von den Postulanten übernommenen Verpflichtungen und Versprechungen hielt Loyola diese Erneuerung für das wirksamste Mittel. Er gebot dieselbe zweimal im Laufe des Jahres. Drei Tage hindurch muß sich jeder in Abgeschiedenheit vorbereiten, alle sodann auf den Stufen des Altares, als ob sie Gott das Gelübde noch nicht geleistet, sich verpflichten, in der Gesellschaft Jesu zu leben und zu sterben.

Einige Jahre verstrichen glücklich im Wachsthume des Ordens. Das Collegium von Coimbra lieferte für Asien, Afrika und Amerika Missionare, Professoren für die übrigen Häuser des Ordens und ward die Pflanzschule der Lehrer. Der Cardinal Don Enrico, Bischof

von Evora, wünschte in seinem Sprengel die Jesuiten aufzunehmen, er fragte deshalb den Dominikaner Ludwig de Granada um Rath, und dieser antwortete:

„Es ist eine im apostolischen Geiste wirkende Gesellschaft, die aus allen Kräften die Errettung der Menschheit und Wiederbelebung des alten Glaubens beabsichtigt."

Das Collegium wurde gegründet; zu gleicher Zeit (1552) auch Simon Rodriguez durch Ignaz von Portugal als Provinzial nach Spanien versetzt. Diese Versetzung war eine Art Exil, das der General Rodriguez auferlegte. Wir müssen die Beweggründe anführen, welche uns das Ziel, das Loyola vermittelst der Erziehung zu erreichen strebte, klar machen können. Die Gesellschaft war in Portugal zahlreich; allein im Collegium zu Coimbra befanden sich 140 Jesuiten. Der größte Theil derselben waren Scholastiker. Das Unterrichtssystem aber war damals noch nicht zu jener Einheit gediehen, deren Erfolge wir später berichten werden.

Rodriguez war sanft, der Jugend wohl geneigt. Er besaß alle Tugenden eines Ordensgeistlichen, aber seine zu große Nachsicht hätte dem Mißbrauche Thor und Thüre öffnen können. Ueberall sonst sah sich die Gesellschaft Jesu der Verfolgung, oder der Armuth und dem Kampfe mit allen Leiden ausgesetzt; in Portugal aber standen die Sachen anders; hier lächelte ihnen das Geschick. Der König, die Infanten, die Bischöfe, das Volk, vereinigten sich zu Ermuthigungen des Ordens, welcher der Krone in ihren überseeischen Besitzungen gleich einer Armee nützte. Man überhäufte die Jesuiten mit allem, was sie nur wünschen mochten, ja man ging noch weiter. Das Uebermaaß an Gütern hatte nach und nach eine unmerkliche Erschlaffung in der Strenge der Klosterzucht herbeigeführt, welche, zur Zeit freilich unbedeutend, bei dem natürlichen Hange des menschlichen Herzens aber dem Gemüthe der Scholastiker jene tiefe Frömmigkeit, zu deren Uebung Loyola ununterbrochen aufforderte, entreißen konnte. Der Ueberfluß, mit welchem der König und die Großen diese Häuser versorgten, schadete dem Geiste der Armuth, den Loyola aufrecht zu erhalten nothwendig hielt.

Die jungen Leute, eingenommen durch schönwissenschaftliche Studien, machten aus diesen Collegien mehr einen akademischen Vergnügungsort, als ein Kloster. Regelmäßig wurden die Gebräuche in ursprünglicher Strenge noch gehalten, aber sie hätten nach und nach

vermindert werden und zum Verderben führen können. Loyola erkannte das Uebel schon in seinem Keime, und war auf dessen Ersticken bedacht.

Der Pater Jacob Miron ward zum Provinzial, und Emanuel Godin zum Rektor des Collegiums in Coimbra ernannt.

Es mußte eine Art von Reform eingeführt werden, man entließ daher eine Anzahl Scholastiker aus dem Orden, andere verließen ihn freiwillig. Dieser Austritt beunruhigte den Pater Godin, der wähnte, daß er durch mildere Maaßregeln diesen Verlust hätte vermeiden können. Er glaubte ein Aergerniß gegeben zu haben, und wollte dies an sich selbst bestrafen. Mit entblößten Schultern, eine Geißel in der Hand, eilte er durch die Straßen und geißelte sich, wie es damaliger Zeit die Büßenden zu thun pflegten, von Zeit zu Zeit um Gnade für begangenes Unrecht flehend.

Dann, nach dem Collegium zurückgekehrt, setzte er unter den Augen der Scholastiker seine Geißelung fort. Dies Beispiel des Rektors gewann die Schüler; sie baten um die Erlaubniß, öffentlich dieselbe Buße thun zu dürfen. Godin legte ihnen auf, mehrere Stunden die Passion Jesu Christi zu betrachten, sodann in Prozession, wie die Büßenden der ersten Jahrhunderte, aus dem Kloster zu treten, unbarmherzig sich zu geißeln, und vor der Kirche de la Misericordia zu knien. Hier bat der Rektor die bewegte und erstaunte Menge des gegebenen Aergernisses wegen, das das Wohlleben im Collegium verursacht haben könne, um Verzeihung. Nachdem so jeder Verdacht gehoben, kehrten Pater Godin und seine Schüler, welche von diesem Tage an sich der alten Strenge und den ernstesten Studien wieder ergaben, in das Haus zurück.

Lissabon wollte nicht hinter der von den Jesuiten verbreiteten Erziehung zurückbleiben. Natal war Commissarius in Portugal, er war beauftragt, das System der Constitution, was hier so zu sagen seine Probe bestehen sollte, anzuwenden.

In Lissabon ward zuerst ein Novizhaus, Profeßhaus und ein Collegium für Extranei gegründet. Bis zum Jahre 1553 hatten die Jesuiten nur solche Schüler in ihre Lehrstunden aufgenommen, die in den Orden eintreten wollten.

Emanuel Alvarez und Cyprian Suarez, zwei durch ihre klassischen Werke bekannten Jesuiten, wurden die ersten Professoren des nach Ignazius eigener Instruction errichteten Collegiums.

Der Pater Franziskus, so hieß von nun an Don Franziskus de Borgia, Herzog von Gandia, war in Rom. Bevor er aber sein feierliches Gelübde ablegte, glaubte er den Kaiser um die Einwilligung zum Eintritte in die Gesellschaft Jesu bitten zu müssen. Er that dies am fünfzehnten Januar 1550. Die Anwesenheit Borgias in einer Stadt, in welcher ein Pabst, als sein Vorfahr, so viele schlimme Erinnerungen zurückgelassen, seine Frömmigkeit, seine Verleugnung, welche glänzend die Ausschweifungen eines in den Annalen der Kirche so übel berüchtigten Pontificats wieder gut machte, bestimmten den Pabst Julius den Dritten (aus der Familie del Monte), ihm den Cardinalshut anzubieten.

Die Furcht, dieser Ehre sich ausgesetzt zu sehen, hatte Franz de Borgia bewogen, sich nicht bei Lebszeiten Pauls des Dritten nach Rom zu begeben. Er erfuhr jetzt, daß auch das heilige Collegium gleiche Ansicht mit dem Pabste theile. Ohne die Antwort Karls des Fünften abzuwarten, eilte er, der ihm drohenden Würde zu entgehen, in Loyolas Vaterland, und ward dessen gehorsamer Sohn. Am zwölften Februar empfing er einen Brief des Kaisers, der die Entsagung aller seiner Aemter und Würden annahm, und erklärte:

„Er wolle nicht mit dem großen Herrn rechten, dessen Dienst er nunmehr sich erwählt."

Die kleine Stadt Ognate wählte sich Pater Franziskus zum Aufenthalte. Sein Beispiel, die Tugenden, die er entfaltete, mußten überall in Spanien bekannt werden. Der Doctor Johann d'Avilla, einer jener Männer voll tiefer Kenntnisse, wie wir sie in jener Zeit anhaltender Arbeit und tiefen Studiums finden, war der Freund des Ignaz und Franz geworden. d'Avilla, der sich zum Eintritt in den Orden unwürdig hielt und sich nur dessen Vorläufer nannte, bemühete sich, tüchtige Männer für denselben vorzubereiten und sie dann Loyola zu überweisen. Zu diesen gehörte Jacob de Gusmann, Sohn des Herzogs von Bahlen, und der Doctor Loarte. Pater Franziskus verfuhr ihm gleich in Ognate. Don Sancho de Castilla und Don Pedro de Navarra ergaben sich seiner Leitung und wurden nebst Don Bustamente Schüler, die der Pater Franziskus unterwies, durch Ruhe und Einsamkeit zuerst sich selbst, dann andere besiegen zu lernen.

Das beschauliche Leben hatte für den Herzog von Gandia großen Reiz; er war aber nicht zur Befriedigung dieser Neigung in den Orden

Jesu, wie sehr derselbe auch ein heiliges Leben begünstigte, eingetreten. Ignaz bedurfte der Kämpfer, er legte daher dem Pater Franziskus auf, seine Neigung zu überwinden und Spanien zum Troste anderer und zur eigenen Entbehrung zu durchwandern. Franziskus begab sich auf die Reise, er besuchte zuerst alle, mit seiner Familie verwandten Granden, unterwies das Volk, hielt sich sodann am Hofe Karls des Fünften auf, bekehrte die Sünder, und stärkte die Gläubigen. In jeder Stadt gründete er ein Collegium oder ein Ordenshaus, und reiste endlich Ende Oktobers 1553 nach Portugal ab.

Von dort ging er nach Valladolid, woselbst Philipp, der Sohn des Kaisers, residirte. Auf der ganzen Reise wählte Pater Franziskus die Hospitäler der Städte, die er berührte, zur Wohnung. Auch hier hielt er sich im Hospitale auf. Mit öffentlichen Ehrenbezeugungen, denen er entsagt, verfolgte man ihn selbst bis in diese demüthige Wohnung. Ignaz war von Allem, was der Pater Franziskus zum Heile und Nutzen des Ordens erzielt, in Kenntniß gesetzt. Einem Manne, der andere so wohl zu leiten wußte, geziemte Beförderung, Loyola ernannte ihn zum Commissar *) in Portugal und Spanien, welches letztere damals in drei Ordensprovinzen, und zwar in die Provinzen Aragon, Castilien und Andalusien getheilt war, denen die Patres Rodriguez, Araoz und Turrian als Provinziale vorstanden.

Im Verlaufe zweier Jahre förderte der Pater Franziskus die Vergrößerung dieser Ordensprovinzen in einem solchen Maaße, daß Ordenshäuser und Collegien, wie durch ein Wunder, in jeder Stadt entstanden. Zu Granada, Valladolid, Medina, San Lucar, Montery, Burgos, Valencia, Murcia, Placentia und Sevilla waren Cardinäle, Bischöfe, Behörden und die ausgezeichnetsten Männer aus dem Orden des heiligen Dominikus, von denen wir nur Peter Guerrero, Erzbischof von Granada, Johann Micon und Ludwig Bertran nennen, gleichfalls bemüht, die Thätigkeit der Gesellschaft Jesu zu unterstützen.

Was nur der Pater Franziskus zu unternehmen beabsichtigte, ward, bevor er noch seinen Wunsch aussprach, erfüllt. Wohin er auf

---

*) Die Benennung Commissar und die demselben übertragenen Amtspflichten wurden im Jahre 1565, als unvereinbar mit dem Amte des Provinzials, abgeschafft.

spanischem Boden schreitet, da erheben sich aus demselben Bauten für den Orden. Sein Wort ruft zur Arbeit in dem Weinberge des Herrn auf, und von allen Seiten eilen Arbeiter herbei.

Am 25. Juli 1554 ward Philipp von Spanien vom Kaiser, seinem Vater, als König von Neapel und Herzog von Mailand anerkannt; er wollte, vor der beabsichtigten Vermählung mit Maria von England, als ersten Akt seiner neuen Souverainität, den Pater Franziskus, der schon zweimal diese, ihm von Karl dem Fünften und vom Pabste angebotene Würde abgelehnt, mit dem römischen Purpur bekleiden. Franziskus aber, der sich selbst nur einen armen Sünder nannte, widersetzte sich dem Don Philipp, der, obgleich ihn uns die Geschichte als einen unbeugsamen Herrscher und Familienvater darstellt, überwunden durch solche Demuth, seinem Vorhaben entsagte.

Bis zur Gründung eines, durch Strada in Saragossa zu errichtenden Ordenshauses, hatte die Ausbreitung des Ordens erwünschten Fortgang. Jetzt aber trat derselben ein unerwartetes Hinderniß entgegen. Unmöglich war es, unter den obwaltenden Umständen in der Stadt ein Haus zu erwerben. Altem kirchlichen Herkommen nach war der Bau einer Kapelle in zu großer Nähe der Pfarrkirchen und Klöster untersagt. Dies Gesetz wollte Eifersucht und Rangstreitigkeit verhindern. Stradas Beredsamkeit gewann viele Herzen, die den Jesuiten nunmehr Wohnungen anboten. Allein die Zahl der Kirchen und der Klöster war so bedeutend in Saragossa, daß jenes Gesetz sich auf fast jedes Haus anwenden ließ. Mönche und Pfarrer bestanden auf ihre Gerechtsame.

Erst 1555 fand man außerhalb der Stadtmauer eine Wohnung. Am Osterdienstage, am Tage vor der Einweihung der Kapelle, der schon durch Ferdinand, Erzbischof von Aragon festgesetzt war, befahl der General-Vicar von Saragossa, Lopez Marcos, dem Pater Superior des Hauses, Brama, die Feierlichkeit zu verschieben. Als Grund führte Lopez eine von den Augustinern erhobene Beschwerde an, deren Kloster in der Nachbarschaft war, und welche behaupteten, die Kapelle sei auf einem gemeinschaftlichen Grund und Boden erbaut. Der Pater Brama antwortete: er könne einem so wenig motivirten Befehle sich nicht unterwerfen. Die Befugnisse der Gesellschaft wurden den Rechtsgelehrten vorgelegt; diese erklärten, daß sie im Rechte seien, und man verfuhr diesem Ausspruche gemäß. Der Guardian der Franziskaner und Protektor der Augustiner, bedrohet die Jesuiten mit der

Excommunication. Brama appellirte an den heiligen Stuhl, und vollzog die feierliche Einweihung.

Während des Hochamtes ließ Lopez einen Befehl verlesen, durch welchen der Besuch der Kapelle bei Strafe der Excommunication untersagt und das Anathema gegen die Patres ausgesprochen ward. Die Geistlichkeit, und Augustiner, durchzogen unter Absingung des 108ten Psalms die Stadt. Das Volk wiederholte die Verse der Verwerfung und brüllte: er wollte den Fluch, so treffe er ihn; des Segens wollte er nicht, so sei er von ihm fern; Fluch ziehe er an wie sein Gewand, wie Wasser dringe er in sein Inneres, wie Oel in sein Gebein, er sei ihm wie das Kleid, das ihn bedeckt, er sei dem Gürtel gleich, der alleweg ihn schürzt.

Lopez begnügte sich nicht, auf diese Weise seine verkannte Macht gerächt zu haben. Die ganze Stadt hatte der Einweihung beigewohnt, er erklärte daher die Stadt für profanirt, und allein schon durch den Aufenthalt der Jesuiten innerhalb der Mauern für angesteckt von der Ketzerei.

Die Excommunication wurde in damaliger Zeit, besonders in Spanien, ohne Erwägung der Veranlassungsgründe, als ein furchtbares Ereigniß angesehen. Die Augustiner ließen Bilder durch die Straßen tragen, auf welchen die Patres, durch Legionen der gräßlichsten Teufel zur Hölle verstoßen, abgebildet waren. Der Gedanke an Excommunication regte alle Gemüther auf. Den Jesuiten schrieb man die Veranlassung zu, eilte nach ihrer Wohnung, warf die Fenster mit Steinen ein, und umzog drei Tage lang in Prozession, unter Absingung von Sterbeliedern und Vorantragung eines schwarz verschleierten Christus das proscribirte Haus, aus dem von Zeit zu Zeit, um den Himmel, den Lopez ihnen so eben verschlossen, zu erweichen, der Klageruf Erbarmen! Erbarmen! erscholl. Der Himmel und Lopez aber hörten nicht auf diese Klagen, die nur den mitleidlosen Haufen noch mehr erbitterten.

Diese Scenen hätten einen schlimmen Ausgang nehmen können. Der Pater Brama ergriff, dies voraussehend, und um das Unrecht der Feinde des Ordens nicht zu mehren, das beste Auskunftmittel.

Die Jesuiten verließen das Haus, in welchem sie vierzehn Tage lang durch die von einigen Mönchen erregten Schreckensscenen belagert waren. Bald aber schritten der Erbischof von Aragon, der päbstliche Nuntius und die Königin Johanna, Mutter Karls des Fünften,

ein. Die von den Augustinern erhobene Beschwerde wurde gerichtlich untersucht. Das geistliche Gericht erklärt: daß Irrthum obgewaltet. Die Bußen, das Interdikt und die Excommunication wurden aufgehoben.

Das Volk glaubte hinfort nicht mehr an das Fegefeuer, das die Jesuiten vorgeblich ihm bereitet haben sollten, wohl aber an die Frömmigkeit derselben; es rief sie zurück; die Jesuiten erschienen wieder in Saragossa. Die Behörden, die Geistlichkeit, der Adel, selbst Lopez, gingen ihnen entgegen und begleiteten sie zum Hause, in welchem der Vicekönig sie erwartete und ihnen die Schlüssel übereichte.

Von diesem Tage an durften sie geistlichen Uebungen und der vom Pater Franziskus vorgeschriebenen Thätigkeit ungestört obliegen.

Der Schimmer eines großen Namens und die mit demselben verbundenen Tugenden eines großen Heiligen, erstickten in Spanien den Keim der Opposition gegen den Orden. In der That ward Borgia der Gründer desselben in der pyrenäischen Halbinsel. Nicht in allen Ländern aber zeigte man sich dem Orden so geneigt. Frankreich besonders ward auf das Wort des Bischofs, der Universität und des Pariser Parlaments erklärter Gegner der Gesellschaft Jesu.

Der Beginn des Ordens in diesem christlichen Königreiche war sehr bescheiden. Der Orden war unscheinbar aufgetreten und hoffte, beschützt von dieser Demuth, zu höherem Ansehen zu gelangen. Der Universität aber lag zu sehr an seiner Unterdrückung, um ihn ruhig auf diesem vorbereitenden Wege einherschreiten zu lassen. Alles, was sie von dem Orden erfahren und was sie von demselben voraussetzen konnte, mußte allerdings Abneigung erzeugen und lauten Widerspruch erregen. In Paris übersah man keineswegs, trotz der mißlichen Verhältnisse, unter welchen der Orden in sehr beschränkter Zahl aufgetreten, daß sich in ihm Männer von seltener Befähigung befanden; wir nennen Viole, Pelletier, Paul Achilles und Eberhardt Mercurian. Hoffnungsvolle junge Leute schlossen sich diesen Vätern an. Wilhelm dü Prat, Bischof von Clermont, bewahrte ihnen stets seinen hülfreichen Schutz. Im Jahre 1549 konnte dieses Institut dem Generale schon tüchtige Lehrer liefern, die Ignaz zur Gründung eines Collegiums nach Sicilien entsendete, namentlich Pelletier, Roilet, Forcada und Morel; selbst die Universiät zeigte sich nicht abgeneigt, solche Männer aufzunehmen; sie erwählte den Pater Viole zum Procurator des lombardischen Collegiums.

Diese Ernennung wurde durch zwei Räthe des Hofes bestätiget;

Loyola aber durchschauete bald die, dieser Wahl zu Grunde liegende Absicht. Die Universität suchte nämlich die Ordensbrüder für sich zu gewinnen, um somit die Ausbreitung des Ordens in der Hauptstadt zu verhindern.

Der General befahl Viole, sofort dies Amt niederzulegen, und den Zöglingen: auf alle Geld-Unterstützungen zu verzichten, deren sie genossen. Dem Befehle ward sogleich gehorcht. Im selben Jahre noch wußte Ignaz seinen Schülern in Paris einen mächtigeren Beschirmer, als dü Prat, zu verschaffen. Karl von Guise, der nach dem Tode seines Oheims, des Cardinals Ludwig von Bourbon, den Titel eines Cardinals von Lothringen angenommen, ward nunmehr auch deren Beschützer.

Sechstes Kapitel.

Guise hatte sich nach Rom begeben, um ein Bündniß zwischen dem Kaiser, dem Pabste, dem Herzoge von Ferrara und der Republik Venedig zu vermitteln. Ignaz machte in Italien seine Bekanntschaft. Er legte ihm den Zweck des Institutes dar, gegen welches die Universität so viel Aufhebens machte. Der Cardinal versprach, die Jesuiten in seinem Vaterlande zu beschützen, und hielt redlich Wort.

Kaum nach Frankreich zurückgekehrt, zählte er dem Könige Heinrich dem Zweiten alle Vortheile auf, welche der Kirche und dem Staate aus dem Orden erwachsen werden. Heinrich dachte auf Abhülfe der, durch die Protestanten erregten Wirren; er kannte den, durch die Väter in Deutschland gestifteten Nutzen, das durch sie bewirkte religiose Leben und die von ihnen der Irrlehre gesetzten Schranken. Die benachbarten Fürsten, seine Nebenbuhler, benutzten die Jesuiten zugleich als Schild gegen die Neuerer und Hebel der Jugenderziehung; Heinrich wollte nicht hinter den Fortschritten zurückbleiben, die dort unter seinen Augen gemacht wurden.

Im Januar 1550 erließ er daher einen Kabinets-Befehl, durch den er, unter Anerkennung und Bestätigung der die Gesellschaft Jesu errichtenden päbstlichen Bullen, den genannten Ordensbrüdern die Errichtung und den Bau eines Hauses und Collegiums aus gesammelten milden Gaben nicht nur in Paris, sondern auch in den übrigen Städten des Reiches, und zugleich ungehinderte Befolgung ihrer Regel und ihrer Statuten gestattete.

Zu dem Ende befahl er den Gerichtshöfen des Parlaments: die genannten Erlasse zu bestätigen und die obgenannten Ordensbrüder in dem Genusse der ihnen bewilligten Gerechtsame einzusetzen.

Es war damals in Paris noch kein Profeß. Loyola trug dem Pater Viole auf, sein Gelübde in die Hände des Bischofs von Clermont abzulegen. dü Prat, durch Krankheit behindert, ernannte an seiner Statt den Abt zur heiligen Genoveva, der dem zukünftigen Provinziale Frankreichs das Gelübde als erster Profeß abnahm.

Heinrich der Zweite ermächtigte die Gesellschaft, sich in Paris niederzulassen. Die königlichen Erlasse mußten von dem Parlamente bestätiget werden, sie wurden zu dem Ende eingereicht. Die durch Unterdrückung der großen Grundbesitzer gewonnene Macht des Parlaments war schon im Sinken.

In allen Zeiten nannte man jede zur Berathung der allgemeinen Angelegenheiten berufene Versammlung Conzil oder Parlament; selbst die Versammlungen der März- oder Maifelder führten diesen Namen, zu welchen der König alle Standesherren oder Freien zur Berathung und Sanktionirung der Staatsgesetze berief. Unter der dritten Dynastie glaubte man den Standesherren, Schreiber, oder wissenschaftlich gebildete Männer, beiordnen zu müssen. Die Beamten, die mit der Rechtspflege beauftragt waren, hatten nothwendig aus diesem Grunde Sitz und Stimme in diesen Versammlungen. Erworbene Kenntnisse verschafften ihnen nach und nach ein großes Ansehen. Sie bildeten einen Gerichtshof, der die Könige auf allen Zügen begleitete.

Erst unter der Regierung Philipp des Schönen ward diesem Gerichte ein fester Sitz angewiesen.

Die Pairs des Reiches waren Mitglieder dieser Gerichte, und eben dadurch gewann das Parlament der Hauptstadt eine politische Bedeutsamkeit.

Die übrigen Gerichte übten, als bloße Verwaltungs-Behörden, keinen Einfluß auf die Gesetzgebung, insofern sich diese nicht auf das ihnen unterworfene Gebiet bezog. Den Reichs-Pairs war der Besuch aller Parlamente gestattet, in denen nicht selten die Könige selbst den Vorsitz führten. Die Großwürdenträger der Kirche aber, welche ehemals in den allgemeinen Volksversammlungen Sitz und Stimme hatten, wurden nicht in den Parlamentern, die man nur als wirkliche Gerichtshöfe betrachtete, zugelassen; späterhin selbst saßen sie nur in denselben, insofern sie Lehnsträger des Königs waren. So hatte der Erzbischof von Paris selbst nur in seiner Eigenschaft als Herzog von Saint Cloud Sitz und Simme im Parlament.

Die Macht der Vasallen beschränkte die königliche Gewalt; die

königliche Gewalt aber benutzte wiederum die Parlamente, um jenen unheilbringenden Verwüstungen der Fehden ein Ziel zu setzen. Das Recht der höchsten Gerichtsbarkeit wurde dem hohen Adel entzogen und den Parlamenten übertragen.

Von jetzt an sah das Volk das Parlament als den Vertheidiger seiner Gerechtsame, den Erhalter seines Vermögens und den Beschützer seiner Freiheit an. So ward das Parlament gewissermaßen eine Zwischenstufe zwischen dem hohen Adel und dem Bürgerstande. Die Könige sahen sich allerdings in ihrem Absolutismus beschränkt, allein diese Schranken, die das Volk hochachtete, dienten der Krone zugleich als Schutzwehr gegen die Anmaßungen der Prinzen von Geblüt und der Reichs-Vasallen. Die Factionen suchten in unruhigen Zeiten durch diesen Gerichtshof für ihre Ansichten einen Rechtsgrund zu erwerben; mitunter wurde der erbetene Schutz wohl den Männern der Bewegung gewährt, in der Regel aber entschied das Parlament im Interesse der Krone.

Derartige Institutionen sind in der Regel nicht durch schriftliche Pacte begründet, sie sind in der Zeit als deren Werk entstanden. In Frankreich begründeten sie eine vernünftige Freiheit, die keineswegs das Königthum zu erschüttern strebte. Es ist schwer, die Zeit und die Entstehungsart dieses Institutes genau nachzuweisen, noch schwerer darzuthun, woher das Recht des Widerspruches und das Recht der Gegenvorstellung, welches das Parlament in Anspruch nahm und dessen dasselbe späterhin mit großer Umsicht zum Vortheil der Kirche, der Nation und des Monarchen ausübte, herzuleiten. Unter der Regierung des absolutesten Fürsten, unter Ludwig dem Eilften, verweigerte das Parlament zum Erstenmal, die königlichen Ordonnanzen unter den Gesetzen zu verzeichnen; bevor es jedoch diese Weigerung aussprach, machte es Gegenvorstellungen, denen der König nachgab.

Von dieser Zeit an legte die öffentliche Meinung den königlichen Ordonnanzen erst von dem Augenblicke an Gesetzeskraft bei, wo sie von den Parlamenten registrirt waren. Die Könige indessen erließen ihre Befehle ohne Weiteres an die Gouverneure der Provinzen, an die Kommandanten der Festungen, an die Chefs der Administrationen, selbst oft an die Richter in den Städten. Unter der Regierung Katharinens von Medicis behauptete das Parlament: alle königlichen Befehle, welche dem Volke Abgaben auferlegten, oder das allgemeine Interesse des Staates berührten, müßten zuvor bei demselben registrirt

werden Die Königin Regentin unterschrieb diese Forderung, von welchem Tage an bis zum Sturz der Parlamente jede königliche Ordonnanz, oder jedes Edikt, erst nach der Ratification des Parlaments als Staatsgesetz anerkannt wurde.

Was das Pariser Parlament errungen, suchten die Parlamente der Provinzen ebenfalls zu erreichen, daher es sich nicht selten ereignete, daß in Folge der Verträge, durch welche die Provinzen mit der Krone sich geeinigt, die Parlamente nur mit Vorbehalt der dem ihnen unterworfenen Territorium zustehenden Gerechtsame, die königlichen Ordonnanzen registrirten

Die Parlaments-Mitglieder gehörten, obgleich sie einer hohen Achtung genossen, nicht dem hohen Adel an. Der Militairdienst hat stets in den Augen der Welt den Vorrang vor dem nützlicheren, aber weniger glänzenden Civil-Dienst behauptet.

Der Gemeingeist erhielt in allen Mitgliedern des Parlaments eine lobenswerthe Unabhängigkeit von der Krone und bewahrte sie, nach äußeren Auszeichnungen und Ehrenstellen zu streben. Was die Jesuiten aus Demuth und Liebe zu ihrem Orden thaten, thaten die Parlamente im Gefühle eines löblichen Stolzes. Niemals besuchten sie den Hof, nie sah man sie in den Sälen der Minister. Die dem Kanzler bewiesenen Ehrenbezeugungen bezeugten nur die Ergebenheit gegen den Chef der Corporation.

Ehrgeizige Plane lagen hier nicht zum Grunde. Sogar Opfer forderte man von den Mitgliedern, wie uns die Geschichte in einem merkwürdigen Beispiele beurkundet.

Der Kanzler Seguier hatte die Erhebung seiner Landgüter Villemon zu einem Herzogthume erlangt; das Parlament aber verweigerte die Registratur des königlichen Diploms, ja es warf Seguier, unter Anerkennung der der Monarchie geleisteten Dienste, Servilität gegen die Befehle des Hofes und die Verordnungen Richelieus und Mazarins vor. Die Beamten dürfen niemals, so drückte das Parlament sich aus, durch den Schimmer äußerer Ehren sich verführen lassen, denn diese äußeren Ehren sind unverträglich mit der Unparteilichkeit, der ersten Pflicht eines Richters. Eine solche Haltung mußte dem Parlamente die allgemeinste Hochachtung zuwenden und demselben ein besonderes Uebergewicht über die Regierung verleihen. Zu dreienmalen sogar maaßte es sich das Recht an, die Regentschaft Frankreichs zu bestimmen, desgleichen die Befugniß, die Testamente der Könige

umzustoßen, die bei Lebzeiten unumschränkte Gewalt geübt. Bis zur Thronbesteigung der Valois hatten die Könige nach einer, von dem Parlamente entworfenen und ihnen vorgelegten Liste die Parlamentsmitglieder ernannt. In späteren Zeiten ward eine bestimmte Steuer in die allgemeine Staatskasse Bedingung der Wählbarkeit in das Parlament. Neue Stellen werden creirt, den Inhabern gestattet, diese theils ihren Söhnen, theils ihren Gläubigern zu übertragen. Die Familien trachteten nunmehr nach einer Stellung, die ihnen in der bürgerlichen Gesellschaft öffentliches Ansehen verlieh. Die Mitglieder des Parlaments bezogen kein Gehalt von ihrem Amte. Der König zahlte nur geringes Jahrgeld; die unter dem Titel: Gebühren, erhobene Einnahme, war noch geringer, als der vom Könige bezahlte Zuschuß. Die Gebühren, welche der Kaiser Justinian in den Novellen Sportulae genannt, waren die allein dem Berichterstatter oder dem als Commissar abgeordneten zuständigen Einnahmen und beliefen sich jährlich nicht über zwölf- bis fünfzehnhundert Tourser Livres.

Die Folge dieser Unabhängigkeit war eine strenge und tüchtige Justizverwaltung, leider aber sind Collegien, eben so gut als Personen, menschlicher Leidenschaft unterworfen. Die Mitglieder des Parlaments waren und konnten persönlich nicht ehrgeizig sein, dieser Verzicht auf äußerliche Ehren indeß erzeugte in ihrer vielen das Streben, die Gewalt des Collegiums selbst zu erhöhen und auszudehnen. Um dasselbe unbescholten und mächtig zu erhalten, wurde Habsucht und Vortheilsucht angewendet. Aus menschlicher Schwäche rühmte sich das Parlament einer Opposition, die mehr formell als wesentlich war. Nicht selten war diese Opposition für den Staat nachtheiliger, als die Mängel der Regierung selbst. In der Absicht, Recht zu üben, wurden nicht selten Schwierigkeiten gemacht, wenn es sich lediglich darum handelte, die vorgefaßten Meinungen zu modificiren, und diese, von der Regierung beabsichtigte Modification, auf eine so ungeziemende Weise zurückgewiesen, daß eben dadurch Widerspenstigkeit gegen die königliche Autorität im Volke verbreitet ward.

Allerdings wußte das Parlament seine Demonstrationen durch die der Person des Königs bewiesenen achtungsvollen Ausdrücke zu verdecken, das Volk aber durchschauete dies leere Floskelwesen, und merkte sich die verdeckte Widersetzlichkeit nur zu wohl.

Die Gerichtshöfe riefen mitunter sogar zu ihrer Beihülfe die Bürgerschaft unter die Waffen; freilich dachte man damals keineswegs,

daß die Liebe des Volks der Person seines Herrschers abgewendet werden könne, wenngleich man mit gewappneter Hand gegen die Träger des königlichen Ansehens kämpfe. Die Parlamente kämpften mit diesen, ihren Bescheiden, oder Weigerungsakten, stets gegen die Regierung. Dieser unblutige, manchmal sogar gerechte Kampf, das Zögern und Schwanken, in welchem sich stets eine schlecht berechnete Gewalt ausspricht, hatte die schlimmsten Folgen für das Land. Die Parlamente hatten allerdings, sowohl in dem Rechte zu Vorschlägen, als dem Rechte der Verweigerung große Gewalt erlangt, aber sie bedienten sich derselben auf eine unselige Weise.

Auch das Bestehen der Gesellschaft Jesu wurde dem Parlamente als Gerichtshofe unterstellt, das diese Angelegenheit nicht vom staatlichen oder kirchlichen Standpuukte aus, sondern nur als eine mit dem Hofe streitige Angelegenheit behandelte.

Das Parlament verfügte daher, die Akten den General-Prokuratoren und General-Advokaten zur Entscheidung vorzulegen. Die General-Prokuratoren Bruslart, Etienne Pasquier und du Boulay, Historiker der Universität, mit dem Beinamen: der Cato seines Jahrhunderts, und die General-Advokaten Marillac und Seguier gaben schriftlich ihr ausführliches Gutachten, damit, wie sie selbst sagten, die Annahme und Eintragung der königlichen Befehle verhütet, auf jeden Fall wenigstens der Gerichtshof zu Gegenvorstellungen an den König, dessen Befehle nicht in Kraft treten zu lassen, bestimmt werde.

Bruslart, Seguier und Marillac begründeten ihren Protest durch die Behauptung: der neue Orden sei dem monarchischen Prinzip, wie der hierarchischen Ordnung präjudicirlich.

Der Kampf des Parlaments und des Ordens begann somit; die königliche Gewalt schien dabei ungefährdet, denn beide Parteien suchten ihrer Seits dieselbe zu stützen. Die Jesuiten hatten Freunde am Hofe; das Parlament ward wiederum von der Geistlichkeit unterstützt; die Universität trat auf dessen Seite, da es in diesem Falle zu ihren Gunsten kämpfte. Heinrich der Zweite war ein aufgeklärter, seine Rechte und Verpflichtungen völlig durchschauender Fürst.

Männer, deren Umsicht nicht zu leugnen, Mitglieder des Parlaments, schilderten die Aufnahme des Ordens als dem Staate gefährlich; andere, nicht minder umsichtige, nicht minder patriotisch gesinnte Männer, als Bruslar und Seguier, der Cardinal von Lothringen Wilhelm dü Prat und mehrere Bischöfe behaupteten: die Einfüh-

rung der Jesuiten sei eine Wohlthat für das Reich. Meinungen und Ansichten waren getheilt.

Der König beauftragte nunmehr den Staatsrath mit der Untersuchung der Bullen und der Constitutionen. Das Collegium erklärte: in allen, ihm zur Untersuchung vorgelegten Dokumenten durchaus nichts gefunden zu haben, was gegen die Gesetze der kirchlichen und weltlichen Regierungsform streite. Unter dem zehnten Januar 1552 erließ der König daher einen Befehl an das Parlament, die Aufnahms-Urkunde vom Jahre 1550 zu registriren. Sechszehn Tage später beharrte Seguier in einem Ansuchungsschreiben, das trotz scheinbarer Mäßigung die innere Aufregung nicht verbergen konnte, darauf: „der früheren Entscheidung gemäß Gegenvorstellungen an den König zu richten."

Das Parlament hatte allerdings schon in dieser Angelegenheit einen Beschluß gefaßt; um aber denselben als reiflich überlegt darzustellen, verzögerte es, wie dies bei Gerichtshöfen wohl vorkommt, die Entscheidung selbst. Am achten Januar 1554, also zwei volle Jahre später, beschloß es, bevor es weitere Schritte thun wolle, in versammelter Sitzung: die obgenannten Bullen und Aufnahms-Urkunden sowohl dem Bischofe von Paris, als auch der theologischen Facultät zur Prüfung der darin enthaltenen Grundsätze vorzulegen.

Das Parlament wendete sich, als Widersacherin der Jesuiten, zur Erlangung eines ihm günstigen Gutachtens an deren Feinde. Schlau gedachte es, seine Feindschaft mit dem Mantel der Unparteilichkeit zu verdecken, Niemand aber wurde durch diese List getäuscht. Die Jesuiten ermaßen, daß weder Gerechtigkeit noch innere Ueberzeugung über das Schicksal des Ordens in Frankreich entscheiden werde, daß lediglich die Leidenschaft schlau gegen sie verfahre, und sie bedienten sich daher desselben Mittels. Kein Mittel zu ihrem Verderben ward verschmäht, sie dagegen nutzten jedes zu ihrem Vortheil. Die Parteien, die wir nun bald im offenen Kampfe sehen werden, begannen den endlosen Streit durch kleine Scharmützel. Das Parlament wollte alle übrigen Bürger zur höchsten Ehrfurcht vor dem königlichen Ansehen zwingen, für sich aber evident das Recht erkämpfen, die königliche Autorität zu gefährden. Wie alle politischen, gesetzgebenden oder gesetzhandhabenden Körperschaften im Staate, so auch waren die Parlamente nur dann mächtig, wenn die Könige ohnmächtig dastanden; nur da traten sie kühn auf, wo die Zaghaftigkeit der Fürsten sichtbar ward.

Auf beiden Seiten waren die Kräfte gleich. Die Universität hatte den Bischof von Paris, die Calviniſten, das Parlament, und die ſtets den erſten Prätext zu Wirren begierig Aufgreifen Baſoche auf ihrer Seite. Die Geſellſchaft Jeſu hingegen verließ ſich auf den Hof, die Familie Guiſe und die Zuneigung der Pariſer, die ihren beredten Vorträgen lieber horchten, als den ſchwulſtigen Reden der Docenten der Sorbonne. Am 25. Februar wendete ſich die Univerſität höchſt ungeſchickt mit einer Vorſtellung an den König, durch welche ſie die Eintragung der Bulle Pauls des Dritten in die Regiſter des Parlaments verhindern wollte; ungeſchickt ſagten wir, denn wo man einen Gegner, oder gar deſſen offenes Hervortreten vermuthet, da darf man ihn nicht mit heimtückiſcher Waffe anfallen.

Die Univerſität hatte dieſe Anfrage veranlaßt und ertheilte demnach die Antwort. Am 3. Auguſt ſchlug auch das Parlament dieſen Weg ein. Man könnte ſagen, das Gutachten der Univerſität entſpreche nicht den Anforderungen der Billigkeit und ſuche nur eine feindliche Abſicht, deren Organ ſie war, hinter einer biſchöflichen Entſcheidung zu verſtecken. Im Voraus waren alle Schritte berechnet, die Rollen ausgetheilt und einſtudirt. Der Biſchof von Paris gab ſeine Erklärung zuerſt ab.

Meſſire Euſtachius du Bellay trug als Nachkomme einer im Dienſte der Kirche, des Heeres, in der gelehrteten Welt und im Kabinette berühmten Familie einen hochgeachteten Namen. Sein Verwandter und Vorfahr auf dem biſchöflichen Stuhle, der Cardinal Johann du Bellay, war der Günſtling Franz des Erſten geweſen, bei deſſen Tode er auf den Stufen des neuen Thrones mit gleicher Gunſt und Gewalt erhalten zu werden hoffte.

Der Cardinal von Lothringen aber vereitelte dieſe Hoffnung; er ward der Vertraute Heinrichs des Zweiten.

Dieſen Schlag vermochte Johann von Bellay nicht zu ertragen. Ihm fehlte die Faſſung, gleichmüthig Ungnade und Gunſt zu beſtehen. Er entſchloß ſich daher, den Hof zu verlaſſen, und ſich nach Rom, dem Aſyle aller geſtürzten Größe, zurückzuziehen, zuvor aber ſein Bisthum auf Euſtachius du Bellay, den Präſidenten des Parlamentes zu vererben und demſelben mit der Mitra ſeine feindliche Geſinnung gegen das Haus Lothringen zu legiren. Der neue Prälat liebte den Kampf, und leicht war die ausgebrochene Fehde gegen die beiden Günſtlinge des Königs fortzuführen. Die Jeſuiten mußten dazu

den Vorwand leihen. Der Cardinal von Guise und der Cardinal von Lothringen hatten sich öffentlich für dieselben ausgesprochen; aus diesem Grunde trat Eustachius als ihr Widersacher auf.

Er ging völlig in die Ansichten der Universität und des Parlaments ein. Sein aus eilf Punkten bestehender Bericht ist gegen die Jesuiten gerichtet und berührt durchaus nicht die von den Jesuiten eingereichte Widerlegung. Der Schluß dieses Berichtes lautet:

„Endlich wolle der Hof erwägen, daß alle Neuerungen gefährlich seien und daß die obgesagten eine Menge unvorherzusehender und unzuberechnender Inconvenienzen herbeiführen werden."

„Da man behauptet, der neu errichtete Orden habe sich den Beruf gestellt, den Türken und Ungläubigen zu predigen und sie zur wahren Gotteserkenntniß zu führen, so scheine es zweckdienlicher, die Häuser der Gesellschaft in der Nachbarschaft der Ungläubigen aufzubauen, wie also schon die Ritter von Rhodus verfahren, welche an den Grenzen der Christenheit, nicht aber in deren Mitte, sich niedergelassen. Es dürfe Zeitverlust genannt werden, stets erst von Paris aus nach Constantinopel und den übrigen türkischen Provinzen wandern zu wollen."

Ein solcher Schluß ziemte sich vielleicht für einen Anwalt, nicht aber für einen so hochgestellten Mann.

Wären die Jesuiten in diesen Vorschlag eingegangen, so hätte wahrscheinlich die Universität, die dadurch eine mit ihr wetteifernde Corporation von sich entfernt, nicht ferner die Beschlüsse des apostolischen Stuhles und der Krone Frankreichs zu vereiteln gesucht.

Das Missionswesen ist nur eine Folge des von der Gesellschaft erzielten Zwecks, die sich vermittelst der Predigt und Führung des priesterlichen Amtes Besserung des moralischen Wandels und Bekämpfung der Irrlehren in Europa zur Aufgabe gestellt.

Xavier und seine Nachfolger erfüllten vollkommen diese eine Richtung des erwählten Berufes. Es lag in Ignaz Absicht, daß das Ziel des Ordens in allen Richtungen ruhmgekrönt von seinen Söhnen erreicht werde. Dies Ziel eben regte die Universität gegen sie auf, denn es verminderte ihren Einfluß, that ihren Einnahmen Abbruch und entriß ihr sogar die fleißigsten Schüler. Eigennutz und Gerechtigkeit geriethen mit einander in Conflikt. Der Eigennutz gewann die Oberhand, man suchte ihn durch einen Schein von Gerechtigkeit zu verstecken. Die Universität erwähnte erst ihrer Beeinträchtigungen,

nachdem sie mit Uebertreibung allen vorausfetzlichen Nachtheil, der den Fürsten, den Bischöfen und den übrigen Orden aus diesem neugegründeten Orden erwachsen könne, aufgezählt. Die einstimmig von der theologischen Facultät gefaßte Conclusion trägt das Datum des ersten Decembers 1554; wir wollen sie hier nach der lateinischen Redaktion des Doctors Renatus Benoit mittheilen.

„Da alle Gläubigen, vorzüglich aber die Theologen (so heißt es wörtlich), bereit sein sollen, Jedem auf dem Gebiete des Glaubens, der kirchlichen Bräuche und Anordnungen Rede und Antwort zu stehen, so hat auch die Facultät sich verpflichtet erachtet, der Anfrage des Parlaments Genüge zu leisten. Aus diesem Grunde hat sie nach wiederholter Durchlesung und Erwägung aller Artikel der beiden Bullen mehrere Monate hindurch dieselben zu erörtern und ergründen gesucht und viele Zeit und Stunden, ihrer Gewohnheit gemäß, diesem wichtigen Gegenstande gewidmet, und nunmehr nachstehenden einstimmigen Beschluß gefaßt, den sie in höchster Ehrerbietung den Beschlüssen des heiligen Stuhles unterstellt."

„Diese neue Verbrüderung, die sich ungebührlich nach dem Namen Jesu nennt, die willkürlich und ohne alle Auswahl allerlei Volks, sogar Verbrecher, Uneheliche und Unehrliche unter sich aufnimmt; die sich nicht durch Kleidung, Tonsur, durch Privat- oder öffentliches Gebet der kanonischen Tageszeiten, durch die Verpflichtungen, innerhalb der Klostermauern zu leben, durch Schweigen, durch Wahl ihrer Nahrung oder besonderer Zeiten, durch Fasten und andere Gebräuche, Gesetze und Ceremonien, denen die übrigen religiosen Orden folgen, von den Weltgeistlichen unterscheidet; diese Verbrüderung, der man so viele Privilegien und Freiheiten, namentlich die Befugniß, das Sakrament der Buße und des Altars zu verwalten, und zwar ohne Berücksichtigung des Orts und der Person, wie nicht minder das Recht, unter Beeinträchtigung der vorgesetzten Bischöfe, der kirchlich eingeführten Ordnung, selbst der Fürsten, ihrer weltlichen Herren, der Privilegien der Universitäten, zum großen Nachtheile des Volks, eingeräumt zu predigen, zu lesen und zu lehren; diese Verbrüderung scheint die Würde des geistlichen Standes zu verletzen, und bringt die der Jugend nöthigen und heilsamen Bußübungen, Fasten und Casteiungen außer Brauch. Sie bewirkt eigenmächtiges Zurücktreten aus den Orden, untergräbt den dem Bischofe schuldigen Gehorsam. Sie entzieht ungesetzlicher Weise so weltlichen als geistlichen Herren erworbene Ge-

rechtsame, erregt in bestehenden Stiftungen Wirren, verursacht Klagen und Beschwerden, Prozesse, Zank, Streit, Neid, mancherlei Trennung und Spaltung im Volke. Aus vorangeführten Gründen ist uns, nach sorgfältiger Erwägung besagter und mancher nicht aufgeführter Verhältnisse, dieser Orden als ein der Religion gefahrbringender, durch den der Friede der Kirche gestört und die klösterliche Ordnung gestürzt werden könne, überhaupt aber als ein mehr dem Umsturze als dem Aufbauen geneigtes Institut erschienen."

Bei diesem Kriegsrufe brach ein theologischer Sturm gegen die Gesellschaft Jesu los. Von den Kanzeln donnerten die Prediger gegen dieselbe; die Pfarrer griffen sie in ihren Sermonen an, die Professoren der Universität, jeglicher pro domo sua kämpfend, riefen ihre Zuhörer zu Schiedsrichtern auf. Natürlich verdammte dieser improvisirte Gerichtshof sie ungehört auf das bloße Wort des Docenten. Schmähschriften und Libelle wurden an den Ecken der Sorbonne angeschlagen, an den Kirchen vertheilt, in die Hausthüren geworfen und auf den Straßen ausgestreuet. Man hatte seine Absicht erreicht. Eustachius du Bellay suchte den Eindruck noch durch das Verbot des öffentlichen Gottesdienstes zu steigern.

In der gallicanischen Kirche giebt es keinen Patriarchen. Jeder Bischof handelt und befiehlt innerhalb der Grenzen seines Sprengels mit der unumschränktesten Willkühr. Nur in Glaubenssachen wird die Oberhoheit des heiligen Stuhles anerkannt; in allen Disciplinar- und Jurisdictionssachen erkennen die Bischöfe nur die Canones und ihr eigenes Gewissen als Richtschnur an. Dem Herkommen nach aber, wogegen der größte Theil der Prälaten stets Protest erhoben, genießt der Bischof von Paris eine Art von Suprematie, die mitunter für die gesammte Kirche drückend werden kann. Im Centro der Regierung kann er, gegen seine Absicht, in politischen Umtrieben verwickelt werden und sich persönlich für diese oder jene Partei entscheiden. Dadurch compromittirt er das Bisthum, welches, um den äußern Frieden zu erhalten, das Geschehene billigt, oder doch mit Stillschweigen, das Jeder sodann nach eigener Ansicht auslegt, übergeht.

Der Erzbischof von Paris führte das Ruder, was allerdings mitunter vortheilhaft, mitunter aber auch gefährlich werden konnte. In der Regel stimmten die andern Prälaten der Ansicht bei, für welche er sich entschieden. Die Geschichte bestätigt die Wahrheit dieser Behauptung. Das Schisma der Griechen hat eigentlich seinen Grund

lediglich in der Anmaaßung des Patriarchen von Constantinopel, dem heiligen Stuhle gegenüber.

Eustachius du Bellay sprach sich also gegen die Gesellschaft Jesu aus; aus kleinlicher Eitelkeit widersprach er geradezu dem römischen Hofe. Die in Paris residirenden Bischöfe folgten seinem Beispiele und proscribirten die Jesuiten, die, ihren amtlichen Erlassen zufolge, sich nicht in ihren Diöcesen niederlassen sollten. Die Jesuiten hielten sich dadurch nicht vernichtet. Du Bellay versagte ihnen alle priesterlichen Functionen in den, seiner Jurisdiction untergebenen Kirchen; sie ergaben sich darein und erbaten sich auf den Vorschlag des Pater Pasquier Brouet einstweilen einen Aufenthalt von dem Prior der Abtei Saint-germain-des-prés. Diese Abtei stand nicht unter der bischöflichen Gewalt Eustachius du Bellay's, sie gehörte zum Sprengel der Vorstadt Saint-Germain.

Der Abt nahm die Verwiesenen auf, und beauftragte sie in seinem Bezirke mit der Fortführung des auf dem rechten Seineufer begonnenen Werkes.

Auf der Gesellschaft Jesu lastete der Bann des Erzbischofs von Paris und mehrerer Prälaten. Die Universität klagte sie in ihren Schriften mehr aus Haß, als aus Verkennung an. Die Väter Roms glaubten, es sei ihre Pflicht, auf die Libelle und Beschlüsse, durch welche die Inquisition und die spanischen Bischöfe als falsch dem heiligen Stuhle entehrend und lästernd dargestellt wurden, zu antworten. Loyola antwortete ihnen aber mit diesen Worten: „Euch gebe ich meinen Frieden und euch lasse ich meinen Frieden," und untersagte jeden ferneren Schritt in dieser Angelegenheit. Im folgenden Jahre 1555 besuchte der Cardinal von Lothringen Rom. In seinem Gefolge befanden sich Claudius Despence, Hyronymus de Sauchiere, später Cardinal, Chrispin de Brichanteau und Renatus Benoit, vier der ausgezeichnetesten Docenten der Pariser Facultät. Ignazius benutzte diese Gelegenheit, jenen Männern, die sich zu Richtern seiner Stiftung aufgeworfen, Plan und Endzweck des Ordens zu erläutern.

Es wurde eine Versammlung, und zwar im Beisein des Cardinals und in dessen Pallaste anberaumt. Die vier Doctoren erschienen, ihnen gegenüber standen Laynez, Olave, Polanque und Frusis. Olave war nicht allein Abgeordneter seines Ordens, er war zugleich Doctor der Sorbonne, also der Pariser Universität selbst; er übernahm

daher besonders die Widerlegung der Anschuldigung. Die Antworten, durch welche er die heftigen Anklagen Benoits zu heben wußte, sind noch vorhanden, sie überzeugten Despence, Sauchiere und Brichanteau, welche, von dem Cardinal aufgefordert, nach dem Zeugnisse des Geschichtschreibers Orlandini, erklärten: der Beschluß der Universität sei ohne genügende Kenntniß der Verhältnisse abgefaßt; selbst Renatus Benoit stimmte dieser Ansicht bei, und dieses Zugeständniß bewirkte später eine für den Orden günstige Reaction.

Der General beschäftigte sich nicht allein mit den europäischen Königreichen und den Missionen in der neuen Welt, auch die beklagenswerthe Lage der Insel Corsica faßte er ins Auge. Dem Namen nach war diese Insel eine christliche, aber in Folge der Unruhen, die die sie verwüsteten, war sie fast völliger Rohheit wieder verfallen; sie konnte sich weder selbst regieren, noch einer andern Macht unterwerfen. Das Joch Genuas war ihr verhaßt, aber ihre Unabhängigkeit ward völlige Zügellosigkeit. Unter diesen immerwährenden Conflicten ward die Gesinnung schwankender und beweglicher, als die Wogen, die die Ufer Corsicas umspülen. Verderbtheit und Unwissenheit waren allgemein verbreitet. Die Einwohner konnte man kaum Katholiken nennen. Die Priester selbst sahen sich fast nicht mehr als Christen an. Die Insel stand unter Genuas Oberhoheit; sie hatte unlängst an Karl den Fünften eine Gesandtschaft geschickt, welche ihm anzeigen sollte, daß sie sich seiner Oberhoheit unterwerfen wolle. „Unsere Mitbürger übergeben sich," sagten die Gesandten zu Karl, „Eurer Kaiserlichen Majestät," „und Ich," entgegnete der Kaiser, „übergebe sie dem Teufel." Also dachte nicht die von Ignazius ausgesendete Mission. Die Corsen waren wirklich nicht mehr zu regieren. Die Republik Genua kannte kein Mittel mehr, sie zum Gehorsam zurück zu bringen. Endlich glaubte sie das längst gesuchte Mittel in der Berufung der Jesuiten gefunden zu haben.

Sylvester Landini und Emanuel de Monte-Mayor erschienen zu Anfang des Jahres 1553 als apostolische Visitatoren auf Corsica. Ihnen schien nichts unerreichbar. Sie durcheilten die Dörfer, die Wälder und die Gebirge, in welchen die Bevölkerung im Aberglauben, Vielweiberei und Blutschande lebte, und selbst durch die unter den Familien herrschende bittere Zwietracht allem geselligen Zusammenleben fern gehalten wurde. In ihren Vorträgen klärten sie das Volk auf, durch ihren Wandel erbaueten sie es, und mit Geduld

unterwiesen sie es. Der rohe Charakter ist stets zur Revolution geneigt, nach und nach aber lernte Corsica die Segnungen der Versittigung wieder kennen.

Der Tod Peter Lefevres, die nicht gezügelte Kraft Bobadillas, und der harte Kampf mit dem Protestantismus, hätten die Ausbreitung der Gesellschaft in Deutschland verzögern können, wenn nicht Lejay, und vor allen Canisius, den Hindernissen sich entgegengestämmt hätten. Um diesen jungen Mann, dessen Einsicht Karl der Fünfte gelobt, zu prüfen, sendete ihn Ignazius während des Jahres 1548 auf das so eben in Messina gegründete Collegium als Lehrer der Rhetorik. Nach zwölfmonatlicher Prüfung glaubte der General, eines solchen Redners nicht ferner entbehren zu müssen. Er selbst nahm in Rom Canisius das vierfache Gelübde ab und sendete ihn sodann mit Salmeron nach Deutschland. In Ingolstadt, wo der Herzog von Baiern sie erwartete, wurden sie abseiten der Universität mit den, so ausgezeichneten Lehrern gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen.

Salmeron erklärte die Epistel des heiligen Paulus, Canisius kommentirte den heiligen Thomas; von ihren Kanzeln eilten sie in die Krankenhäuser. Nachdem sie dem deutschen Scharfblick die unergründliche Tiefe der heiligen Schriften kennen gelehrt, eilten sie in die Schulen der Kinder, ganz sich auf den Standpunkt derselben versetzend.

1550 ward Canisius einstimig zum Rektor ernannt; man hatte ihm dies Amt aufgedrungen, er unterzog sich demselben und ging, nach Ueberweisung aller Einkünfte desselben an die Armen, sogleich an die nöthigen Reformen. Die Neuerer hatten in allen Facultäten, namentlich in den höheren Wissenschaften, einen Studienplan eingeführt, der sowohl der religiosen Ueberzeugung, als der logischen Schärfe, Eintrag thun mußte.

Diese Unordnung wurde sofort gehoben, und noch heutigen Tages findet sich in den Archiven zu Ingolstadt ein Denkmal der Erkenntlichkeit gegen den Pater; in deren Lehrer-Verzeichnissen er der unvergleichliche Canisius genannt ist.

Auf dem Todtbette empfahl der Herzog Wilhelm seinem Sohne Albert die Jesuiten. Albert erfüllte dies Vermächtniß seines Vaters. Durch Canisius gewann Ingolstadt ein völlig neues Aussehen. Als er auf Einladung der Bischöfe von Naumburg, Straßburg und

Friesland Ingolstadt verlassen wollte, hielt ihn der Herzog Albert zurück.

Später wendete sich der König Ferdinand, der Schwiegervater Alberts, mit der Behauptung, Canisius Anwesenheit sei in der Hauptstadt Oesterreichs durchaus nothwendig, an Loyola, der hierauf an den Herzog von Baiern schrieb: „Er möge Canisius dem römischen Könige einstweilen leihen.“ Nur auf diese Versicherung trennte sich Albert von dem Jesuiten, der 1551 in Wien anlangte. Ferdinand wünschte ein Ordens-Collegium in Wien zu errichten. Auf seine Vorstellung sendete der General ihm zehn Coadjutoren, an deren Spitze Nicolaus de Lannoy unter der Oberaufsicht Lejays stand. Am 6. August 1552 starb Lejay. Canisius lag es nun ob, alles das zu vollenden, was dieser während seines, dem apostolischen Berufe aufgeopferten, Lebens unternommen hatte.

Trotz der wirklichen Anhänglichkeit des Sohnes Karls des Fünften an der Kirche, richtete die Irrlehre dennoch in seinem Staate tiefes Verderben an. Seit zwanzig Jahren war in der Stadt Wien keine Priesterweihe mehr vollzogen, es fand sich unter den Geistlichen und Priestern nicht einmal eine, des Episcopates würdige Persönlichkeit. Unter solchen Umständen fehlte es begreiflich auch an allem religiosen Leben. Die betagten Geistlichen erinnerten sich kaum mehr ihres früheren Gelöbnisses; manche lebten ohne alle Religion dahin, andere hatten alle Achtung verloren, weil sie vor dem Volke noch von Glauben redeten; der größte Theil hing den verschiedenen, Deutschland zerspaltenden Sekten an.

Canisius streuete von seinem Lehrstuhle der Universität unter seinen Zuhörern den Samen des wahren Glaubens wieder aus, er erweckte in den Docenten Furcht vor jeder Neuerung; dennoch schienen ihm die gewünschten Erfolge nicht rasch genug. Er wählte daher fünfzig junge Männer, vereinigte sie in einem benachbarten Hause des Collegiums, und ließ sie in den, von dem Generale vorgezeichneten Prinzipien erziehen; dies war sein Seminar. Das römische Reich hatte damals nicht allein gegen die Lutheraner anzukämpfen; die Türken verheerten Ungarn und bedrohten die Grenze Oesterreichs, welches ihnen nach der Schlacht von Temeswar offen lag; das kaiserliche Heer war geschlagen; zu der Schmach der Niederlage gesellte sich noch die Pest; Wien war in einer furchtbaren Lage.

Der Protestantismus hat nicht, wie die katholische Religion, die

Aufgabe, Liebeswerke zu üben. Der Lutheraner mag in seinem Herzen eben so menschenfreundlich und wohlthätig sein, als der Katholik, sein Glaube aber, der ihn isolirt und individualisirt, widerstreitet seinem Wesen nach der ungemessenen Hingebung religioser Pietät. In allen Ländern und Städten, wo wir den Monumenten derselben begegnen, da beurkunden sie unfehlbar das einstmalige Dasein des Katholicismus. Der Pater Lannoy und seine Genossen widmeten sich ganz den Pestkranken; sie lehrten ihre Zöglinge christliche Liebe im wahren Sinne des Wortes.

Während der Tod an alle Thore, die die Furcht verschlossen hielt, klopfte, ging er an den Pforten der Jesuiten vorüber, welche den Kranken und Sterbenden stets offen standen.

Um diese Zeit starb Friedrich Nausea, Bischof von Wien. Der römische König, dessen Lande Canisius zur Belebung des Glaubens bereisete, ersah sich den Pater zur Erhebung auf diesen bischöflichen Sitz Canisius schrieb deshalb an Loyola. Der General lehnte noch einmal diese, einen der Seinigen mitten in bedrängenden Arbeiten überraschende Ehre ab, und Ferdinand, der zum zweiten male seinen Wunsch vereitelt sah, verlangte nun zum allgemeinen Besten die Herausgabe eines später von Canisius verfaßten Cathechismus.

Dies kleine, in Deutschland volksthümlich gewordene Werk, ist in alle Sprachen übersetzt, vom heiligen Stuhle und allen Bischöfen abprobirt, und hat bis jetzt fünfhundert Auflagen erlebt; es ist nur ein kleines Werk, aber es stellt die Wahrheit so siegreich ins Licht, daß der Protestantismus bis jetzt demselben noch nichts, als Spott entgegen zu setzen vermocht hat. Dem römischen Könige verdankt die Kirche dies Werk; sein Brief, in welchem er von Ignaz die Abfassung verlangt, verdient seiner politischen Beziehung wegen bekannt zu werden. Ferdinand wagte nicht, Canisius in seiner Thäthigkeit als Prediger und Seelsorger zu unterbrechen, Loyola aber war der Ansicht, daß nur er in dieser Beziehung den Ansprüchen des Fürsten zu genügen vermöge; er befahl ihm daher die Abfassung des Cathechismus.

Ferdinands Brief vom fünfzehnten Januar 1554 weiset vor drei hundert Jahren uns schon die Waffen, durch welche die Wahrheit den Irrthum besiegen soll, nach; sie sind keine anderen, als die Presse und Oeffentlichkeit. Er lautet:

„Ehrwürdiger, frommer, theurer, ergebener Freund! Es ist uns kund geworden, daß der Irrglaube und die Irrlehre, welche in unserem Jahrhundert überall in die Christenheit sich eingeschlichen und in ihr ausgestreut wird, sich hauptsächlich in Deutschland verbreitet und tiefe Wurzel geschlagen habe. Der Hauptgrund liegt darin, daß die Irrlehrer und Ketzer ihre Irrthümer, in kurzen Artikeln zusammengefaßt, unter dem Volke verbreiten."

„Nicht allein die Gleichgültigkeit unserer Hirten in Deutschland, die bei dem großen Schaden der gläubigen Heerde schlafen, ist die Ursache, sondern besonders jene Menge von größeren oder kleineren Lehrbüchern, namentlich den Cathechismen und Beweissätzen, wie alle diese von den Irrlehrern in lateinischer und deutscher Sprache abgefaßten Büchelchen, welche ihrer Kürze wegen leicht dem Gedächtnisse einzuprägen, um wohlfeilen Preis verkauft werden, und aus diesem Grunde beim Volke beliebt und von ihm begehrt sind."

„Wenn wir mit Ernst auf Abstellung dieser Pest gesonnen, so hat uns kein Mittel zur Abstellung der Irrlehre wirksamer und leichter erscheinen wollen, als uns desselben Hülfsmittels zu bedienen, welches die Abtrünnigen zur Verbreitung ihrer Ansichten anwenden, d. h. unsere Prälaten und rechtgläubigen Theologen müssen ein kurz gefaßtes Religionsbuch verfassen, welches allen, sowohl den geistlichen, als den weltlichen Christen zur Richtschnur dienen, und das ein jeder sich um geringen Preis verschaffen könne."

„Wir hatten daher beschlossen, diese Arbeit einigen Doctoren und Brüdern eures Ordens an unserer Academie in Wien aufzutragen, aber wir haben ermessen, daß sie überdies so sehr im Weinberge des Herrn, entweder durch ihre Schularbeiten, oder durch ihre Predigten beschäftiget sind, und unmöglich ohne Nachtheil ihrer Schüler oder der Gläubigen, sich dieser neuen Arbeit unterziehen können. Da wir aber nicht zweifeln, daß Ihr in Rom eine große Anzahl gelehrter Leute eures Ordens versammelt habt, die mit einem so frommen und nützlichen Werke beauftragt werden könnten und zu dessen Uebernahme und Ausführung mehr Zeit haben, da wir ferner uns überzeugt halten, daß Ihr uns diese Bitte nicht abschlagen werdet, so ersuchen und beschwören wir Euch, zu Nutz und Heil der ganzen Christenheit einige gelehrte Männer in Eurer Nähe mit der Abfassung eines solchen kurzen theologischen Lehrbuches zu beauftragen und uns dasselbe, sobald es vollendet, zuzustellen."

„Wir werden Sorge tragen, dasselbe sogleich drucken zu lassen, zugleich auch dasselbe nicht allein auf unserer Academie in Wien, sondern mit der Hülfe des Herrn, so viel wir vermögen, in unseren Erbstaaten und Provinzen erkären und lehren zu lassen. Wir werden darauf halten, daß die Pfarrer und Alle, die mit der Seelsorge beauftragt, desselben sich bedienen; übrigens werdet Ihr und Alle, die sich dieser Arbeit unterziehen, nicht nur ein uns gefälliges Werk vollführen, sondern Euch zugleich um unsere Lande und die ganze Christenheit sehr verdient machen."

„Der Herr, um dessen Ruhm es sich hier hauptsächlich handelt, wird Euch und allen Mitarbeitern, in Berücksichtigung der großen Beschwerde, einen würdigen Lohn ertheilen, ich meine: die unverwelkliche Krone. Wir aber wollen eine solche Wohlthat nicht vergessen und durch unser Wohlwollen und Freigebigkeit Euch und Eurem heiligen Orden uns dankbar beweisen."

Gegeben in unserer Stadt Wien den 15. Januar 1554, im vierten Jahre unserer römischen Herrschaft und im acht und zwanzigsten unserer übrigen Herrschaften.

Canisius schlug das Bisthum Wien aus. Auf Bitten des römischen Königs befahl ihm Ignaz, sich des Amts eines Administrators der Diöcese zu unterziehen, ohne jedoch je die reichen Einkünfte anzunehmen. Canisius gehorchte und suchte nun, Kraft dieses ihm verliehenen Amtes, alles Heilbringende, das er im Herzen trug, zu verwirklichen.

Der Name der Jesuiten, der durch die Predigten Lejays und Canisius im Innern Deutschlands bekannt geworden, richtete die Aufmerksamkeit der Fürsten und des Volks auf dieselben. Der Woiwode von Siebenbürgen erbat sich für seine Staaten die Jesuiten. Der Erzbischof von Strigon erbat sie sich für Ungarn. Der Bischof von Breslau suchte sie als Arbeiter für Schlesien. Der polnische Geschichtsforscher Crommer, Minister des Königs Siegismund in Wien, bat Canisius, Polens und seine eigenen Wünsche zu erhören. Der Pater ward der deutsche Gelehrte, und das katholische Deutschland fiel den Jesuiten zu. Seine tiefen Kenntnisse mußten verbreitet werden, wozu die Kraft eines Mannes aber nicht ausreichte. Um sein Werk weiter hinaus zu führen, hielt er kein Mittel geeigneter, als die Gründung von Collegien. Das Wiener Collegium hatte guten Fortgang, und so gründete er 1555 ein zweites in Prag.

An den Ufern der Moldau lebte eine große Menge von Juden und Hussiten. Diese beiden mit den Lutheranern vereinigten Sekten bildeten einen schroffen Gegensatz gegen die katholische Kirche, stets bereit, dieselbe mit den Waffen, die ihnen Leidenschaft in die Hand gab, zu bekämpfen.

Canisius beabsichtigte, das Prager Collegium sowohl den Kindern der Katholiken, als auch der Feinde der Religion zu öffnen. Die Freiheit, die Vorlesungen mit anhören zu dürfen, erbitterte einige Personen. Man drohete den Jesuiten, verfolgte sie persönlich und in ihren Schülern; endlich legte sich der Sturm, Canisius siegte durch beharrliche Kraft.

1556 beschloß Loyola, in Deutschland eine Ordens-Provinz unter dem Namen germania superior zu errichten. Canisius ward zum ersten Provinzial ernannt. Alles, was wir so eben vorgetragen haben, ward durch den Ordensmeister unternommen, befohlen und ausgeführt. Während seines ganzen Generallates war er nur zweimal von Rom abwesend. Das erstemal: auf Befehl des Pabstes den Frieden zwischen den Einwohnern von Tivoli und ihren Nachbarn von San-Angelo zu vermitteln; das zweitemal: um den Herzog Ascanius Colonna mit seiner Gemahlinn Johanna von Aragon wieder zu versöhnen. Aus der ewigen Stadt regierte Ignaz überall die Arbeiter am Evangelium. Er nahm Theil an den Kämpfen, Theil an den Leiden der Kirche, suchte den ihr zugefügten Schaden wieder gut zu machen und die christlichen Fürsten für sie wieder zu begeistern. Er stand mit Johann dem Dritten von Portugal, mit dem römischen Könige, mit dem Cardinal Enrico von Portugal, mit Hercules von Este, Herzog von Ferrara, mit Albrecht von Baiern und Philipp von Spanien im Briefwechsel, leitete Margarethe von Oesterreich, die Tochter Karls des Fünften, und wachte mit derselben Sorgfalt über die kleinsten Fehler des letzten Novizen, wie über jene großen Interessen, in denen Europas Mächte ihn um Rath fragten.

Er sendete Johann Nunez und Ludwig Gonzales nach Fez und Marokko, die in dortiger Gefangenschaft schmachtenden Christen loszukaufen, oder wenigstens im Glauben zu stärken und zu kräftigen.

Karl der Fünfte sendete, zur Unterdrückung des Piraten Dragut, der das Mittelländische Meer in Schrecken setzte, ein Heer nach Afrika.

Laynez schiffte sich mit demselben ein, und Loyola, dieser einfache und erhabene Mann, richtete nachstehendes Schreiben an den General und die Soldaten, das als Proclamamation eines alten Heerführers und Gebet eines Christen gelten kann.

„Ignaz von Loyola, General der Gesellschaft Jesu. Den Erlauchten Herren, edlen und muthigen Generalen, wie allen Soldaten und Christen des Feldzuges nach Afrika gegen die Ungläubigen, Gnade und Hülfe von unserm Herrn Jesus Christus, und die ewige Seligkeit in ihm."

„Der erlauchte Herr Johann de Vega, Vicekönig von Sicilien und Oberbefehlshaber dieses heiligen Zuges, hat brieflich von mir begehrt, in seinem Namen und im Namen des ganzen Heeres unsern heiligen Vater, den Pabst Julius den Dritten, zu bitten, auch auf Euch, die Ihr in ungläubigen Landen zurückgehalten, und zum Preis und Ruhme Christi, wie zur Ehre unseres heiligen Glaubens kämpfet, das Ablaß-Jahr, welches er so eben für alle diejenigen, die zum Besuch gewisser Kirchen nach Rom kommen, angeordnet, zu erstrecken. Seine Heiligkeit hat in apostolischer Milde mit Freuden Euch diese Gnade bewilliget. Erkennt dies reumüthig an, beichtet, damit Ihr gegen den Feind des heiligen Kreuzes kühneren Muthes und gewaltiger streitet und die Gnadengaben des höchsten Gottes und des Kirche, seiner Braut, im höheren Maaße erfahret."

„Also werdet Ihr die schönsten Früchte des Krieges, sei es der Sieg im Kampfe, sei es die ewige Seligkeit, die Jeder nach Erlaß seiner Sünden dieses Lebens erlangt, erwerben. Euch die Erlangung dieser Gnade kund zu thun, hat es mir heilsam in dem Herrn geschienen, Euch dies Schreiben zuzustellen und mit dem Siegel unseres Ordens zu bekräftigen."

Gegeben zu Rom am siebenten der Iden des Juli (neunten Juli 1550).

Als der Erzbischof von Genua den Wunsch aussprach, die Barnabiten von Mailand, andere Prälaten dagegen den Vorschlag machten, die Theatiner mit der Gesellschaft Jesu zu vereinigen, lehnte Loyola, unter Erklärung seiner innigsten Hochachtung vor diesen verschiedenen Orden, solches Ansinnen ab. Jeder Orden müsse, erklärte er, in seinem ursprünglichen Zustande verbleiben, allein seiner Regel folgen und sein besonderes Ziel zu erstreben suchen.

Mit unerschütterlicher Beharrlichkeit erstrebte er seinen Zweck, das

Ziel aller Vorarbeiten, mit Aufopferung seines Lebens. Er hatte an sich selbst die Wirkungen frivoler Schriftrn, oder zweifelerregender Bücher erfahren. Die Grundsätze des Erasmus, sein reizender Styl hatten, wie er selbst so kräftig sagt, die Schwungkraft seiner Seele abgespannt; er untersagte daher die Leetüre dieses Schriftstellers, dessen Einfluß auf junge Gemüther er fürchtete.

In seiner Zeit, und in Berücksichtigung des so eben errichteten Ordens, hatte er vollkommen Recht. Dem Erasmus, obgleich völlig Katholik, fehlte es an Energie des Gemüthes und des Geistes. Zur Rechtfertigung des klar vorausfehenden Paters enthalten die nach Erasmus Tode veröffentlichten Briefe in der That jenen egoistischen Indifferentismus *), der nach Ignazius Ansicht verderblicher, als die Irrlehre selbst, wirke.

Während der Unterbrechung des tridentinischen Conzils berief der General Laynez nach Padua. Pasquier Brouet, der erste Provinzial Italiens, ward auf seinen Befehl nach Frankreich gesendet, daselbst die Ausbreitung des Ordens zu beschleunigen. Loyola bestimmte ihm Laynez zum Nachfolger. Laynez glaubte, noch nicht Gehorsam genug gelernt zu haben, um tüchtig regieren zu können; er lehnte daher diese Wahl ab. Loyola aber erwieß ihm die Nothwendigkeit. Kaum aber hatte Laynez die Verwaltung der Provinz übernommen, so fiel es ihm auf, daß die ausgezeichnetesten Jesuiten nach Rom berufen wurden; er beklagte sich schriftlich darüber, daß den Collegien Italiens ihre gelehrtesten Professoren entzogen würden. Ignaz antwortete ihm: in Rom sei der Sitz des Ordens, hier müsse er im vollen Glanze erscheinen, weil aus der päbstlichen Stadt hauptsächlich die Väter hervorgehen sollten. Ohne diese Erklärung zu berücksichtigen, schrieb Laynez, der vielleicht Recht hatte, wenn er von sich sagte, noch nicht gehorchen gelernt zu haben, wiederholt über den-

---

*) Luther, schreibt er, hat uns eine heilsame Lehre und vortreffliche Rathschläge ertheilt. Ich wünschte, daß ihre Erfolge nicht durch unverzeihliche Mängel zerstört würden. Wäre aber auch an seinen Werken nichts auszusetzen, so bin ich dennoch nie geneigt gewesen, für die Wahrheit zu sterben. Nicht allen ist die Kraft zum Marterthume gegeben; wäre ich auf die Probe gestellt worden, ich fürchte, ich hätte es dem heiligen Petrus nicht gleichgethan. **Epistolae Erasmi, in Jortins life of Erasm. vol. I. pag. 273.**

selben Gegenstand an den General. Obgleich Laynez Ignazens Herzensfreund und sein rechter Arm, so wie der Ruhm des Ordens war; obgleich das heilige Collegium ihn zum Cardinal designirt, nahm Loyola durchaus nicht Anstand, ihm zu schreiben: „Denke über deine Handlungsweise nach; zeige es mir an, wenn du dich schuldig erkennst; bestimme mir die Buße, der du zur Sühne deines Fehlers dich zu unterwerfen bereit bist.“ Der intelligente Despot hatte befohlen, der intelligentere Sclave antwortete von Florenz: „Mein Vater. Als Euer Würden Brief in meine Hände kam, bat ich Gott, und zwar, was mir selten geschieht, unter heißen Thränen, und beschloß, was ich noch jetzt mit Thränen in den Augen beschließe; ich wünsche, daß Euer Würden, deren Händen ich mich völlig hingebe und überlasse, ich wünsche, sage ich, und bitte um die Barmherzigkeit unsers Herrn Jesu Christi Willen, daß Ihr zur Strafe meiner Sünden und zur Dämpfung einer unordentlichen Sinnlichkeit, der Quelle meines Fehltritts, mich der Regierung, der Befugnisse zu predigen und der Studien entsetzet, und mir als einziges Buch nur mein Brevier lasset; daß Ihr mich nach Rom bescheidet, Allmosen zu sammeln, und daß Ihr mich bis an den Tod in den niedrigsten Beschäftigungen des Ordenshauses verwendet, oder, wenn ich dazu nicht tauge, mir für den Rest meines Lebens den Unterricht in den ersten Elementen der Grammatik überweiset; durchaus keine Rücksicht gegen mich nehmet und mich als einen Kehricht der Welt ansehet. Dies habe ich mir zur Buße erwählt.“

Seine Unterwerfung war vollkommen, und zugleich mit ihr allen Ordensgliedern ein seltenes Vorbild gegeben, Nur dem Gesetze mußte noch genügt werden. Der General hütete sich wohl, Laynez das Studium zu untersagen, welches Bedingung seines Lebens war. Er befahl ihm, ein theologisches Compendium zu verfassen und ordnete ihm zur Visitation der Collegien den Pater Viole und Martin Olave bei.

Julius der Dritte und Marzel der Zweite hatten nur kurze Zeit den päbstlichen Stuhl inne. Am drei und zwanzigsten Mai 1555 wurde der Cardinal Caraffa zum Pabste erwählt und nahm den Namen: „Paul der Vierte“ an. Er war beinahe achtzig Jahre. Als Stifter des Theatiner-Ordens war sein Name sehr häufig mit dem Geschicke der Jesuiten in Conflikt gerathen. Die Väter in Rom wurden daher durch seine Erhebung sehr bestürzt.

Ignazius allein verlor nicht den Muth. Bei der ersten Audienz

begab sich Loyola nach dem Pallaste. Peter Caraffa war jetzt nicht mehr Theatiner, nicht mehr Cardinal, er war das Oberhaupt der Kirche, und mußte als solcher die Dienste lohnen, die die Jesuiten der ganzen Christenheit geleistet.

Zuvörderst beabsichtigte Paul der Vierte, Laynez mit dem römischen Purpur zu bekleiden. Laynez gerieth bei dieser Nachricht in Schrecken, der stets gefaßte Ignazius aber beruhigte ihn. Der Pabst ist zu gerecht, sagte er, um deiner Demuth Gewalt anzuthun. Paul der Vierte aber wünschte, ihre Weigerung zu überwinden. Um Laynez an die Formalitäten und den Glanz des Vaticans zu gewöhnen, befahl er demselben, in dem Pallaste eine Wohnung zu beziehen, um die Reform der päbstlichen Kanzlei (der Dataria) zu beaufsichtigen. Die Dataria ist das mit der Vertheilung der kirchlichen Beneficien der Bischöfe und Aebte beauftragte Tribunal in Rom; auch die Ehedispensen werden von diesem Tribunale ertheilt.

Unordnungen mancher Art hatten sich in den verschiedenen, sehr komplicirten und für den heiligen Stuhl wichtigen Verwaltungen eingeschlichen. Laynez untersuchte die Gebrechen, entdeckte bald dieselben, machte sie namhaft und erwählte die wirksamsten Mittel zu deren Abstellung.

Er hielt diese Arbeiten nur für eine Lockspeise, ihn im Vatican festzuhalten, und verließ daher eines Tages den Pallast, um in das Profeßhaus zurückzueilen.

Der Pabst ermaaß wohl, daß er sich nicht seiner Autorität bedienen dürfe, Laynez zur Annahme des Cardinalshutes zu bewegen, und gab daher seinen Plan auf.

Seit langer Zeit schon drohete die, durch ununterbrochene Arbeit geschwächte Gesundheit des Generals mit dessen Auflösung. Ignazius fühlte sein Ende nahen, aber er hörte nicht auf, eifrig alle Geschäfte des Ordens zu besorgen.

Endlich wurde das Uebel mächtiger, als seine Kraft. Laynez, jünger zwar, aber eben so geschwächt, wie sein Meister, befand sich in einem gleich verzweifelten Zustande. Loyola hielt es unter diesen Umständen für nöthig, sich einen Pater an die Seite zu setzen, der an seiner Statt die Beaufsichtigung führte, er selbst aber wollte diese Wahl nicht treffen, berief daher alle in Rom anwesenden Priester des Ordens, und verlangte von ihnen, einen Vice-Official zu erwählen. Die Wahl fiel auf den Pater Hieronymus Natal.

Loyola hatte jetzt nur auf sein eigenes Heil zu denken. Er zog sich ganz zurück, oder vielmehr, er wendete alle Thätigkeit daran, Leidende zu trösten und Kranke zu besuchen, gleichsam, als wolle er selbst die Kunst zu sterben lernen, indem er stets das Schauspiel des Todes sich vor Augen hielt. Schon in den letzten Zügen, war dennoch sein Geist thätig. Auf seinem Schmerzenslager verfaßte er das vierzigstündige Gebet, das die Kirche angenommen und während der drei letzten Tage des Carnevals eingeführt; auf demselben diktirte er seine letzten Gedanken über die Tugend des Gehorsams, ein Testament voller Weisheit, in dem sich die Kraft dieses wunderbar organisirten Geistes selbst unter dem Hinschwinden des irdischen Lebens bestätiget. Am 31. Juli 1556, früh fünf Uhr, rief er den Namen Jesus, und hauchte in einem Alter von fünf und sechzig Jahren seinen letzten Seufzer aus.

Dreierlei hatte er auf Erden ersehnt: das von ihm gegründete Institut durch die Päbste bestätiget, sein Buch der geistlichen Uebungen von ihnen abprobirt, und überall, wo seine Schüler thätig waren, die Constitutionen des Ordens verbreitet zu sehen. Diese drei Wünsche waren erfüllt, und Ignaz starb als ein Glücklicher.

Wir erkennen mit der Kirche die hohen Tugenden aller derer an, die sie unter die Heiligen versetzt. Zu der kleinen Zahl dieser Auserwählten gehört auch Loyola; selbst die gläubigen Protestanten stimmen in das Lob ein, das die katholische Kirche seiner Heiligkeit darbringt. „Wir glauben nicht, sagt Macauley *), daß der unparteiische Leser seiner Schriften und ein unbefangener Geschichtsforscher seines Lebens jemals die Lauterkeit und Rechtschaffenheit dieses Mannes in Zweifel ziehen; nicht, daß man jemals ihm das Verdienst einer aufrichtigen, nie unterbrochenen innigen Frömmigkeit absprechen könne." Nur durch Nutzen stiftende Monumente, durch Stiftungen für das allgemeine Wohl, wird das Andenken der Verstorbenen auf Erden verewiget. Die Kirche verehrt in ihm den Christen, den Mönch und den Priester, die Geschichte aber muß ihn als einen großen Mann darstellen. Das höchste Lob entspringt ihm aus seinen Werken selbst, und deren hat er nachfolgende hinterlassen.

Außer der Gesellschaft Jesu selbst, durch welche er sich ein unvergleichliches Denkmal errichtet, erheben sich in der Hauptstadt der

*) Edinburgh Review 1842.

Christenheit zwei Riesenbauten, denen der Jesuit die letzten Jahre seines Lebens widmete: „das römische und das deutsche Collegium."

Am 16. Februar 1550 bezogen sechszehn Scholastiker aus dem Profeßhause eine kleine Wohnung am Fuße des Capitols, welche Ignazius gemiethet hatte. Der Raum war sehr beschränkt. Durch eine von Franz von Borgia, Herzoge von Gandia geschenkte Summe wurden deren Bedürfnisse bestritten. Kaum war diese schnell eingerichtete, nach dem Willen des Generals von jedem Lernbegierigen ohne alle Kosten zu benutzende Schule eröffnet, so sah man sich schon genöthiget, ein größeres Lokal zu suchen.

In der Gegend des Minerven-Tempels fand sich ein, der Familie Frangipani gehörendes Haus; dies erwählte der General. Um es seinen Ansichten gemäß einzurichten, verwendete er sogleich das vom Herzoge von Gandia zur Errichtung eines künftigen römischen Collegiums bestimmte Geld. Das Haus war geräumig. Ignaz würde vielleicht im Vertrauen auf Gott dasselbe noch vergrößert haben, um alle sich Meldenden aufnehmen zu können, nur die geringen Fonds standen entgegen; außer dem Kreuz der Armuth hatte das Institut ein schwerer Leid zu tragen.

Die Professoren waren Jesuiten; sie erhoben für die Erziehung und den Unterricht durchaus kein Honorar, und nahmen sogar das tägliche Brod, das ihnen nicht selten mangelte, nicht einmal aus den Händen ihrer Zöglinge. Diese, so vielen Familien zu gute kommende Milde fand natürlich bei den übrigen Lehrern keinen Beifall, da sie leicht ermessen konnten, daß hinfort ihre Hörsäle leer stehen würden; ihre Eigenliebe und ihr Eigennutz wurden zugleich verletzt. Der Zwist unter den neuen Ordensgeistlichen und den Universitäten Roms begann mit der Errichtung des römischen Collegiums.

Man verläumdete sogleich die Väter der Gesellschaft Jesu, machte ihr Betragen lächerlich, und suchte sie auf alle Weise zu schmähen und zu kränken. Zuerst klagte man sie des Unglaubens und der Ketzerei, dann der Unwissenheit an. Der große Haufe aber schenkte dem Vorwurfe der Sektirerei keinen Glauben, daher suchte man nach einem wirksameren Mittel zu ihrem Schaden und behauptete: sie seien unfähige Lehrer. Als Loyola diese Beschuldigung zu Ohren kam, antwortete er: „Wir behaupten nicht, weise zu sein, aber das Wenige, was wir gelernt, theilen wir gerne um Gottes Willen anderen mit".

Mit diesen, durch die Eifersucht der Universitätsmitglieder erreg-

ten Streitigkeiten wußten die Irrlehrer, welche Rom, vor allem aber die mit Thätigkeit ihnen entgegenstrebende Gesellschaft Jesu nicht aus den Augen verloren, schon im Jahre 1552 ihre eigenen Machinationen zu vereinigen. Philipp Melanchthon schickte einen seiner Anhänger in dies feindliche Lager. Es war ein gebildeter, beredter, schrifterfahrener Mann, und so gelang es ihm, sich in den Orden einzuschleichen und also seine Ansichten zu verbreiten; er wurde entdeckt und der Inquisition übergeben. Aehnliche Versuche wurden wiederholt, aber stets von der Wachsamkeit vereitelt.

Das römische Collegium errichtete zuerst einen Lehrstuhl der scholastischen Theologie, zu welchem Martin Olave berufen wurde; Quintus Carlat war Professor der Moral-Theologie, Frusis Professor der Exegese, Johann Ruggieri, Franz Roilet und Balthasar Turrian wurden mit den übrigen Disciplinen beauftragt. Ignaz schätzte die vortreffliche Methode, der sich die Pariser Universität bediente, er führte sie ein, und um ihr in Italien Anerkennung zu verschaffen, erwählte er zu Lehrern seines Collegiums nur auf der Pariser Universität gebildete Männer, eine Anerkennung, wofür diese dem General niemals Dank gewußt hat.

Durch solche Lehrer wurden den Zöglingen die Studien erleichtert, aber eben diese Erleichterung hatte Geldnoth zur Folge. Auf alle Vorstellungen, die man Loyola über die täglich wachsende Zahl der Schüler und den im Verhältniß mit ihr sich ergebenden Mangel machte, antwortete er: „geht, geht! der Himmel wird für alle Nothdurft sorgen."

Wenn es gleich an den nöthigsten Lebensbedürfnissen fehlte, wußten die Professoren dennoch ihre Schüler in dem höchsten Eifer wissenschaftlichen Strebens zu erhalten; nicht nur ein Seminar für den Orden hatte Loyola gestiftet, ein Haus hatte er gegründet, in welchem jedem Kinde, jedem Menschen das Recht verliehen wurde, Unterricht zu empfangen und den Vorlesungen beizuwohnen.

Paul der Dritte, Zeuge dieses wirklich dadurch gestifteten Heils, hatte Loyola eine jährliche Dotation von zwei tausend Goldthalern versprochen, aber er starb, bevor er dies sein Versprechen in gesetzlicher Form erfüllen konnte. Paul der Vierte bestätigte das Versprechen seines Vorgängers und erklärte sogar, daß er geneigt sei, die versprochene Summe zu vergrößern.

Die ersten hundert Zöglinge sendete das Collegium 1555 in die

verschiedenen Staaten Europas. Zwei hundert wurden an ihrer Stelle wieder aufgenommen. Die Jesuiten besaßen nichts, aber Loyola kaufte, im Glauben an den göttlichen Beistand, in der Nähe der Bäder des Kaisers Antoninus eine Villa, in welcher die Reconvalescenten frische Luft athmen konnten. 1556 bewilligte Paul der Vierte dem Collegium alle Privilegien, deren die Universitäten genossen.

Das Jahr 1557 ward mit einer literarischen Feier begonnen, die man häufig dem Orden vorgeworfen. Die Schüler des römischen Collegiums, welche den Pallast Salviati, auf demselben Platze, wo gegenwärtig das Collegium erbaut ist, bezogen, führten ein Drama auf. Obgleich Ignaz schon verstorben, belebte sein Geist dennoch alle; er hatte es zweckmäßig erachtet, durch scenische Darstellungen Körper und Geist der Zöglinge zu bilden. Der derzeitige Rektor des Collegiums war Natal. Emmanuel Sa, Polanque und Ledesma gehörten zu der Zahl der Lehrer. Unter den Schülern sah man Italiener, Portugiesen, Spanier, Franzosen, Griechen, Illyrier, Niederländer, Schotten und Ungarn. Alle diese, aus so verschiedenen Gegenden herbeigekommenen Zöglinge, folgten derselben Lebensnorm. Sie unterhielten sich bald in ihren Muttersprachen, bald lateinisch, mitunter griechisch und hebräisch. An Sonn- und Festtagen verwendeten sie ihre Erholungsstunden zum Besuche der Hospitäler, der Gefängnisse und der Kranken. Sie predigten auf öffentlichen Plätzen und sammelten Allmosen für das Profeßhaus. In den Oster- und Herbstferien suchten sie sich einen größeren Wirkungskreis, machten Excursionen nach Sabinum und dem alten Latium. Diese Ausflüge, die allerdings eine wissenschaftliche Annehmlichkeit gewährten, hatten einen höheren, christlichen Zweck; sie wurden zu Predigten, Beichtehören und Catechisiren benutzt. Ihr ganzes Leben, selbst ihre unschuldigen Freuden, standen in Beziehung zu Gott.

Alle diese Erfolge waren noch dem Zufalle unterworfen, denn die Stiftung hatte weder Aussicht auf eine bleibende Dotation, noch besaß sie schon wirklich eine solche; sie existirte von Wohlthaten, die der Zufall ihr reichte. Eine so precäre Lage konnte nicht auf die Dauer bestehen. Junge, hoffnungsvolle Leute, wie Possevin, Bellarmin und Aquaviva traten in die Anstalt ein. Männer, wie Jacob Avillaneda und Tolet waren Lehrer. Die unter so großen Meistern gebildeten Jesuiten zerstreueten sich nun über die ganze Erde.

In Folge dieser ausgezeichneten Fähigkeiten fehlte es nicht an großen Leiden. Der Pabst Pius der Vierte bewilligte zwar jedes Jahr ansehnliche Allmosen; die Bedürfnisse aber steigerten sich verhältnißmäßig mit der Vergrößerung der Anstalt.

Im Jahre 1560 beauftragte der Pabst die Cardinäle Moroni, Savelli, Hippolytus von Este und Alexander Farnese mit der Ermittelung der Bedürfnisse des Collegiums und dessen bleibender Einrichtung. Es wurde nunmehr das Collegium aus dem Pallaste Salvati in ein neben demselben gelegenes, unbewohntes Nonnenkloster, welches der Marquise von Tolfa, der Wittwe Camills Orsini und Nichte des Pabstes Pauls des Vierten gehörte, verlegt; die Besitzerin schenkte es den Jesuiten. Zuerst wurde die Kapelle erbaut; sieben Jahre arbeiteten die Mönche selbst als Baumeister und Arbeiter an dem Bau.

Die Vorlesungen des Benedict Perez und Perpiniens erwarben sich einen großen Ruf. Cardinäle, Doctoren und selbst die Mitglieder der römischen Universität drängten sich um ihre Lehrstühle. Ward vor diesem imposanten Autorium die Tiefe menschlichen Wissens erforscht, so wurden von anderen Jesuiten mit gleichem Geschicke die Herzen der Kinder gewonnen. Der Pater Johann Leon errichtete, um den Fleiß der Kinder zu spornen, in den unteren Klassen eine kleine Brüderschaft, aus der nachmals die über die ganze Welt verbreitete Brüderschaft der heiligen Jungfrau entstanden ist.

Der Kaiser Ferdinand der Erste schrieb unter dem sechsten März 1560 an Pius den Vierten, da er die Unterstützung des römischen Collegiums zusicherte: „Aus diesem Hause sind in den verflossenen Jahren viele moralisch ausgezeichnete und kenntnißreiche Männer nicht nur nach unseren Staaten und Erblanden, sondern nach allen Staaten Italiens, nach Frankreich den Niederlanden, nach allen christlichen Staaten, und selbst bis nach Indien entsendet; alljährlich gehen aus demselben Männer hervor, die in allen Regionen der Erde die Wahrheit verbreiten, die Lehre vertheidigen und den alten Glauben beleben.“

Im folgenden Jahre, am vier und zwanzigsten November 1561, wurden dem römischen Collegium aufs Neue, und zwar nicht durch einen weltlichen Fürsten, sondern durch den Pabst selbst, die anerkennendsten Lobsprüche ertheilt. Philipp der Zweite hatte die Entsendung von Geldern aus Spanien zur Errichtung dieses Institutes

untersagt. Pius der Vierte richtete deshalb ein Breve an den König, aus dem wir einige Auszüge mittheilen wollen. „Die Gesellschaft Jesu," sagt der Pabst, „verdient vor allen geistlichen Orden besonders die Protection des heiligen Stuhles; obgleich sie die um die neunte Stunde zuletzt erschienenen Arbeiter des Herrn sind, haben dennoch ihre fleißigen Hände nicht allein die Diesteln und Dornen ausgereutet, sie haben auch den Weinberg vergrößert und bis in ferne Lande angepflanzt. Wir haben in dieser Stadt das erste Collegium dieses Ordens, es ist das Vorbild aller in Deutschland, Italien und Frankreich gegründeten Anstalten, aus welcher ergiebigen Pflanzstätte der heilige Stuhl die tüchtigsten und fähigsten Diener bezieht, welche, den saft- und fruchtreichen Pflanzen gleich, in jenen Boden, der ihrer am meisten bedarf, verpflanzt werden können. Niemals entziehen sie sich einer Arbeit zur Ehre Gottes, oder zum Dienste des apostolischen Stuhles; furchtlos begeben sie sich in die ketzerischen und ungläubigen Lande, selbst bis in das ferne Indien. Wir sind diesem Collegio, das sich um die katholische Religion verdient gemacht und verdient machen wird, das sich dem Dienste unseres Herrn Jesu Christi und des Stuhles des heiligen Petrus gewidmet, Dank schuldig. Damit aber auch die in unserer Stadt, der Burg des christlichen Glaubens und dem Mittelpunkte der katholischen Kirche, gegründete Stiftung allen Gliedern derselben nützen könne, ziemt es uns, nicht nur uns der Pflicht seiner Unterstützung nicht zu entziehen, sondern es erwartet mit Recht den Beistand aller frommen Christen und bedarf besonders Eurer Majestät Beihülfe und Protection. Wir haben durch dies Schreiben Euch die großen, der allgemeinen Kirche jetzt so nöthigen Erfolge vor Augen legen wollen."

Das römische Collegium wuchs wie das Kind Jesus an Frömmigkeit und Wissen. Alde Manuce *), der gelehrte Herausgeber

---

*) Dieses öffentlich ausgesprochene Lob findet sich in der 1567 in Venedig gedruckten Ausgabe des Salusts; die Zueignung, aus der wir hier einen Abschnitt mittheilen, ist von 1563, und lautet:

Alde Manuce, Sohn Pauls Manuce,
dem römischen Collegio:

„Ich leugne es nicht, daß ich mich im vorigen Jahre, von meinem Vater nach Rom berufen, mit großer Freude dahin begab; ich war von dem Verlangen, das, was in meinen Studien nicht selten mich entzückt, mit eigenen Augen zu sehen, erfüllt; ich sollte dort den Boden betreten, der einstmals so viele

des Salustes, rühmt in der Vorrede seines Werkes diese Stiftung, die er so eben besucht hatte.

Der Cardinal Boromäo unterstützte es durch seine Anwesenheit und durch seinen Rath. Der Cardinal Marcus Antonius Colonna, Erzbischof von Tarent, wünschte vor den Docenten des römischen Collegiums zur Erwerbung des Doctorgrades sein Examen zu machen. Paul der Vierte führte, indem er dem Könige von Frankreich die Patres empfiehlt, als Beispiel des von ihnen in der Erziehung erstrebten glücklichen Erfolges, diese Stiftung an, welche wenige Jahre nach dem Tode dieses Pabstes mehr als tausend Schüler zählte.

Die Jesuiten hatten nicht allein die Gabe, den Unterricht annehmlich zu machen, sie suchten auch geeignete Mittel auf, Wetteifer zu erregen. In seinem letzten Lebensjahre, 1564, führte Lainez die öffentliche Preisvertheilung zuerst in Rom ein, eine Feierlichkeit, die das mütterliche Herz rührt, zauberisch das Leben der Kinder verklärt, und noch im reiferen Alter eine liebliche Rückerinnerung gewährt. Der Cardinal Farnese erklärte sich für diese Idee; auf seine Kosten wurden Bücher angeschafft, die die Professoren an die Würdigsten vertheilten. Die Feier dieses Actus, wie sein segensreicher Erfolg in den Studien, ward nach und nach in allen Ordenshäusern eingeführt. In

---

berühmte Männer trug. Mit welcher Freude habe ich nicht alle jene alten Denkmale, die uns die künstlerische Schöpferkraft, den Ruhm des Alterthums wieder ins Gedächtniß ruft, beschauet; aber weder die Statuen von Marmor und Bronze, noch die sieben Hügel selbst, noch der hehre Glanz des Capitols, vermochten mich so zu erheben und zu entzücken, als die Pracht und Ordnung Eures Collegiums. Nichts, was eitlem Ergötzen oder flüchtigem Reize huldigt, nur was zu einem rühmlichen und dauernden Ziele, zum ewigen Heile der Seelen, führt, habe ich dort gefunden. Täglich strömt Neues euch zu."

„In der Uebernahme einer so edlen Mühewaltung herrscht nicht das Prinzip des Eigennutzes und des Ehrgeizes, die bewegende Kraft menschlicher Thätigkeit; eine himmische Belohnung wird von euch erstrebt, und dies bis jetzt unbekannte, vor wenig Jahren durch den großen Ignaz von Loyola angeregte Streben wird niemals untergehen, die glücklichsten Erfolge wird es nicht allein in dieser Stadt, sondern in aller Welt erzielen. Welche wahrhaft unserm Herrn Jesu Christo anhängende Stadt, welches Reich, welche Provinz, könnte diese eure Stiftung verkennen, Euch nicht aufnehmen und Euch nicht aufrufen zum Unterricht der Jugend, zur Belebung eines moralischen Wandels und Verbreitung des Glaubens."

späteren Zeiten ist dieser Brauch, als eine Belohnung des Fleißes und ein Sporn zum Fortschritte, fast in allen Schulen der Welt eingeführt. Der ganzen literarischen Welt dienten die von dem römischen Collegio befolgten Grundsätze zum Vorbilde.

Im Jahre 1576 begann der Pater Bellarmin in demselben seine berühmten Controversen. Der Cardinal Carl Baromäo und der Cardinal von Lothringen nahmen diese Stiftung unter ihren besonderen Schutz und versorgten sie nebst den Päbsten mit den nöthigsten Bedürfnissen. Als in der vierten General-Congregation die Jesuiten den Pabst ersuchten, der Stiftung eine dauernde Basis zu geben, übertrug Gregor der Dreizehnte dem Cardinal Mathäus Contarelli die Angelegenheit der Stiftung.

„Heiliger Vater," antwortete ihm derselbe, „Ihr und Eure Vorgänger habt ein Monument errichtet, das mit jener Bildsäule Nebucadnezars zu vergleichen; das germanische Collegium ist dem goldenen Haupte, das englische Collegium der silbernen Brust, das römische Collegium aber, das die Säule trägt und ihre Theile stützt, den ehernen Füßen derselben ähnlich; dies muß erhalten werden, damit nicht dereinst so viele nützliche Ausgaben, so viele Arbeit zerfalle und zu Grunde gehe."

Der Pabst ermaß, daß die gegenwärtige Lage des Institutes ein Ende gewinnen müsse und ertheilte daher den Befehl, das ungeheure Gebäude aufzuführen, dessen Dasein Loyola schon prophetischen Geistes voraussah. Zur Bezahlung der contrahirten Schulden, wie zum Unterhalte der Professoren ausreichende Revenüen wurden demselben überwiesen. Das Verzeichniß der Schüler vom Jahre 1584 enthält die Zahl 2107, welche Zahl bis zum Jahre 1591 fast dieselbe blieb. Die Pest und Hungersnoth brachen damals verheerend in Italien ein. Das Collegium öffnete allen Verwaiseten, die von den Schülern als Brüder aufgenommen wurden, seine Thore.

Ludwig von Gonzago, der wegen seines heiligen Lebens der Schutzpatron der Jugend geworden, starb in diesem Jahre im römischen Collegio, wo er die Philophie studirte.

Der Pater Tucci, als Dichter, Redner, Philosoph, Geschichtsschreiber und Rechtsgelehrter berühmt, starb gleichfalls in diesem Hause, zu dessen ruhmgekrönten Gelehrten er gehörte.

Gregor der Dreizehnte kann als zweiter Gründer dieser Stiftung angesehen werden. Ein Zögling derselben folgte ihm 1623 unter

dem Namen Urban der Achte auf den päbstlichen Stuhl. Von diesem Zeitpunkte an sind die ausgezeichnetesten Männer, Gelehrte, Staatsmänner, Philosophen und Heilige aus dem römischen Collegio hervorgegangen. Außer Urban wurden sieben Päbste, Ignocenz der Zehnte, Clemens der Neunte, Clemens der Zehnte, Ignocenz der Zwölfte, Clemens der Eilfte, Ignocenz der Dreizehnte und Clemens der Zwölfte, deren Ruhm die Annalen der Kirche füllt, in diesem Hause erzogen, das nicht minder berühmte Professoren als Zöglinge aufzuweisen hatte. Auf den Lehrstühlen desselben sehen wir in verschiedenen Zeiten Sacchini, Maffei, Clavio, Mariana, Maldonat, Suarez, Azorio, Vasquez, Cornelius a Lapide, Pallavicini, Conti, Kircher, Martinez und Cassati. Aber nicht blos Gelehrte, auch Heilige wurden in demselben gebildet; wir nennen unter ihnen: Johann Berchmans, den heiligen Camillus de Lellis, den seligen Bernhardt de Porto-Maurizio, den ehrwürdigen Märtyrer Peter Berna.

Die Anstalt konnte jetzt nicht mehr ein Jesuiten-Collegium heißen, sie wurde ein Collegium für die ganze Welt; alle übrigen Unterrichts-Anstalten Roms schätzten es sich zur Ehre, Hülfsanstalten derselben zu werden.

Rom behauptete dermalen den ersten Platz unter allen Bildungs-Anstalten.

Man warf der katholischen Kirche vor, Gegnerinn der Aufklärung zu sein, und dennoch fanden sich in dieser einzigen Stadt vierzehn Unterrichts-Anstalten, welche alle, einzelne Vorlesungen ausgenommen, die Anstalten der Jesuiten zum Muster nahmen. Aus der bloßen Aufzählung ihrer Namen ergiebt sich schon, in wie weit der heilige Stuhl den Obscurantismus und die Ignoranz, deren Begünstigung ihm der Unglaube so häufig vorgeworfen, begünstigte.

Wir finden in Rom ein englisches, griechisches, schottisches, maronitisches, irländisches oder Neophiten-Collegium, die Schule Capranica, Fuccioli, Mattei, Pamphili, Salviati, Ghislieri, das deutsche Collegium und das Gymnasium, welche gleich den Plejaden leuchteten.

Ignaz hatte so eben den Grund dieses Denkmals gelegt, aber nicht bei diesen seinen Schöpfungen nur ließ er es bewenden.

Die Irrlehre hatte sich im Herzen Deutschlands eingenistet; fast in jedem Jahre sah die Kirche eines der deutschen Lande von ihrer Einheit sich trennen und den von Luther und seinen Schülern gepre-

digten Lehren nachfolgen. Um dieses Reich, einen der schönsten Edelsteine der Krone des heiligen Petrus, zu erhalten, hatte Loyola die bedeutenden Kräfte eines Lefevre, Bobadilla, Lejay, Salmeron und Canisius für Deutschland verwendet. Wie viele Anhänger diese fünf Männer auch sich zu verschaffen wußten, so konnten sie dennoch ihre Zahl dem wirklichen Bedürfniß gemäß nicht steigern. Ihre geringe Anzahl verhinderte sie, allen Anforderungen zu genügen.

Ein anderer Grund lag in der fortwährenden Verdächtigung der Jesuiten abseiten der Protestanten, welche hauptsächlich das Gelübde des Gehorsams gegen die Patres selbst und gegen das Pabstthum geltend zu machen suchten; dieser in seinen Wirkungen häufig von Ignazius beobachtete Widerstand wurde ihm nunmehr Veranlassung zur Auffassung des Plans, ein, der Erziehung der Deutschen in Rom gewidmetes Collegium zu gründen und dadurch die Deutschen dem Irrglauben zu entreißen. Der General wußte aus Erfahrung, daß es leichter sei, hundert junge Männer zu erziehen, als einen einzigen Erwachsen oder Greis zu neuen Studien und neuer Gesinnung zu führen.

Freilich traten viele Mitarbeiter aus Italien, Spanien, Frankreich und selbst von jenseits des Rheins in seine Reihen, aber fast alle diese Mitarbeiter waren schon Priester, es hielt daher schwer, dieselben der neuen Ordnung völlig unterthan zu machen. Loyola strebte zu einem höheren Ziele. Er bedurfte Priester, die kräftig und lebendig den in ihren Gemüthern angeregten Eifer im fernen Vaterlande verbreiteten; auf solche Priester, die durch christlichen Wandel zu Missionaren, durch ernste Studien zu Gottesgelehrten und Predigern erzogen, setzte er das Heil Deutschlands. Er hatte so weislich seine Vorberechnung gemacht, daß selbst die Lutheraner dies bekennen.

Johannes von Müller, Geschichtsschreiber der Schweiz, sagt *): „Die Reformation würde sich vielleicht ohne den von den Jesuiten ihrer Verbreitung entgegengesetzten Widerstand noch allgemeiner ausgedehnt haben.“ Loyola hatte die Gründung eines deutschen Collegiums beschlossen, bei ihm war Entschluß und Ausführung stets gleichzeitig. Es fehlte ihm an allen Hülfsquellen zum Bau desselben, selbst an Geld, junge Leute nach Rom zu berufen, welche den Kern der Anstalt

*) Universal-Geschichte Theil III.

bilden sollten. Ignaz aber verzweifelte weder an der Vorsehung, noch an den Menschen.

Der Cardinal Moroni hatte das Unheil der Kirche jenseits des Rheins in der Nähe gesehen, an ihn wendete sich der General und theilte ihm seinen Plan mit. Moroni billigte denselben, und auch der Cardinal Marcello Cervini interessirte sich für ihn; beide redeten über die Wichtigkeit dieses Vorhabens mit dem Pabste Julius dem Dritten. „Wer," rief der Pabst, erschreckt über das großartige Vorhaben aus, „wer soll die Kosten tragen? Der Krieg mit Parma hat die öffentlichen Kassen erschöpft; wir sind überschuldet. Ich mache mich zwar anheischig, alljährlich aus meinen Privat-Einkünften beizusteuern, allein diese Summe wird kaum hinreichen, den Bau auszuführen." „Was noch fehlt, heiliger Vater, entgegnete Moroni, werden die Cardinäle, dem Beispiele Eurer Heiligkeit folgend, herbeischaffen, und gleichgesinnte Männer werden dann nicht zurückbleiben. Euer Heiligkeit bringen zur Aufhülfe Deutschlands Opfer; es ist also die Pflicht der Kirchenfürsten, den Fußstapfen ihres Hauptes zu folgen." Im selben Sinne sprach auch Cervini. Julius der Dritte trug ihnen auf, mit ihren Collegen zu reden. Alle erklärten sich für den vom General der Jesuiten gemachten Vorschlag und wünschten sich bei der Ausführung zu betheilgen.

Der Pabst berief ein Consistorium, in welchem er seinen ehrwürdigen Brüdern ein Bild der deutschen Kirche entwarf; er forderte jeden auf, die Mittel zur Abstellung einer solchen Sachlage anzugeben. Der erste Cardinal, der das Wort nahm, erklärte, daß der Katholicismus dem Protestantismus gleiche Thätigkeit entgegen stellen müsse; er erinnerte an die Kreuzzüge, an Gottfried von Bouillon, an Richard Löwenherz, an Ludwig den Heiligen und an alle jene deutschen Fürsten, welche zu verschiedenen Zeiten mit gewappnetem Arm das gelobte Land bezogen.

„Nicht das Grab Jesu," sagte er, „sein Reich selbst wird entheiliget. Was einst die christlichen Völker zur Befreiung des heiligen Grabes übernommen, sollten sie es heut zu Tage nicht zum Triumph ihres Glaubens vollführen?"

Die Zeiten waren nicht mehr dieselben; Europa war getheilt und zerstückelt; die katholischen Herrscher zu ehrgeizig, habsüchtig und neidisch; der heilige Stuhl moralisch zu schwach, einen solchen Ritterzug gut heißen zu können. Moroni kannte Loyolas Plan, er hatte es

übernommen, denselben zu erläutern; er hob daher die Vortheile und Nothwendigkeit eines in Rom zu gründenden Collegiums hervor, in welchem unter den Augen des Pabstes deutsche Priester erzogen, die im Innern Deutschlands durch christlichen Wandel und christliche Lehre den wahren Glauben wieder befördern werden. Die drei und dreißig in dem Consistorium anwesenden Cardinäle erklärten einstimmig, daß die von Loyola vorgeschlagene Gründung eines Collegiums das einzige auszuführende und erfolgreiche Mittel sei. Julius der Dritte trat von den Stufen seines Thrones und schrieb eigenhändig:

„Für ein so frommes, heiliges und lobenswerthes Werk bewilligen wir jährlich 500 Goldthaler."

Die Cardinäle fügten sogleich der Unterschrift des Pabstes die ihrigen bei.

In einem Zeitraume von wenigen Minuten betrug die Summe der jährlichen Beiträge 3065 Goldthaler *).

Es ist die Pflicht der Geschichte, die Namen derjenigen, die das deutsche Collegium ins Leben riefen, hier aufzuführen.

Der Cardinal		d'Ostie	100	Goldthaler	jährlich.
„	„	Porto	100	„	„
„	„	von Tournon	80	„	„
„	„	von Paris, Jean dü Bellay	150	„	„
„	„	Carpi	40	„	„
„	„	Saint Jacques . . .	100	„	„
„	„	de Sainte-Croix . .	80	„	„
„	„	Moroni	120	„	„
„	„	von Trient	120	„	„
„	„	d'Armagnac	60	„	„
„	„	von Augsburg	120	„	„
„	„	von Cueva	120	„	„
„	„	von Cesis	100	„	„
„	„	von Pacheco	100	„	„
„	„	Saint-Ange	20	„	„
„	„	von Lothringen	240	„	„
„	„	Veralli	40	„	„
„	„	Medicis	50	„	„
„	„	Crispi	25	„	„

*) Ungefähr 300,000 Franken.

Der Cardinal	von Perouse	. . . .	100	Goldthaler jährlich.
„ „	von Montepulciano	. . .	40	„ „
„ „	Campegi	. . . . .	40	„ „
„ „	Poggi	. . . . .	40	„ „
„ „	von Saint=Clement	. . .	40	„ „
„ „	Farnese	. . . . .	120	„ „
„ „	von Saint=Flore	. . .	120	„ „
„ „	Polus	. . . . .	100	„ „
„ „	Sermonetta	. . . .	50	„ „
„ „	von Ferrara	. . . . .	150	„ „
„ „	Savelli	. . . . .	40	„ „
„ „	von Orvieto	. . . . .	120	„ „
„ „	del Monte	. . . . .	200	„ „
„ „	Cornely	. . . . .	40	„ „

Ignazens Werk trat nun ins Leben; ihn beauftragte der Pabst mit der Entwerfung des Studienplanes. Am ersten der Kalenden des Septembers, am 31. August 1552, erließ Julius der Dritte die Bulle, durch welche das Collegium errichtet, demselben zugleich viele Privilegien bewilliget und dem Rektor das Recht ertheilt ward, diejenigen der Zöglinge, die durch ihre Kenntnisse dieser Ehre würdig erachtet würden, zu Doctoren zu creiren.

Der Pabst, die Kirchenfürsten hatten ihre Pflicht erfüllt, jetzt war es an Ignaz, sein Versprechen zu lösen. Er schreckte keineswegs vor den Hindernissen zurück. Sobald ihm eine Summe für die ersten Bedürfnisse zugesichert, schrieb er sofort nach Wien und Cöln, ihm für ihn sich eignende junge Leute zuzusenden. Das Collegium wurde am 31. August gegründet. Loyola wollte keine Zeit verlieren, er entwarf sogleich den Studienplan, welcher später von Gregor dem Dreizehnten anerkannt ward, und ernannte den Pater Frusis zum Rektor, den er zur Leitung dieser entstehenden Anstalt am geeignetesten hielt. In dem römischen Collegio wurde nur griechisch, lateinisch und hebräisch gelehrt. Nach Zuziehung des Pabstes wurden in dem deutschen Collegium eigene Lehrstühle für die Philosophie, Theologie und Exegese errichtet, damit den jungen Leuten alle Elemente einer durchgreifenden Bildung dargeboten würden. Im Monat Oktober 1552 vereinigte Loyola in dieser neuen Anstalt achtzehn Zöglinge, welche im nächsten Jahre schon auf vier und fünfzig gestiegen waren.

Vom ersten Tage des Eintritts dieser jungen Leute an wurden

sie geprüft, ob sie überhaupt für die ihnen bestimmte Thätigkeit sich eigneten. Nach bestandener Prüfung bekamen sie einen rothen Rock mit schwarzem Gürtel und mußten ein Glaubensbekenntniß unterschreiben. Nach Verlauf einer bestimmten Prüfungszeit mußten sie endlich sich verbinden, sowohl während ihres Aufenthaltes im Collegio, als späterhin, dem Befehle des Pabstes gemäß zu leben.

Als die Irrlehrer erfuhren, diese Stiftung sei nicht allein im Werke, sondern beginne schon zu blühen, konnten sie ihren Unmuth nicht unterdrücken. Cemnitz, einer ihrer Häupter, sagte laut: „das fehlt nur noch; hat Ignazius nicht mit seiner Gesellschaft genug? Ist er nicht damit zufrieden, uns durch Fremde angreifen zu lassen, will er unsere eigenen Landsleute gegen uns wappnen?“

Seine Beschwerden waren nicht ungegründet und beweisen, daß Loyola die Irrlehre lebensgefährlich angegriffen.

Der Anfang war gemacht und den Gläubigen lag es nunmehr ob, sich diesem Unternehmen anzuschließen. Der Herzog von Baiern sendete seinen Secretair Schreicher nach Rom, um ein ähnliches Haus für seine Unterthanen zu gründen.

Der römische König ließ auf der Prager, der Ingolstädter und anderen Universitäten die hoffnungsvollsten jungen Leute auswählen und sendete sie auf seine Kosten nach Rom.

Dieses Seminar war so vollkommen organisirt, mit einer so vollendeten Ordnung administrirt, daß auf den Vorschlag des Cardinals Moroni, des päbstlichen Legaten in Trient, das Concilium in dem Decrete, durch welches den päbstlichen Seminarien eine neue Einrichtung gegeben wurde, größtentheils die Einrichtung des deutschen Collegiums zur Norm genommen wurde.

Nach dem Tode Julius des Dritten und Marzel des Zweiten entzog Paul der Vierte dieser Anstalt alle Unterstützung. Die Ungnade des Pabstes entmuthigte Loyola nicht. Die Sektirer benutzten diese Veranlassung und sprengten, hauptsächlich in den Rheinprovinzen, das Gerücht aus, die Zöglinge stürben in Rom Hungers und würden von den Jesuiten, denen sie zur Last fielen, mit unerhörter Strenge behandelt. Ignaz erfuhr diese Gerüchte; er trug Canisius auf, deren Unwahrheit zu beweisen, ließ es aber dabei nicht bewenden.

Der zwischen Paul dem Vierten und Philipp dem Zweiten ausgebrochene Krieg entzog dem deutschen Collegium fast gänzlich die

nöthigen Hülfsmittel. Der General, von allen jährlichen Beisteuern zu dessen Unterhalt entblößt, vertheilte die Schüler desselben in den verschiedenen Häusern des Ordens.

Sein Freund Otto Truchseß, Cardinal von Augsburg, rieth ihm, das Vorhaben aufzugeben, denselben Rath gaben mehrere andere ausgezeichnete Männer. Loyola aber wankte nicht. „Wendet man sich von dieser Stiftung ab, sagte er, so will ich allein sie erhalten; kann ich mit gewöhnlichen Mitteln das Werk nicht fortführen, so will ich lieber mich selbst verkaufen, als meine lieben Deutschen zurückschicken."

Seine Hoffnung stand so fest, daß selbst die Schwierigkeiten nur seinen Muth erhoben. „Einstens wird", pflegte er zu sagen, „ein Pabst kommen, der diese Anstalt mit aller, dem Haupte der Kirche würdigen Pracht wieder herstellen und deren Bestehen sichern wird."

Mehrere Jahre dauerte dieser schwankende Zustand. Die Hoffnung, die der Jesuit im prophetischen Glauben gefaßt, erfüllte Gregor der Dreizehnte. Ignaz starb, und auf dem Altare, der ihm in der Kirche des Apollinarischen Berges geweiht ist, liest man noch heute:

Sancto Ignatio Societatis Jesu fundatori
Collegium Germanicum auctori suo posuit.

Alle Jahre erheben sich, wenn am Morgen des Festes Loyola's Name in dem Mathyrologe genannt wird, alle in dem Refectorium dieses Hauses Versammelten von ihren Sitzen und entblößen zum Zeichen ihrer dankbaren Verehrung das Haupt.

Frusis Tod erfolgte bald nach Ignazens Absterben. Laynez aber hatte alle Vorliebe des Generals für diese Anstalt geerbt.

Usmar Goyson ward Frusis Nachfolger. Er versuchte, Paul den Vierten für diese Anstalt zu gewinnen; er selbst redete mit dem Pabste und ließ mit ihm reden. Paul aber blieb unbeweglich. Usmar wendete sich daher an das heilige Collegium, das sich unter dem Vorsitze des Cardinals du Bellay verpflichtete, monatlich so viele Goldthaler zu zahlen, als in diesem Augenblicke Cardinäle in Rom anwesend seien. Diese Beisteuer lieferte ein jährliches Einkommen von 400 Thalern. Johann von Bellay

that noch mehr; er vermachte bei seinem Tode den Deutschen ein Landgut, welches später aber durch die von Sixtus dem Fünften in den pontinischen Sümpfen unternommenen Bauten überschwemmt und unfruchtbar gemacht wurde.

Diese Unterstützungen gestatteten die Rückkehr der Studirenden nach Rom. Mit ihnen zugleich erschien eine große Zahl junger Leute, die um Aufnahme baten. Pius der Vierte, der einen ganz anderen Weg, als sein Vorgänger einschlug, bewies sich als Beschützer dieses Collegiums; er übertrug sogar der Gesellschaft Jesu die Direction des nach dem Muster des deutschen Collegiums errichteten römischen Seminars.

Beim Tode Pius des Vierten im Jahre 1572, zwanzig Jahre nach der Errichtung dieser Anstalt, waren bereits über hundert und sechzig Zöglinge aus derselben in die Welt gegangen, deren größte Zahl sich durch frommen Eifer auszeichnete.

Viele derselben traten, dankbar für die durch Loyola ihnen gegebene Erziehung, nachmals in den Orden. Einige von ihnen erwarben sich Berühmtheit als Kämpfer gegen die Irrlehre, unter welchen wir Hoffäus, den Ungar Stephan Arator und den Jesuiten Wilhelm von Metternich, welcher in seiner Vaterstadt Cöln der Kirche und dem Orden gewichtige Dienste leistete, nennen.

Kaum hatte sich Gregor der Dreizehnte auf den Stuhl des heiligen Petrus gesetzt, so legten ihm der Cardinal Truchseß und der Pater Canisius die den heiligen Stuhl bestimmen müssende Nothwendigkeit vor Augen, die Vergrößerung, deren Loyolas Schöpfung fähig war, zu begünstigen. Diese Legaten wurden nunmehr beauftragt, die Regenten für ein Haus zu interessiren, dessen segensreichen Einfluß die deutschen Staaten schon seit längerer Zeit empfunden. Am sechsten August 1573 erließ der Pabst eine Bulle, durch welche er dem deutschen Collegium alle Besitzungen nebst der Kirche des Klosters auf dem aventinischen Berge und zugleich eine Rente von 1300 Goldthalern überwies. Durch eine andere Bulle vom neunten Januar 1574 ward das deutsche Collegium mit der Kirche, dem Pallast und allen dazu gehörenden Gebäuden auf dem apolinarischen Berge beschenkt. Er befreiete sodann dasselbe von allen Abgaben und kaufte von seinen

---

*) In einem Briefe des Kaisers Ferdinand des Zweiten heißt es: **Canisius et Paulus Hoffäus ipsi ducuerunt nos legem tuam, domine.**

Privatgeldern eine Villa an, in welcher die Zöglinge die Ferienzeit verleben.

Er ernannte Cardinäle zu Protektoren desselben und verwirklichte in frommer Dankbarkeit alle Hoffnungen, die ein anderer als Loyola aufzufassen außer Stande gewesen wäre.

Die durch diese Stiftung erreichten Erfolge waren so augenfällig, daß Gregor im Jahre 1577 auch ein ungarisches Collegium gründete. Drei Jahre nach der Stiftung desselben wurde es mit allen seinen Einkünften durch die Bulle vom dreizehnten April 1580 mit dem deutschen Collegium verbunden.

Ignazens Schöpfung blühete nunmehr in Rom. Um sie aber auch der besonderen Werthschätzung der Päbste würdig zu machen, mußte sie in Deutschland in der That glänzende Erfolge erstreben. Die Päbste gewährten derselben eine väterliche Vorsorge, die Geschichte aber zeigt uns auch die durch dieselbe erzielte Ausbreitung des Katholicismus und den ernsten Kampf, den sie gegen die Irrlehre bestand, und erklärt dadurch die besondere, abseiten der Päbste derselben gewidmete Vorliebe.

Deutschland lieferte dem deutschen Collegio die Schüler, aber es bezog aus demselben unterrichtete und fromme Priester, deren gläubige Ueberzeugung unerschüttert blieb. Zurückgekehrt in ihr Vaterland, theilten sie ihren Freunden und ihren Familien die Früchte des empfangenen Unterrichtes mit.

Die Neugläubigen in Deutschland warfen fortwährend der Geistlichkeit einen unordentlichen Lebenswandel vor. Dem untadelichen Lebenswandel dieser Geistlichen gegenüber aber war ein solcher Vorwurf nicht mehr möglich.

Das Cölibat der Priester war stets den Sektirern ein fruchtbares Argument, das sie dem großen Haufen gegenüber mit Uebertreibung geltend zu machen suchten. Die vielleicht von den deutschen Zöglingen zu weit getriebene Schaamhaftigkeit, ihr anständiges und gesetztes Betragen, machten auch diese Schmähungen unmöglich.

Man beschuldigte, und vielleicht nicht ganz ohne Grund, die Welt- und Klostergeistlichkeit, ihr Amt mit einer, Verachtung oder Unglauben bezeichnenden Theilnahmlosigkeit zu verwalten.

Die deutschen Zöglinge zeigten am Altare so innige Glaubensüberzeugung, daß ihr bloßer Anblick die heiligen Mysterien vor dem

Unglauben schützte, in welche die Unehrerbietigkeit der Priester sie vor dem Volke gebracht.

Man behauptete und bewies, daß die Geistlichkeit habsüchtig sei, vor allen andern sollte sie nur nach Reichthum und gemächlichem Leben trachten. Die Enthaltsamkeit und die Uneigennützigkeit der deutschen Schüler trat diesem selbstbereiteten Tadel der Geistlichkeit entgegen, ihnen konnte man diesen Vorwurf nicht aufbürden.

Die Priester wurden der Unwissenheit beschuldigt, in Deutschland, diesem Lande der ernsten Studien, konnten die Irrlehrer durch Verdrehen des Bibeltextes und der Ausspräche der Kirchenväter sich leicht den Sieg erringen, sie bewiesen gegen die Religion und forderten die Priester öffentlich auf, ihre Beweise zu widerlegen. Die Priester verstummten, der große Haufe fiel ihnen ab und wendete sich zu den Lutheranern, deren Lehrsätze einen Anstrich von Wissenschaftlichkeit hatten. Schon die ersten Schüler des deutschen Collegiums machten diesem Unfug ein Ende, sie waren mit der Milch der Wissenschaft gesäugt, Der große Haufe hörte mit eigenen Ohren durch sie die dialectischen Künste der Sektirer vernichtet, er wußte, daß sie von Rom, der Quelle der Lehre, kamen, und hielt sie für gelehrte Männer.

So bildete sich für sie ein bis auf unsere Zeit bestehendes günstiges Vorurtheil, wir sagen Vorurtheil, weil die Masse in so gewichtigen Dingen kein Urtheil hat. Dies Vorurtheil jedoch hat wirklich einen rationellen Grund, durch den es zur Wahrheit erhoben ist.

Die Deutschen bevorzugten jene jungen Leute, welche, um später ihre Landsleute auf den schmalen Pfad des Evangeliums zurückzuführen, ihr Vaterland verließen und in ferne Gegenden gezogen, sich Kenntnisse und Vorbilder zu suchen, die sie in der deutschen Heimath nicht fanden. Selbst ihre Jugend gewann ihnen die Herzen. Loyola hatte die Idee dieser Anstalt gefaßt, den Päbsten standen alle Mittel zu Gebote, sie ins Werk zu richten; sie thaten es, und noch heute lassen sich nicht alle die Dienste, die diese Stiftung dem katholischen Glauben gewährt, berechnen und abschätzen. Söhne der vornehmsten Geschlechter des Reiches wurden in jedem Jahre unter den Schülern genannt.

In den Verzeichnissen der in diese Anstalt aufgenommenen Schüler finden wir die Namen der berühmtesten Familien Deutschlands, Italiens und anderer Länder. Unter ihnen Ferdinand von Baiern, die Grafen Harrach, von Dietrichstein, von Thun, von Kien-

burg, von Fürstenberg, von Schrattenbach, von Kollonitz, von Chimay, von Sotern, von Kollowrat, von Metternich, von Esterhazi, von Firmian, von Breiner, von Frankenberg, von Lodron, von Waldstein, von Erdödy, von Reinach, die Markgrafen von Baden, von Wartenberg, von Holstein, Orsini, Bacalar, Cibo, Sadollet, Chisholm, Conti, Aldobrandini, Seyton, Aquaviva, Justiniani, Ximenes.

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts zählte man schon vier und zwanzig Cardinäle, den Pabst Gregor den Fünfzehnten, sechs Churfürsten des heiligen römischen Reichs, neunzehn Fürsten, ein und zwanzig Erzbischöfe und Prälaten, hundert und ein wirkliche Bischöfe, hundert Bischöfe in partibus infidelium, sechs und vierzig Aebte oder Ordensgenerale, eilf Märtyrer des Glaubens und dreizehn Märtyrer der Liebe, die auf den Bänken dieses Collegiums gesessen und ihre Erziehung in dieser Schule empfangen, zu der Loyola den ersten Grund gelegt.

Siebentes Kapitel.

Der von Ignaz gepflanzte Baum schlug Wurzel und erstreckte weithin seine schirmenden Wipfel. Franz Xavier hatte die neue Welt durch eine unblutige Revolution erschüttert. Seine Brüder in Europa suchten überall einer Revolution entgegen zu arbeiten, die den Umsturz der Throne und des päbstlichen Stuhles beabsichtigte. Der Tod des Generals aber vermehrte die mißliche Lage des Ordens in diesem Augenblicke außerordentlich.

Die Uebertragung und der Wechsel der höchsten Gewalt ist in allen entstehenden Einigungen eine Zeit der Aufregung.

Der Stifter einer religiosen Gesellschaft, wie eines Wahlreiches vermag dasselbe durch persönliche Fähigkeiten zu lenken; er kennt seine Untergebenen, welche, durch ihn selbst gebildet, seinen Anordnungen Folge leisten; viele von ihnen sind ihm Dankbarkeit, andere errungenen Ruhm, oder erworbenes Vermögen schuldig; alle bezeugen ihm wenigstens jene äußere Achtung, die an Gehorsam gränzt; ihm wagt Niemand den Grund der Machtvollkommenheit streitig zu machen; er selbst hat als Schöpfer und Haupt die geltenden Gesetze entworfen, daher ist Jeder überzeugt, er lege sie im rechten Sinne aus und wende sie ihrem Geiste gemäß an.

Unter solchen Umständen finden sich stets derer, denen genügt, Streiter unter der Fahne eines Alexanders zu sein; hat aber der Tod den Herrscher abgefordert, dann regt sich in Jedem ein Trachten nach dem Feldherrnstabe. Ehrgeiz, Mißvergnügen und Eifersucht halten sich nur stille, um den letzten Todeskampf des Herrn nicht zu verbittern. Es steht kaum anzunehmen, daß alle im tiefen Gemüthe

des Menschen wurzelnde Leidenschaften nicht dann an's Licht treten sollten, wenn der Heimgang des Hauptes der Unzufriedenheit und der Strebsucht freies Feld giebt.

Loyola war das Band, das alle diese unter sich unbekannten Priester zusammen hielt und durch sein Dasein dem Gesetze Geltung verschaffte. Sobald Loyola in das Grab gebettet, hatten alle gleiche Ansprüche, alle gleiche Berechtigung.

Diese der Gesellschaft Jesu auferlegte Prüfung war entscheidend für ihr Bestehen; sie erfaßte deren Wesen. In ihr standen die Glieder feindlich gesinnter Völker und die verschiedensten Charaktere sich gegenüber, die in den verschiedenen Ländern Einfluß und Ruf gewonnen, den sie nach menschlicher Ansicht als Nachfolger ihres gemeinschaftlichen Vaters zu vermehren hoffen durften.

Jacob Lainez wurde, obgleich selbst krank, während der Vacanz bis zu der auf den Monat November 1556 bestimmten General-Congregation zum General-Vicarius erwählt.

Die General-Congregation, der die höchste ausübende und legislative Gewalt des Ordens beigelegt ist, hat allein das Wahlrecht; sie besteht aus den Assistenten, dem Provinziale und zwei Professen aus jeglicher Provinz. Sie versammelt sich im Mutterhause al Gesu. Der General wird durch absolute Stimmenmehrheit und heimliches Serutinium erwählt.

Am ein und dreißigsten Juli 1556 umfaßte die Gesellschaft Jesu zwölf Provinzen. Diese waren folgender Gestalt vertheilt: Portugal, Italien, Sicilien, Germania superior und inferior, Frankreich, Arragonien, Castilien, Andalusien, Ostindien, Aethiopien und Brasilien. Wir werden dem Beginne der Missionen dieser Provinzen ein eigenes Kapitel widmen.

Fünf der ersten Genossen des Ignazius waren noch am Leben; außer diesen zählte der Orden überall nur fünf und dreißig Professe; so vorsorglich, oder so strenge hatte sich Loyola in deren Zulassung bewiesen. Die Zahl der auf der Erde verbreiteten Jesuiten aber betrug schon über tausend; hundert Ordenshäuser und Collegien waren bereits in ihrem Besitze. Einer so wohl geordneten und in einem Zeitraume von sechszehn Jahren schon so mächtig gewordenen Verbindung vorzustehen, und dieselbe zu lenken, mußte allerdings in manchem Gemüthe ein Streben nach dieser Herrschaft erzeugen. Es liegt uns ob, hier

zu berichten, auf welche Weise die General=Versammlung alle diese Versuchungen besiegte.

Der Krieg zwischen Paul dem Vierten und Philipp dem Zweiten von Spanien war so eben erklärt. Nichtige, durch den Cardinal Carl Caraffa und den Herzog von Palliano herbeigeführte Beweggründe, durch welche sie ihren Oheim, den Pabst, auf den sie den größten Einfluß ausübten, im Voraus eingenommen; dieser beiden Männer, des Herzogs von Alba, der Sforza und der Guisen Ehrgeiz, welche den spanischen, deutschen und französischen Hof beherrschten, hatten den Bruch herbeigeführt, der den Protestanten wiederum Aufschwung, ja selbst einen Vortheil, den sie für sich auszubeuten verstanden, gewährte. Der Cardinal Carl Caraffa und der Herzog Palliano mißbrauchten den Einfluß, den sie auf den Pabst ausübten, und ergaben sich allen Ausschweifungen. In ihrem Solde stehende Banden (Condottieri) durchzogen bewaffnet Toskana und die Romagna. Im Namen und auf Befehl der Neffen des Pabstes plünderten diese die Kirchen, erpreßten Steuern von den Klöstern, und zeigten sich selbst eben so ausschweifend und habsüchtig, als ihre Häupter. Damit nicht die gerechte Klage den päbstlichen Thron erreiche, ward es nothwendig, die öffentliche Aufmerksamkeit von diesem, ihrem Beginnen abzulenken. Sie benutzten dazu den ersten, sich ihnen darbietenden Vorwand.

Paul der Vierte hielt sich durch den Vicekönig von Neapel in seinen weltlichen Rechten gekränkt; bei der Aufregung der Gemüther in damaliger Zeit war eine gütliche Vereinigung unmöglich; der Krieg ward erklärt, durch dessen Ausbruch die spanischen Ordensgeistlichen nothwendig von der Theilnahme an der Generalswahl ausgeschlossen wurden. Laynez vertagte daher dieselbe auf den April des Jahres 1557.

Philipp der Zweite nemlich hatte allen Jesuiten, die seine Unterthanen waren, selbst Franz von Borgia, verboten, sich nach Rom zu begeben. Es ist unentschieden, ob Philipp dies Verbot in der Absicht erließ, den Orden zu zwingen, innerhalb seiner Staaten die Congregation zu halten, oder ob eine Zornregung zu demselben ihn vermochte. Nach allem, was die Geschichte uns über den Charakter Philipps mittheilt, steht anzunehmen, daß er nicht in unbedachter Leidenschaftlichkeit handelte. Philipp hatte ein weitsehendes Auge; vielleicht schmeichelte er sich schon im Voraus mit der Hoffnung, die

einmal in seinem Reiche installirten Jesuiten würden in der Folge eine der Hauptstädte seines Reiches zu ihrem Ordenssitze erwählen.

Das Bedürfniß einer Ordenswahl wurde allgemein und lebhaft gefühlt; einige waren sogar der Ansicht, man solle sich, um dem Verzuge ein Ende zu machen, bei dem Beharren des Königs nach Spanien begeben. Der Pabst und die römische Curie aber konnten nicht in die Ausführung dieses Vorhabens willigen. Es erscholl das Gerücht in Rom, daß Laynez eingewilliget, und den Orden der päbstlichen Autorität zu entziehen suche.

Von allen dem Orden entgegen tretenden Bedrängnissen war diese Anschuldigung eine der wichtigsten. Paul der Vierte hatte die Zweifel, die durch jene, zwischen dem Cardinal Caraffa und Don Ignaz von Loyola bestehende Mißhelligkeit erregt wurden, von sich gewiesen; im tiefen Gemüthe des alten Pabstes aber war stets ein Verdacht und eine Besorgniß zurück geblieben, denen diese Anschuldigung neue Nahrung gab. Er verbot allen Professen, ohne seine Einwilligung Rom zu verlassen, und befahl, diesen gethanenen Schritt benutzend, aufs Neue die Ordensconstitutionen zu prüfen.

Laynez war Spanier; der römische Hof aber im Kriege mit Philipp; obgleich es erwiesen, daß der Orden der Jesuiten nicht zum Nachtheil eines Staates, lediglich im Interesse der Religion gegründet sei, so wollte dennoch der Pabst nicht auf diesen Beweis hin sich verlassen und beauftragte den Cardinal Carpi mit der abermaligen Untersuchung dieser Angelegenheit. Carpi befragte Laynez und die übrigen Patres; einstimmig erhielt er die Antwort, daß allerdings durch die Verlegenheit, in welche die gezwungene Theilung und Trennung die Schüler des Ignazius setze, sich theilweise die Ansicht ausgesprochen, die Wahl eines Generals in Spanien vorzunehmen, daß jedoch, fügte Laynez hinzu, dieser Vorschlag verworfen, daß auch die Anordnungen des Pabstes jeden entgegenstehenden Beschluß, wenn er wirklich sollte gefaßt worden sein, vernichten müsse.

Diese Antwort überzeugte den Cardinal Carpi; er zerstreuete die Besorgnisse Pauls des Vierten, der dessen ungeachtet dennoch die angeordnete Prüfung der Constitutionen vornehmen ließ. Allerdings war dies ein für den Orden höchst mißlicher Vorwand. Paul der Vierte hatte in vieler Beziehung Vorurtheile und die Jesuiten schienen, sich auf die früheren Bullen der Päbste beziehend, keinesweges geneigt, sich wesentliche Aenderungen ihres Ordens gefallen zu lassen.

Der Friedensschluß zwischen dem heiligen Stuhle und Spanien öffnete nunmehr den Weg nach Rom und die spanischen Jesuiten vereinigten sich, in Folge der an sie ergangenen Aufforderung, im Monat Mai 1558 mit ihren Brüdern der übrigen Provinzen im Hause al Gesu in Rom. Am dreizehnten Juni wurde die Congregation eröffnet, sie bestand nur aus zwanzig Wählern; die Provinziale nebst zwei in der Provinzial-Congregation erwählten Professen erschienen in derselben; in Frankreich aber, in Sicilien und mehreren anderen Provinzen gab es nur einen Profeß; andere Professe, wie Franz von Borgia und die Missionare jenseits des Meeres wurden durch Krankheit, oder zu große Entfernung, an der Theilnahme verhindert.

Loyolas fünf erste Schüler, Lainez, Salmeron, Bobadilla, Rodriguez und Pasquier Brouet fanden sich nebst Canisius, Natal, Polanque, Turrian, Domenech, Miron, Viole, Johann von Parma, Nicolaus von Lannoy, Ludwig Gonzales, Eberhardt Mercurian, Michael von Torrez, Gonsalvo Vas, Goddin und Johann von Piaza, ein.

Georg Serrano, Usmar Goyson, Anton Winch, Pelletier, Christoph Madride, Don Diego von Gusmann und Don Diego von Alvilaneda konnten der Wahl selbst nicht beiwohnen, nahmen aber an den Verhandlungen der Congregation Theil.

Am zweiten Juli 1558, am Tage der Wahl selbst, erschien der Cardinal Pacheco im Namen des Pabstes in der Versammlung. „Paul der Vierte," sagte er, „will durchaus keinen Einfluß auf diese, allein nach der Ordensregel vorzunehmende, Wahl äußern. Der Pabst wünscht, daß man ihn als einen Beschützer des Ordens, und zwar nicht in jener allgemeinen Bedeutung des Wortes, demzufolge er ein Beschirmer aller Gläubigen und aller geistlichen Orden ist, sondern in der eigentlichsten Bedeutung dieses Wortes ansehe." Nach diesen Worten kündigte der Cardinal an, daß der Pabst ihm das Secretariat der Sitzung und die Einsammlung der Stimmen übertragen. Diese Vorsicht ward in damaligen unruhigen Zeiten, wo sich im Augenblick der Generalswahl bei den in den Klöstern anzutreffenden ungemessenen Ansprüchen häufig Zwiespalt zeigte, gewöhnlich angewendet.

Lainez wurde mit einer Majorität von dreizehn aus zwanzig Stimmen erwählt. Natal hatte vier, Franz Borgia, Lannoy und Pasquier Brouet jeder eine Stimme. Schon als die Constitutionen promulgirt wurden, hatte Loyola, welcher seinem Nach-

folger und der General-Congregation die Berechtigung zugestanden, das, was sich in der Praxis als zu absolut herausstelle, zu ändern und zu dem Ende sie aufs Neue zu revidiren, zugleich bestimmt, daß sie erst nach der von der General-Congregation vorgenommenen Prüfung Gesetzeskraft erlangen sollen.

Ein Beschluß der Versammlung erkannte sie sämmtlich in der von Loyola getroffenen Abfassung an.

Der Pabst aber schritt dagegen ein. Er hatte seine Neffen, deren Verbrechen alle Grenzen überschritten, als erzürnter Fürst aus Rom verjagt und bestraft. Diese Strenge liefert einen Beweis für die gute Absicht jenes noch in seinem Greisenalter heftigen Mannes; aber sie konnte nur zur Hälfte die Unordnungen wieder gut machen, welche, beschützt von solchem Lebenswandel, sich in die Verwaltung des Kirchenregimentes eingeschlichen.

Der Pabst ermaaß, daß es zur Wiederherstellung seiner kompromittirten Autorität der Statuirung rigoroser Exempel bedürfe.

Laster aller Art wucherten unter den Welt- und Klostergeistlichen. Paul machte sich deren Unterdrückung zur Aufgabe. Zur Erreichung seines Zieles nahm er zuerst die Gesellschaft Jesu vor, welche, völlig unschuldig an diesem innern Verderben, noch unschuldiger an den der Kirche bereiteten Leiden war. Die General-Versammlung hatte, wie gesagt, die Constitutionen Loyolas für den Orden anerkannt; der Pabst suchte nunmehr diese Annahme zu beschränken. Der Cardinal Trani theilte den versammelten Vätern im Namen des Pabstes einen Beschluß mit, nach welchem die Gesellschaft Jesu gleich den anderen Orden zum Chordienst verpflichtet wurde und der General nur für einen bestimmten Zeitabschnitt, etwa auf drei Jahre, zu erwählen sei.

Solche dem Institute zugefügten Störungen mußten nothwenig dessen ganze innere Einrichtung gefährden.

Die Jesuiten sahen klar ein, daß der Pabst jenen, dem heiligen Stuhle feindlichen, Einflüsterungen Gehör gegeben, welche allerdings durch die Neuheit und die bewunderswerthen Fortschritte des Ordens hervorgerufen werden konnten.

Der Pabst hatte befohlen, und sein Befehl machte allerdings die Väter bestürzt; sie protestirten dagegen in schuldiger Ehrfurcht, nicht aber ostensible, auf offener Straße Gewalt schreiend, was nothwendig ein Aergerniß gegeben. Sie erklärten in der Sitzung am 24. August: daß man die einstimmige Ansicht der Congregation für die lebensläng-

liche Dauer des Generalates zur Entscheidung dem Pabste vorlegen müsse. Das erlassene Memorial lautet:

„Heiliger Vater. Als der sehr ehrwürdige Cardinal Pacheco auf Befehl Eurer Heiligkeit vor unternommener Wahl unseres Generals die Ansicht Eurer Heiligkeit über die persönlichen Eigenschaften des von uns zu Erwählenden ausgesprochen, erklärte er zugleich, daß Ihr selbst es zweckdienlicher erachtet, denselben auf Lebenszeit und nicht auf einen bestimmten Zeitraum von Jahren zu ernennen. Freudig erkannten wir in dieser Willenserklärung Eurer Heiligkeit die Manifestatian des göttlichen Willens, der auch einem jeglichen von uns ganz denselben Wunsch und dieselbe Ansicht eingeflößt. Als später Eure Heiligkeit uns zum Fußkusse zuließen, riefet Ihr unseren Eifer zum Dienste Gottes wach und ermahntet uns zu demselben. Zu den uns gnädig erwiesenen besonderen Gunstbezeugungen rechnen wir die Anerkennung des Generals, den wir auf Lebenszeit gewählt. Für diese Gunst statten wir der göttlichen Güte und Eurer Heiligkeit unseren innigsten Dank ab. In neuester Zeit aber hat uns der ehrwürdige Cardinal Trani angezeigt, dnß Euer Heiligkeit bei der lebenslänglichen Dauer des Generalates noch einiges Bedenken trägt und uns daher befohlen, noch einmal diese Angelegenheit zu berathen. Nach ernstem Gebete zu Gott und nach einer zweimaligen Erörterung dieser Angelegenheit in der Congregation haben wir alle ohne Ausnahme es für unseren Orden zweckdienlicher erachtet, dem Generale auf Lebenszeit sein Amt zu übertragen. Wenngleich also die Sache steht, so sind wir dennoch Söhne des Gehorsams und bereit, dem Befehle Eurer Heiligkeit zu genüngen, und da vielleicht Euer Heiligkeit wünschen möchte, eine zuverlässige Gewißheit über unsere Prinzipien sich zu verschaffen, so haben wir vorstehende Schrift, die wir in allen Punkten zu Eurer Heiligkeit Entscheidung stellen, unterzeichnet."

Am dritten der Calenden des September (30. August 1558).

Am bestimmten Tage begaben sich Laynez und Salmeron nach dem Vatican, um dieses mit Ausnahme des Generals von allen Professen nnterzeichnete Memorial Paul dem Vierten zu übergeben. Der Pabst empfing die beiden Väter kalt und sprach ihnen in Gegenwart seines Neffen, des Cardinals von Neapel, in bittern Worten sein Mißfallen aus. Laynez und Salmeron legten nun die Gründe ihres Beharrens vor. Ihr seid Ungehorsame, rief der Pabst, Eigensinnige, die die Ketzerei beschönigen. Ich fürchte sehr, die Gesellschaft

werde uns Sektirer liefern. Uebrigens sind wir entschlossen, derlei Unordnugen nicht mehr zu dulden *)

Laynez Lage war eine höchst beengte; indeß zog er sich mit einer achtbaren Freimüthigkeit aus derselben. Ohne das Memorial dem Pabste zu übergeben, sagte er: ich habe das Generalat weder gesucht noch gewünscht. Nach meinen persönlichen Neigungen würde ich nicht allein dasselbe nach drei Jahren gerne niederlegen, sondern es sogar für eine Gnade erkennen, wenn Euer Heiligkeit schon heute mir eine Last abnehmen wollten, deren Bürde zu tragen mir Geschick und Kraft fehlt. Es ist Euch nicht unbekannt, daß die Väter, indem sie zur

---

*) Mac Anlay, früher Kriegsminister Englands, hat in der Edinburger Review einen bemerkenswerthen kritisch-historischen Artikel über die Jesuiten veröffentlicht. Dieser Staatsmann ist, obgleich Protestant, gegen sie gerechter, als der Pabst; es heißt am angeführten Orte: „Alle Blätter der europäischen Jahrbücher geben Jahrhunderte hindurch Zeugniß von der Regsamkeit, der Politik, der geordneten Disciplin, dem unerschütterlichen Muthe, der Selbstverleugnung, dem Hintansetzen der zartesten Bande des natürlichen Herzens, der unerschütterlichen und beharrlichsten Umsicht in Verwendung der Mittel, wodurch die Jesuiten im Kampfe für die Kirche sich ausgezeichnet. Der Geist des Katholicismus hatte sich in diesem Orden concentrirt, dessen Geschichte zugleich die Geschichte der großen katholischen Reaction ist. Diese Gesellschaft bemächtigte sich aller auf den menschlichen Geist einwirkenden Institute. Die Kanzel, die Presse, der Beicht- und Lehrstuhl, standen unter ihrem Einflusse. Wo ein Jesuit predigte, da war die Kirche zu klein für dio Zahl der Zuhörer. Der einem Werke an die Stirn gesetzte Name eines Jesuiten sicherte demselben Erfolg. Dem Ohre eines Jesuiten vertraueten die Gewalthaber, der Adel und Herrscher die geheime Geschichte ihres Lebens; aus dem Munde der Jesuiten empfing die Jugend in den niederen und höheren Schulen die ersten Rudimente der Wissenschaft, ihre Bildung in der Rhetorik und Philosophie. Kunst und Wissenschaft waren bis dahin nur Gefährten des Unglaubens und Irrglaubens gewesen, von nun an aber wurden sie die Verbündeten der Orthodoxie. Sobald bie Gesellschaft Jesu sich den Süden Europas unterworfen, ging sie als Siegerin auf weitere Eroberungen aus. Ohne Furcht vor dem Weltmeere und der Wüste, vor drohendem Hunger und Pest, vor Spionen, Kerkern und Torturen der heimlichen Gerichte, vor dem Hochgerichte und dem Richtschwerte, sah man unter allen Lebensverhältnissen, in allen Ländern, als Schüler, Aerzte, Kaufleute, Diener, an dem der Kirche feindlichen Hofe Schwedens, in allen Schlössern der Grafschaft Chester, mitten im Feldlager Kanuths, Jesuiten. Durch ihre Vorträge, ihren Unterricht, ihre Tröstungen, gewannen sie sich die Herzen der Jugend, belebten sie den Muth der Furchtsamen, und reichten sie den todesbleichen Lippen zum Kusse das Bild des Gekreuzigten.“

Wahl schritten, die Absicht hatten, im Geiste unserer Constitutionen einen immerwährenden General zu ernennen. Der Cardinal Pacheco hat uns erklärt, Euer Heiligkeit verlangten erstlich, daß der General seinen Aufenthalt in Rom nehme, und zweitens, daß er auf Lebenszeit ernannt werde. Die Väter selbst waren dieser Ansicht; demgemäß ist die Wahl getroffen. Wir haben sie Euer Heiligkeit vorgelegt, sie ist gebilligt und bestätigt. Dennoch werde ich keinen Augenblick anstehen, zu gehorchen, wie ich bereits es ausgesprochen.

„Ich will nicht," entgegnete Paul der Vierte, „daß du dein Amt niederlegest, daß hieße, sich der Arbeit entziehen; überdies werde ich nach drei Jahren dasselbe aufs Neue dir übertragen können."

Laynez entgegnete: „Wir lehren und predigen gegen die Irrlehrer; aus diesem Grunde sind wir von ihnen gehaßt und werden Papisten gescholten; Euer Heiligkeit sollten uns also beschützen, väterliche Gesinnungen gegen uns an den Tag legen und sich überzeugt halten, daß Gott uns gnädig sei."

Trotz dieser Erklärung beharrte der Pabst in seiner Ansicht. Er war ein Achtziger. Die Jesuiten erwarteten die Zukunft. Der Chordienst war für die Gesellschaft keineswegs eine für die Folgezeit wichtige Sache. Paul der Vierte verlangte ausdrücklich, daß derselbe auf der Stelle eingeführt und dieser Artikel den Constitutionen des Ordens als Ausdruck seiner höchsten Willensmeinung einverleibt werde.

Die Gesellschaft Jesu hatte schon die Privat-Gebetszeiten bestimmt und geordnet, sie durften jetzt nur in die Augen fallender vorgenommen werden, um somit ein Zeichen der Unterwerfung unter die päbstliche Autorität zu geben. Am neun und zwanzigsten September desselben Jahres nahm der Chordienst seinen Anfang.

Paul der Vierte hatte in seinen verschiedenen Erlassen niemals der früheren Bullen erwähnt, durch welche die Gesellschaft Jesu bestätigt worden war; man bat daher die unterrichtetsten Cardinäle um ihre Ansicht über diese Angelegenheit, und sie erklärten: diese Neuerungen könnten nur den Erfolg eines einfachen Befehles des Pabstes haben und dürften nicht als eine Entscheidung des heiligen Stuhles angesehen und durch sie im Wesen des Ordens nichts geändert werden.

Ein Jahr später, beim Absterben Pauls des Vierten, kehrte der Orden zu seinen Gebräuchen zurück. Die nachfolgenden Päbste haben die Bestimmungen dieses ihres Vorgängers nie aufrecht erhalten.

Laynez und die versammelten Väter sahen in die Zukunft.

Ignaz hatte in seinen Constitutionen verordnet, daß neben der Theologie das Studium des alten und neuen Testaments und die scholastische Philosophie nach dem heiligen Thomas studirt werden solle. Diese Vorschrift konnte, wörtlich genommen, in der Folge dem Fortschritte der Wissenschaft Fesseln anlegen. Wie alle Wissenschaft, ist auch die Theologie des Fortschrittes fähig; es wurde daher erklärt: es solle in Zukunft Thomas noch gelesen werden; sollte aber mit den Jahren ein anderer Schriftsteller für das Studium geeigneter, oder ein Lehrbuch oder Leitfaden der scholastischen Theologie zeitgemäßer erscheinen, so solle dasselbe, vorausgesetzt, daß die befähigsten Glieder und der General dies abprobirt, als Lehrbuch eingeführt werden können.

Am zehnten September 1558 schloß die Congregation ihre Sitzungen, ohne daß sich Parteiungen gezeigt, noch öffentliches Aufsehen erregt worden wäre. In Beziehung künftiger Generalswahlen beschloß man, sich buchstäblich nach den Vorschriften des verstorbenen Generals zu richten; es scheint, daß man gedachte, durch dies peinliche Nachleben bestehender Anordnungen, Allen die tiefste Ehrfurcht vor dem letzten Willen Loyolas einzuflößen. Die Gesellschaft hatte ohne innere Störungen diese durch politische Ereignisse, Anforderungen Pauls des Vierten und den in Klöstern wie in der Welt erregten Ehrgeiz gefahrvollere Krisis glücklich bestanden. Sie nahm, kräftiger, als vor dem Tode Loyola's, ihren Normalzustand wieder ein; sie war in sich fester verbunden, weil sie ihre Einigkeit empirisch erkannt.

Laynez Charakter war in vieler Hinsicht verschieden von der Gemüthsart Loyolas. Mit der Thatkraft des ersten Generals begabt, fanden sich dennoch in ihm Befähigungen und Schwächen, die der Geschichte beide Männer als sehr verschieden erscheinen lassen. Laynez war mehr Mann, sagen häufig die Schriftsteller; nach unserer Ansicht aber haben sie Unrecht, dem Nachfolger Ignazens Ideen aufzubürden, die er niemals genährt hat. Der erste war ein Heiliger, der zweite wird nur ein großer Staatsmann genannt, der nur ausgeführt und geordnet, was der Stifter vorbereitet. Christlicher Heroismus belebte Loyola, wie dies allgemein anerkannt wird. Um seinen Orden anzugreifen, mußte man seinen Nachfolger parteiischer beurtheilen. Der protestantische Geschichtsschreiber Johannes Müller hat in wenigen Worten diese verschiedenen Ansichten zusammengefaßt; im vierten Theil seiner Universalgeschichte sagt er:

„Die ursprüngliche Ordensregel der Jesuiten war einfach und enthielt nichts, was die künftige Größe des Ordens hätte andeuten können. Loyolas Plan aber wurde vergrößert und erweitert durch Laynez und Aquaviva, diese beiden tiefen Kenner des menschlichen Herzens und eigentlichen Gründer eines Institutes, das in seinen Erfolgen nur mit jenen gewichtigen Stiftungen der Gesetzgeber des Alterthums verglichen werden kann."

Die Gesellschaft Jesu hatte sich, ohne erschüttert zu werden, ein Haupt erwählt. Wir müssen nun berichten, wie sie unter der Regierung des Neuerwählten fortschritt.

Der Pater Franz von Borgia konnte seiner Gesundheit wegen, und auch aus politischen Gründen, Spanien nicht verlassen, zu dessen König Kaiser Karl der Fünfte durch seine Abdankung (den 25. Oktober 1555) Philipp den Zweiten erhoben. Der Orden konnte, obgleich er sich in der Halbinsel wohl begründet sah, durch seine heimlichen Feinde und die neue Regierung Gefahren ausgesetzt werden. Franz war der persönliche Freund Karls des Fünften und seines Sohnes; diese gedoppelte Freundschaft war gefährlich, denn Philipp achtete in der Regierung seiner Staaten die von seinem Vater getroffenen Anordnungen sehr wenig. Dieser strenge Fürst, der jeder Neuerung abhold war, schien manchmal den Gegnern der Jesuiten, die sich auch unter seinen Hofleuten eingeschlichen, auf den Universitäten wie in Klöstern anzutreffen waren, ein Ohr zu leihen. Borgia hielt es daher angemessen, in Spanien anwesend zu bleiben.

Mittlerweile kam Karl der Fünfte, nachdem er in Brüssel auf alle seine Reiche verzichtet, nach dem Kloster des heiligen Justus in Estramandura. Wenn man Don Alvarez von Tolledo, Grafen von Dropesa, dem Vertrauten des Kaisers, Glauben schenken darf, so hatte derselbe sich nur nach ernster Erwägung des vom Herzoge von Gandia der Welt gegebenen Beispieles zur Kronentsagung entschlossen. Sobald er dies Opfer gebracht, wünschte er den Mann, der einen solchen Entschluß in seinem Gemüthe hervorgerufen, in dem Kleide des Jesuiten wiederzusehen. Er, allen jenen Beschäftigungen, die bisher sein Leben erfüllt, abgestorben, wollte sich Ruhe gönnen nach allen Aufregungen und Kriegen, die während seiner Herrschaft Europa erschüttert hatten.

Aus dem begeisterten Eroberer war nunmehr ein christlicher Philosoph geworden.

Kaum war der Kaiser in dies neue Verhältniß eingetreten, das jetzt alle Wünsche und Hoffnungen begrenzte und nicht über den Gesichtskreis eines Klosters und eines Thales von wenigen Morgen Umfang hinausging, so schrieb er sofort an Franz von Borgia, den er sich zum Gefährten der Zurückgezogenheit wünschte. Die Prinzessin Johanna kannte die Absichten ihres Vaters; ein Vorhaben, das unheilbringend für den Orden der Jesuiten werden konnte, sie benachrichtigte daher im Voraus Borgia:

„Ich habe nicht unterlassen wollen, Hochwürdiger," schrieb sie, „Ihnen augenblicklich diese Nachricht zukommen zu lassen, damit Ihnen, bevor Sie den Kaiser sehen, Zeit bleibe, vor dem Angesichte Gottes zu berathen, welche Antwort sie demselben zu ertheilen haben. Aus seinem eigenen Munde habe ich alles, was ich vorstehend Ihnen geschrieben; nicht bloße Gerüchte oder zweifelhafte Berichte theile ich Ihnen mit. Ich bin überzeugt, daß Sie auch bei dieser Veranlassung, eingedenk der Verpflichtungen gegen Ihren Orden, dennoch nicht die Pflicht vergessen werden, die Ihnen obliegt, dem Kaiser, meinem Herrn, zu dienen und seinen Willen zu erfüllen."

Franz liebte die Einsamkeit. Es hatte Loyolas Autorität bedurft, ihn dem stillen Frieden, den er sich in Ognate bereitete, zu entreißen. Andererseits war er dem Kaiser für alle ihm und seinen Kindern erwiesenen Wohlthaten zu hohem Danke verpflichtet. Nichts aber erschütterte seinen Entschluß. Er erschien vor dem mächtigen Kaiser, der so eben der Welt ein Beispiel des Verzichts auf alle irdische Herrlichkeit und wahrer Weisheit gegeben, wie wir es selten nur auf den Blättern der Geschichte antreffen. Karl der Fünfte empfing den Pater mit großer Freude, welche selbst in der streng bewahrten Etikette nicht zu verkennen war. Franz wollte sich seinem früheren Herrn zu Füßen werfen, der Kaiser aber schloß ihn in seine Arme, und befahl, daß der Jesuit mit ihm unter einem Dache wohne, eine Ehre, die Karl bisher Niemandem bewilligt hatte. Die Unterhaltung begann.

Beide Männer, deren Ruhm, Glanz, Thatkraft und Glück die Welt oft beneidet, die alle diese Herrlichkeit nur verloren, weil sie freiwillig auf dieselbe verzichtet, standen sich gegenüber. Sie warfen einen Blick auf die Vergangenheit, sie erforschten selbst ihr früheres Leben. Nicht nur Erinnerungen wollte der alte Kaiser Deutschlands durch den ehemaligen Herzog von Gandia in sich erwecken, jeder kannte des andern Tugenden. Mit Gott geheiligten Vorsätzen wollte der kaiserliche

Einsiedler in Sanct Just sein Gemüth, das mitunter Gewissensbisse oder jener Unmuth, der sich durch plötzliche Unthätigkeit in den an Thätigkeit gewöhnten Naturen zeigt, erfüllen mochte, beruhigen.

Auf dem Throne hatte er die Gesellschaft Jesu wenig begünstigt. Vorurtheile, welche Staatsrücksichten von Zeit zu Zeit zu überwinden geboten, erwachten wiederum in der Zelle. Karl der Fünfte hatte während seiner Regierung den Lutheranern so oft Gehör geschenkt, daß selbst in der Stille des Klosters noch die Hefen ihrer Predigten gegen die Jesuiten nicht ganz zu fermentiren aufgehört. Er hatte abgedankt. Dem Pater Franziskus erschien diese Verzichtleistung eine Achtung gebietende That. Der Kaiser sprach seinem früheren Günstlinge sein jetziges Anliegen aus: wie er einstmals ihn zum Genossen weltlicher Hoheit erhoben, so wünschte er jetzt ihn als Genossen seiner Buße an seiner Seite.

Der Pater Franz hatte, von der Prinzessin Johanna benachrichtiget, Zeit gehabt, sich gegen diese Versuchung zu wappnen.

Er erläuterte Karl dem Fünften das Wesen der Gesellschaft Jesu, erklärte deren Verfassung und bezeichnete deren Endzweck.

Der Kaiser durchschauete bald den Zweck des Ordens, aber alt geworden, suchte er nunmehr eine Ruhe, die er durch Thaten sich erkauft, und fühlte sich, wie alle Greise, nur zu dem hingezogen, was seine Jugend erfüllt hatte. Der Ordenszweck trat dem Kaiser in seiner Gesammtheit vor Augen, sein durchdringender Verstand billigte denselben, dennoch aber schien er eine Einwendung machen zu müssen. „Alles, was Ihr mir mittheilet," sagte er, „ist vernunftgemäß; dennoch bleibt mir ein Zweifel; weshalb sieht man in eurem Orden nur junge Leute, warum trifft man nicht unter den Ordensgliedern die von der Erfahrung gebleichte Scheitel?"

Lächelnd entgegnete Franz: „Sire, wenn die Mutter noch jung ist, wie können Euer Majestät begehren, daß sie schon hochbetagte Kinder habe? Ist dies ein Vorwurf für die Gesellschaft, so wird die Zeit bald denselben abstellen; der heutigen Jugend wird nach zwanzig Jahren nicht die Silberlocke fehlen; übrigens sind wir nicht alle so jung, als man uns vorwirft; ich selbst bin sechs und vierzig, und nicht selten trifft man in dem Orden Novizen von sechzig Jahren."

Don Bustamente, der den Pater begleitete, war ein sechzigjähriger Noviz.

Karl der Fünfte gestand ein, daß er sich zu einer irrigen Ansicht

über die Gesellschaft habe verleiten lassen; vielleicht aber hoffte er, mit diesem Geständnisse den Pater für sich zu gewinnen, denn er schlug in der That demselben vor, von nun an mit ihm und zwei der Welt überdrüssig gewordenen Fratres zu leben. Der Pater lehnte hochachtungsvoll dieses Anerbieten, das allerdings etwas Verführerisches hatte, ab. Nach dreitägigem Aufenthalte zu Santo Justo trat er wieder in seinen apostolischen Beruf zurück.

Karl der Fünfte hatte so glorreich regiert, Spanien so mächtig gemacht, daß er selbst noch aus den Mauern seines Klosters einen Einfluß übte, dem sich der Hof Philipps des Zweiten nicht zu entziehen wagte. Den Ministern und Hofleuten blieb er immer noch der Kaiser, der sie angesehen und reich gemacht, immer noch jener Kaiser, der einst als Sieger den König von Frankreich gefangen nach Madrid geführt.

Im Pallaste Philipps folgte man jedem Schritte und horchte auf jedes Wort, das in der Zelle von Santo Justo vorfiel.

Der Pater Franziskus hatte drei ganze Tage hindurch mit dem Kaiser Karl dem Fünften vertraulich geredet. Allen, die der alte Fürst sah, theilte er seine geänderten Ansichten über den Orden der Jesuiten mit; daher wirkte diese, seine Ansicht, für die Gesellschaft Jesu sehr vortheilhaft ein. Don Juan de Vega, Präsident des Gerichtshofes von Castilien, beschirmte den Orden, und dieser Schutz kam ihm sehr zu Statten, da gerade damals das Lutherthum sich heimliche Anhänger in Sevilla erwarb. Durch Schriften, welche als verbotene Früchte noch mehr Reiz gewannen, wurden viele katholische Christen verleitet; auch hier traten die Jesuiten dem beabsichtigten Angriffe in den Weg.

Von einem eben in der Einsamkeit eines Klosters begrabenen Kaiser eilte Pater Franziskus unmitelbar an den Sarg eines verstorbenen Königs. Johann der Dritte von Portugal hatte am eilften Juli 1557 in Lissabon seinen Geist aufgegeben. Die Königin Catharina war in der höchsten Betrübniß. Karl der Fünfte hielt es für den besten Trost, den er ihr reichen könne, wenn er Borgia sogleich nach Portugal entsende. Der Jesuit war theils mit einer Familienangelegenheit, theils aber auch mit einem anderen vertrauten Auftrage beamtet. Er richtete den zwiefachen Auftrag aus und kehrte, nachdem er die Ordenshäuser Portugals untersucht, nach Spanien zurück. Das Collegium zu Coimbra befand sich in dem blühendsten

Zustande; es zählte im Jahre 1558 über hundert und fünfzig Scholastiker.

Um diese Zeit wurden zu Tolledo, Ocana, Montella, Palencia, Segovia, Bellemar und Madrid Collegien errichtet. Pater Franziskus war die Seele aller dieser Stiftungen.

Karl der Fünfte berief ihn an sein Sterbebett und setzte ihn zum Executor seines Testamentes ein. Im Angesichte des ganzen Hofes hielt er dem Kaiser die Leichenrede, der, jenem Prophetenkönige gleich, die Flucht ergriffen und ferne gewichen, um in der Wüste zu wohnen.

Die Universität Alcala wurde nunmehr Hülfsanstalt der Jesuiten. 1558 traten vier und dreißig Docenten derselben in den Orden ein. Desa, Rektor der Universität, und Franz Tolet, den der berühmte Dominikus Soto das Wunder der Wissenschaft nannte, verzichteten auf ihre Würden, um dem vom Pater Franziskus erwählten Wege zu folgen.

In den asturischen Gebirgen, aus denen einstmals Pelago hervorgetreten, um einen hundertjährigen Krieg gegen die Mauren zu beginnen, hatte die Unwissenheit völlige Verdummung und Entmenschlichung erzeugt. Zu diesen, mit dem Verfalle zur Barbarei bedrohten Gemeinden, entsendete Borgia Missionare, welche alsbald jene ungebendigte Leidenschaft den Lehren der Religion unterwarfen. Der Cardinal Henrico von Portugal und die Königin Catharina bedurften wiederum Borgias Beirath.

Pater Ludwig Gonzales de Camara, Assistent des Generals Lahnez, ward im Jahre 1559 an den Hof berufen; die königliche Familie beabsichtigte, ihm die Erziehung des jungen Königs Don Sebastian zu übertragen. Gonzales lehnte dies Anerbieten ab, weil stets ein solches Amt mißlich ist. Die Erziehung eines Fürsten ist immer eine schwierige Aufgabe.

Don Sebastians heftiger Charakter, seine Kriegs- und Waffensucht, welche später den Sturz Portugals und seiner Familie herbeiführte, sind in Gonzalez Briefen an den Ordensgeneral klar und bestimmt gezeichnet (diese Briefe finden sich in dem Archive al Gesu). Der Jesuit fürchtete dessen zu kriegerische Neigungen und lehnte mithin diese gefahrvolle Ehre ab. Lahnez aber, Franz Borgia und alle zu Rathe gezogenen Provinziale erklärten: der Orden dürfe dem Enkel Johanns des Dritten und Schwestersohne Karls des Fünften

diesen Beweis seiner Dankbarkeit nicht abschlagen. Don Sebastian war der erste von Jesuiten erzogene König.

Um diese Zeit schrieb der so eben zum Erzbischofe von Braga erwählte Dominikaner Bartholomäus des Marthyrs an Laynez:

„Ich habe mich an die Väter Eures so eifrigen und befähigten Ordens gewendet, um sie zu meinen Mitarbeitern am Werke des Herrn und zu thätigen Werkzeugen des göttlichen Ruhmes in einem Lande zu machen, das ihrer Liebe so bedürftig ist.

Den Neuerern und selbst einigen katholischen Mönchen wurde allerdings durch diese Erfolge des Ordens ein Herzeleid zugefügt; sie suchten ihrem Hasse Luft zu machen und gegen die Jesuiten, hauptsächlich aber gegen Franz von Borgia, Wetterwolken zusammen zu blasen. Ueberall in der Welt und in allen Ständen ist Verläumdung die Gefährtin des Ruhmes.

In Sevilla gewann die Irrlehre Boden. Auch in Valladolid wußte sie sich Eingang zu verschaffen. Als ernste Gegner traten ihr nur die Jesuiten entgegen, die überall, wo die Irrlehre auftauchte, zu ihrer Bekämpfung und Entlarvung hervortraten. Die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit des großen Haufens ward zu neuem Kunstgriff benutzt. Die Sektirer wußten sehr wohl, daß sie in Valladolid und Sevilla auf die Jesuiten, als ihre Gegner, stoßen würden; sie beschuldigten dieselben daher der Vorliebe für die Lehren, die das Lutherthum auf spanischem Boden zu verbreiten beabsichtigte.

Man trat anfangs leise auf und verbreitete das Gerücht, daß man die Begünstiger der neuen Lehre endlich ausgemittelt, und deutete an: es seien wahrscheinlich die Theatiner, wie man in Spanien die Mitglieder der Gesellschaft Jesu nannte. Diesem freilich unglaublichen Gerüchte wurde dennoch von dem großen Haufen Glauben geschenkt. Jetzt bedurfte es nur noch eines Schrittes um sie, mit dem San-Benito *) angethan, zum Auto-da-Fe zu schleppen, wozu die Menge leicht bewegt werden konnte.

Man stellte Zeugen auf, welche in entlegenen Städten Brüder des Ordens verdammen und verbrennen gesehen haben wollten. Franz von Borgia erschien ihnen unbezweifelt als der Schuldigste. Die

---

*) Das gelbe Todtenkleid, womit die von der Inquisition Verurtheilten angethan wurden.

Achtung vor seinem hohen Range und seine Familienverbindungen hatten bis jetzt eine peinliche Anklage noch verhindert.

Die Erfinder dieser Gerüchte kannten das Ungegründete derselben sehr wohl, stellten sich indeß, als ob sie dieselben für wahr hielten. Die erbittertsten Mönche beharrten im hartneckigen Schweigen, was schändlicher war, als die heftigsten Angriffe.

Don Fernando de Valdez, Erzbischof von Sevilla, war Groß-Inquisitor. Durch eine officielle Urkunde seines Tribunals ward die Orthodoxie der Söhne Loyolas und der heilige Wandel des Pater Franziskus öffentlich anerkannt. Um dem Zweifel jeden Vorwand zu nehmen, berief Don Valdez sie zur Mitübernahme seines furchtbaren Amtes. Sie schlugen es aus.

Mit der Inquisition war, namentlich in Spanien, große Gewalt verbunden. Die Jesuiten, die man häufig als herrschgierig dargestellt, schlugen dies Anerbieten, lediglich ihren Zweck verfolgend, ab. Durch Hülfe der Inquisition hätten sie herrschen können, aber sie wollten lieber dies Amt nicht übernehmen, dessen furchtbare Strenge ihre sprüchwörtlich gewordene Güte gemildert haben würde.

Der Irrlehre hatte man sie nicht überführen können. Die Ketzerei verzweifelte, auf diesem Wege zum Ziele zu gelangen und sprengte nunmehr das Gerücht aus, die Jesuiten seien Diener der Inquisition. Alle Grausamkeiten derselben wurden von nun an ihnen aufgebürdet. Die Sektirer hatten es nicht dahin bringen können, die Jesuiten auf den Scheiterhaufen zu führen, jetzt erklärten sie sie für die Errichter des Holzstoßes.

Der Orden hielt diese Verläumdung so abgeschmackt, daß er dagegen sich zu verwahren unnöthig hielt. Daran that er Unrecht.

Ist die Bosheit erregt, so darf man sie niemals durch Stillschweigen, das sie mißbraucht, nicht noch mehr Raum gewinnen lassen. Der Orden aber schwieg und so schloß man, wenn auch in diesen Anschuldigungen Lüge und Uebertreibung nicht zu leugnen sei, so erweise eben dies Stillschweigen, daß irgend etwas Wahres zum Grunde liegen müsse. Die Mönche und Irrlehrer, welche sich zum Verderben des Ordens vereiniget, und erkannt, daß sie leichtes Spiel mit den Vätern hatten, brachten ihre früheren Proceduren wieder in Anwendung.

Franz Borgia weilte zehn Monate in Portugal. Diese Abwesenheit diente neuen Intriguen zum Anhaltspunkt. Franz hatte

häufige Unterredung mit Dominicus Rosas, einem später zum Scheiterhaufen verurtheilten Sektirer. Er war durch enge Bande der Freundschaft mit Don Carranza de Miranda, Mitgliede des Predigerordens und Erzbischofe von Toledo, verbunden. Der Erzbischof von Sevilla ambirte das Bisthum Toledo. Carranza wurde der Inquisition übergeben und Borgia eines vertrauten Verkehrs mit ihm beschuldiget. Borgia bekennt dieses freundschaftliche Verhältniß, er rühmt sich dessen, und tritt selbst als sein Vertheidiger auf. Don Carranza ward theils in Spanien, theils in Rom gefangen gehalten. Seine Anhänger, seine Freunde, verließen ihn, nur Borgia und die Gesellschaft Jesu hielten treu zu ihm. Carranza wurde unschuldig erklärt. Der Pater Franziskus aber erlangte nicht selbst diese Gerechtigkeit. Vor dem Eintritt in den Orden hatte er zwei kleine ascetische Werke geschrieben, in welche man heimlich einige verdächtige Sätze und zu erläuternde Redensarten eingeschoben. Mit Hülfe dieser von fremder oder böswilliger Hand entstellten Bücher machte man ein Aufhebens, das der ursprüngliche Text nie hervorgerufen haben würde.

Der heilige Augustin sagt über sein Zeitalter: „die Furcht vor Ketzerei verführt zu harten Urtheilen über Alles.“ So auch war es im sechszehnten Jahrhundert; die Inquisition wurde stets von Verdacht geleitet. Die dem Herzoge von Gandia zugeschriebenen Werke wurden vor die Inquisition gezogen und mit dem Interdicte belegt. Seine Rechtfertigung wäre leicht gewesen, er lächelte nur und wollte seine Vertheidigung demüthig selbst nicht übernehmen, vielmehr dieselbe dem Himmel überlassen. Diese Geduld, die die Menschen nicht begreifen, weil sie wähnen, man müsse für die Aufrechthaltung seines guten Namens selbst sorgen, erhöhete die Keckheit der Gegner Borgias. Die Inquisition verbot nur diese, ohne Namen des Verfassers erschienenen, aber dem früheren Herzoge von Gandia als Verfasser zugeschriebenen Werke. Die Gegner brachten nun, da sie meinten, Philipp der Zweite werde in diesem Punkte so tolerant nicht sein, als die Inquisitoren in Glaubenssachen, auch politische Beweggründe vor. Da man Borgia weder zum Ketzer noch zum Mitgliede der Inquisition hatte machen können, versuchte man, ihn zum Staatsverbrecher zu stempeln.

Während Philipps des Zweiten Aufenthalte in den Niederlanden, einem Appanagium der Krone, hatte er die Regentschaft derselben der

Infantin von Spanien übertragen, die sich in wichtigen Angelegenheiten stets an die Einsicht des Pater Franziskus zu wenden pflegte, wobei sie sich eben so gut, als das regierte Land befand.

Diese ertheilten Rathschläge waren ein natürlicher Vorwand, alles Gute, was unter der Regentschaft vollführt ward, herabzuziehen. Man beschuldigte, zuerst versteckt, in der Folge sogar öffentlich den Jesuiten, gegen seinen König treulos gewesen zu sein und geheime Verbindungen mit den Feinden des Staates unterhalten zu haben. Diese Beschuldigung traf direkt alle Ordensglieder, Untergebene und Genossen.

Philipp der Zweite hatte Scharfblick genug, diesem, aller Beweise ermangelnden, Vorgeben auch nur einen Augenblick Glauben zu schenken, aber er war König, und folglich leicht zu täuschen.

Er kannte Borgias Unschuld. Aus Politik aber war er argwöhnisch, selbst gegen seine Freunde, um seinen Feinden jede Hoffnung auf Vergeben und Vergessen seinerseits abzuschneiden. Borgia wurde durch Pius den Vierten und den Ordensgeneral Laynez nach Rom berufen. Als er diesem Befehle genügen wollte, erklärten der Fürst von Eboly und der Herzog von Feria, beide Philipps Günstlinge und Freunde des Pater Franziskus, daß der König seine Rechtfertigung erwarte. „Der König weiß sehr wohl," sagten sie zu ihm, „daß Ihr nicht schuldig seid, des Beispiels wegen aber verlangt er, daß Ihr Euch zum Schein rechtfertiget, zugleich auch Euren Orden schützt, der durch den vom Könige auf ihn geworfenen Unwillen in Noth gesetzt werden könnte." Diese letzte Bemerkung bestimmte Borgia. Seines persönlichen Rufes wegen hielt er die Rechtfertigung von einem eingebildeten Verbrechen unnöthig; im Interesse seiner Glaubensbrüder aber legte er in einem Schreiben sein und seines Ordens Verhalten auf dem Gebiete der Politik mit Freimüthigkeit dar. Philipp hätte dieser Auseinandersetzung beistimmen sollen, er that aber gar nichts.

Franziskus zeigte ihm seine Abreise nach Rom an, und unternahm die Reise, ohne seine Bewilligung abzuwarten.

Er verließ in einem Augenblicke Spanien, in welchem der König allen seinen Nachbarn mißtrauete, und Laynez sich an den französischen Hof begab, vielleicht, um seine eben so großartigen, als die von seinem Vater, Kaiser Karl dem Fünften, entworfenen Pläne, zu verhindern. Alle diese einzelnen, zufällig zusammentreffenden Umstände wußte

man in Verbindung zu bringen und eine neue Anschuldigung daraus zu schmieden.

Philipp warf dem Orden französische Gesinnung vor, und Frankreich im selben Augenblicke den Vätern der Gesellschaft: ihre zu spanische Gesinnung nicht verbergen zu können.

Am 7. September 1561 traf Franz von Borgia in Rom ein. Laynez mußte den Cardinal von Ferrara, Hippolyt von Este als päbstlichen Legaten nach Paris begleiten. Bevor er jedoch die Reise antrat, ordnete der General der Jesuiten, die Regierung des Ordens. Er hatte Salmeron zu seinem Vicarius ernannt, der aber, verpflichtet, dem tridentinischen Conzile beizuwohnen, unmöglich dies Amt übernehmen konnte, welches nunmehr Franz von Borgia, dessen Rathschlägen die römische Curie und der Cardinal Karl Boromäo, der Neffe des Pabstes, stets Gehör gaben und folgten, übertragen wurde.

Der Ordensgeneral begab sich nach Frankreich, wo so eben ein National-Conzil zu Poissy abgehalten werden sollte. Dies war der Moment, seine erste Amtsthätigkeit zu verdächtigen. 1558 wurden dem Generale Assistenten beigeordnet. Der ganze Orden ward dadurch in vier Assistentschaften getheilt und unter dieselben die Ordensprovinzen vertheilt. Die Assistentschaft von Italien, für welche der Pater Madride erwählt ward, umfaßte Italien und Sicilien.

Das Königreich Neapel, die Lombardei und Sicilien bildeten im selben Jahre die drei Ordensprovinzen. Die Assistentschaft Deutschland, welche die Provinzen Frankreich, Germania superior und inferior umfaßte, hatte den Pater Natal zum Assistenten.

Assistent von Portugal, zu welchem Portugal, Brasilien, Aethiopien und die Indien gehörten, war der Pater Gonzales.

Dem Pater Polanque, General-Secretair des Ordens, wurde die Assistentschaft der drei spanischen Provinzen Castilien, Aragon und Andalusien übertragen.

Zwei Jahre der Vacanz im Generalate hatten der Ausbreitung des Jesuiten-Ordens nicht geschadet. Wir haben dieselbe innerhalb Spanien schon berichtet und werden sofort auch ihre Fortschritte in Frankreich, Savoyen, Deutschland und den übrigen Ländern mittheilen.

Laynez folgte ganz dem von Loyola betretenen Wege. Beim Tode Pauls des Vierten, am 18. August 1559 aber, stellte ein unvorhergesehenes Ereigniß das weitere Bestehen alles bisher so weislich

Erbaueten in Frage. Das Conclave war versammelt. In jenen Jahrhunderten, wo die Tiara nicht nur eine geistliche Bürde, wie in unserer Zeit, war, fehlte es auch innerhalb des heiligen Collegiums eben deshalb nicht an Factionen. Frankreich gelüstete am meisten nach der dreifachen Krone; entweder den Cardinal von Tournon, oder Armagnac, oder dü Puy wünschte es mit derselben zu krönen. Außerdem arbeitete Johann dü Bellay für eigene Rechnung. Spanien präsentirte ebenfalls seinen Candidaten; desgleichen Deutschland. Die italienischen und römischen Cardinäle wiesen diesen Einfluß zurück, zugleich aber suchte ihn jeder zu seinem Vortheil zu benutzen.

Was sich schon bei früheren Ernennungen herausgestellt, wiederholte sich bei der jetzigen Wahl. Der Name war geändert, Ehrgeiz und Habgier blieben dieselben. Fast schien es, das Conclave wollte ein immerwährendes werden, weil die Cardinäle, welche die Stimmen der weltlichen Throne für sich hatten, alle jene hervortretenden, entgegengesetzten Interessen nicht vereinigen konnten. Der Cardinal Otto Truchseß konnte Niemand als den Pater Laynez unterstützen *).

Die Cardinäle glaubten, sobald sie auf diesen Priester, dessen Tugendwandel, dessen Kenntnisse und Festigkeit dem ganzen heiligen Collegio bekannt war, ihr Augenmerk richteten, keine bessere Wahl treffen zu können. Ihrer Ansicht nach sicherte diese Erhebung, da Laynez ohne Zweifel mit großer Thätigkeit die Sittenreform der Geistlichkeit, die schon in seiner gegenwärtigen Stellung unermüdlich von ihm erstrebt ward, betreiben werde, die Ruhe der Kirche. Einige unbewachte Worte verriethen dem Pater diese neuen Umtriebe im Conclave. Er suchte die gute Meinung von sich abzulenken und erschien trotz aller Bitten nicht mehr im Conclave. Die ausgezeichnetesten Cardinäle indessen hatten die Sache zu Herzen genommen; eine Minorität, welche leicht zur Majorität hätte werden können, sprach sich für die Erhebung des Jesuitengenerals auf den päbstlichen Thron aus; an einem formellen Hinderniß aber scheiterte dieses Projekt.

Altem Herkommen der römischen Kurie gemäß, keinesweges aber gesetzlich, ist der Pabst stets aus den Mitgliedern des heiligen Collegiums gewählt worden.

---

*) Diese Thatsache wird durch den Cardinal von Augsburg selbst, und zwar in seiner 1565 zu Dillingen beim feierlichen Todtenamte für den zweiten General der Jesuiten gehaltenen Leichenrede bestätiget.

Gegen diesen Brauch ließ sich nichts einwenden; durch ihn wurden Laynez Freunde bewogen, ihre Stimmen dem Cardinal von Medicis zu geben, der unter dem Namen Pius der Vierte auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben ward.

Der neue Pabst zeigte sich den Jesuiten günstiger, als Paul der Dritte. Sein Neffe, der Cardinal Borromäo, den die Kirche heilig gesprochen, bestärkte ihn in seiner guten Meinung von ihnen. Ein berühmter, viele blutige Executionen herbeiführender Prozeß, zeichnete die erste Zeit dieses Pontificates aus und beschäftigte alle Gemüther.

Am 6. März 1561 starben die Neffen Pauls des Vierten, und zwar in Rom, das sie wenige Monate zuvor noch beherrscht hatten, unter den Händen des Nachrichters.

Die Geschichte hat die Thatsachen, durch welche ein Cardinal in peinliche Anklage versetzt ward, uns aufbewahrt; wir selbst haben weiter oben jene Thatsachen berührt.

Nach dem Tode des Pabstes wurde der Prozeß instruirt.

Der Cardinal Carl Caraffa, Johann Caraffa, Graf von Montorio, Herzog von Palliano, die Neffen des Pabstes Caraffa, der Graf Allifani und Leonhardt Cardini, seine Verwandten, wurden zum Tode verurtheilt *). Der heilige Vater konnte sie nicht begnadigen, es blieb ihnen daher nichts übrig, als sich an den Richterstuhl Gottes zu wenden. Der Herzog von Palliano war der Erste, der Laynez bitten ließ, ihm einen Priester der Gesellschaft zur Assistenz zu schicken. Paul der Vierte und seine Neffen selbst waren Feinde der Gesellschaft Jesu gewesen; dieser in einem solchen Augenblicke gegebene Beweis der Achtung war allerdings eine Genugthuung für den Orden; alle Glieder desselben aber beklagten sie. Die Erben Pauls des Vierten also forderten in ihrer letzten Stunde zu ihrem Troste einen Jesuiten. Der Jesuit erschien, es war der Pater Perucci.

Als der Herzog Palliano den Pater in sein Gefängniß treten

---

*) Nach dem Tode Pauls des Vierten suchte die Familie Caraffa die Revision des Prozesses nach. Pius der Fünfte bewilligte dieselbe. Die neuen Richter erklärten: daß Pius der Vierte durch den General-Procurator inducirt sei; dieser ward nun zum Tode verurtheilt, und die Familie Caraffa in ihre Ehren und Würden wieder eingesetzt. Der Geschichtschreiber Pallavicini, der ernste Nachforschungen über diese Vorfälle angestellt, behauptet, daß die Schuld des Cardinals ihm nicht habe einleuchten wollen.

sah, sagte er: ich halte dies Leiden für die größte Wohlthat Gottes, denn was das Glück mir geraubt, die Sorge um meine eigene Seele, giebt es mir zurück. Die Stunde der Execution nahete heran; der Platz Tordione war zum Richtplatz bestimmt; der Verurtheilte, dem die Religion Resignation verlieh, hielt in der Linken ein kleines silbernes Cruzifix, in der Rechten aber einen noch jetzt vorhandenen Brief an seinen Sohn. An der Thüre seines Gefängnisses erwarteten ihn die Barmherzigen Brüder, um ihn auf das Schaffot zu geleiten. Er übergab dem Pater Perrucci die Insignien des unlängst vom Könige von Frankreich erhaltenen Ordens des heiligen Michael, eine Schrift, welche seine letzten Gedanken über den Tod enthielt, sein Gebetbuch und seinen Rosenkranz. Die Gefangenwärter führten ihn sodann in ein anderes Gefängniß, in welchem seine beiden Verwandten, gleich schuldig mit ihm, und gleich ihm zum Tode verurtheilt, anwesend waren. Nach dem Berichte des Pater Polanque, der Augenzeuge dieses Vorfalles war und in einem seiner Briefe das traurige Schauspiel beschreibt, fielen die drei Männer sich in die Arme, sodann knieten sie und bekannten mit lauter Stimme, daß sie selbst das über sie hereinbrechende Unglück verschuldet; dann sagten sie sich ein letztes Lebewohl und trennten sich. Palliano blieb allein bei dem Jesuiten. Allifani und Cardini wurden von einem anderen Priester zum Tode vorbereitet. Sie beteten mit ihren Beichtvätern und ließen sich sodann aus der Leidensgeschichte unseres Herrn vorlesen. In dem Augenblicke, wo sie aus dem Kerker traten, sagte der Herzog: Nach meinem Tode, Pater Perrucci, sollen Sie dies Cruzifix und diese Bücher in die Hand des Generals legen und ihn bitten, meiner eingedenk sein zu wollen.

Palliano hatte allen irdischen Gedanken entsagt, er war auf den Tod vorbereitet. Während er die Reihen der Soldaten durchschritt, rühmte er die ewige Gerechtigkeit Gottes, die den Pabst, seinen Statthalter auf Erden, bewogen, die Verbrecher zu strafen; häufig sprach er seine Schuld laut aus; von Zeit zu Zeit aber betete er laut mit dem Pater Strophen aus dem Te Deum, oder sein Herz zugleich bewegende Stellen des Grabliedes: de profundis. Gefaßt erwartete er alle Zurüstungen seiner Henker.

Im Augenblicke, wo der Henker das Haupt vom Rumpfe trennte, erstarb der Ruf: „Jesus!“ auf seinen Lippen. Allifani und Cardini starben eben so gefaßt. In derselben Nacht, vom sechsten zum

siebenten März, wo diese dreifache Execution vollzogen ward, verlas man dem Cardinal Caraffa sein Urtheil; er hatte niemals glauben wollen, daß der heilige Stuhl auf sein Haupt den Todesstreich lenken könne. Gnadengesuche waren unmöglich, unmöglich das Urtheil zu verziehen. Der Cardinal also resingnirte, beichtete, nahm das heilige Mahl und betete zur heiligen Jungfrau; im Augenblicke aber, wo die Henker, ihn zu erdrosseln sich naheten, gewann menschliche Schwachheit die Obergewalt über das Gefühl der Buße. Caraffa war mit vielen Herrschern befreundet gewesen. Dies Verhältniß trat ihm noch einmal klar vor Augen. In einem bitteren, herzzerreißenden und schwer zu beschreibenden Tone rief er: „O, Pabst Pius! o, König Philipp! das hätte ich nicht von Euch erwartet!“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so war der Cardinal Caraffa eine entseelte Leiche.

Tages darauf wurden die verstümmelten Leichname des Herzogs, Allifani's und Cardini's auf der Brücke des Castells Sant-Angelo ausgestellt.

Die Römer, stets launig in der dem Pabste gebührenden Anhänglichkeit, hatten aus Haß gegen dessen Neffen das Wappen und die Bildsäule Pauls des Vierten auf dem Capitole zertrümmert. Sein Name war ihnen, theils wegen der von seinen Verwandten verübten Erpressungen, theils wegen der von ihm im Kirchenstaate eingeführten Reformen, verhaßt; beim Anblick dieser blutigen, zu ihrer Sühne aufgestellten Häupter aber verwandelte sich der Zorn der Römer in Mitleid. Dem Gesetze war genug gethan, nun beweinte man die Opfer, die ihm gefallen.

Diese Reaction war nicht ohne Gefahr; es war dringlich, ein durch äußere Eindrücke so leicht zu lenkendes Volk in dieser Aufregung zu beruhigen. Die Jesuiten, gewiß die letzten Freunde der Caraffa's, wurden beauftragt, die Ruhe Roms herzustellen, für die von heimlicher Aufhetzung allerdings zu fürchten stand; es gelang ihnen.

Weiter oben haben wir angeführt, daß die General-Congregation, und mit ihr Laynez, sehr wohl hätten erklären können, das Oberhaupt des Ordens sei auf Lebenszeit erwählt. Laynez indessen wollte dem heiligen Stuhle hier einen Beweis der Ehrfurcht liefern, die die Jesuiten selbst vor der Entscheidung hegen, die sie nicht billigen. Der Pabst Paul der Vierte hatte gewollt, daß der General nur auf drei Jahre ernannt werde. Diese drei Jahre waren fast ver-

laufen. Lahnez kündigte Pius dem Vierten und seinen Ordensbrüdern an, daß er entschlossen sei, sein Amt niederzulegen. Ob persönliche Demuth und Unterwürfigkeit vor dem Stuhle Peters, oder eine kluge Berechnung der Beweggrund sein mochte, so viel steht fest, der General war, dem Beispiele seines Vorgängers gemäß, wirklich zur Niederlegung seines Amtes entschlossen.

Die Assistenten, und selbst der heilige Vater, wurden um Rath gefragt; alle sprachen einstimmig die Ansicht aus, daß man in gegenwärtigen Verhältnissen eine so präjudicirliche Abdication nicht annehmen dürfe.

Lahnez beruhigte sich nicht mit dieser Antwort; er befahl, Kraft des geleisteten Gehorsams, allen Provinzialen und allen Professen, schriftlich ihre Ansicht auszusprechen, und um selbst ihre Ansichten nicht zu erfahren, ernannte er einen Commissar zu deren Empfangnahme.

Die lebenslängliche Dauer des Generalates ward also wiederum noch einmal in Frage gestellt, die Ansichten aller Väter der Gesellschaft stimmten überein. Bobadilla war zur Zeit der Wahl als Gegner und Unzufriedener erschienen. Sein Urtheil findet sich unter den übrigen und ist in so originellen Ausdrücken abgefaßt, daß es der Geschichte obliegt, es ganz so, wie es an Lahnez gerichtet war, mitzutheilen:

„Was das Generalat betrifft," schreibt er von Ragusa aus, „so bin ich der Ansicht, daß es, wie auch die Constitution dies erheischt, für immer und auf Lebenszeit verliehen werden müsse. Möchte es deiner Hand auf hundert Jahre anvertrauet sein. Wenn du vom Tode erstehest, mußt du es meiner Ansicht nach wieder übernehmen und bis zum Tage des Gerichtes verwalten. Um unseres Herrn Jesu Christi Willen bitte ich dich, in Frieden und Freuden dein Amt zu behalten. Diese, meinem tiefsten Gemüthe eingeprägte Ansicht habe ich hier schriftlich aufgezeichnet und eigenhändig ad perpetuam rei memoriam (zum ewigen Gedächtniß) niedergeschrieben.

Lahnez sah sich gezwungen, ein Amt fortzuführen, das der Pabst, selbst gegen die Ansicht Pauls des Vierten, zu einem lebenslänglichen gemacht. Die Jesuiten konnten, von nun an dieser Bedrängniß enthoben, sich ihrer apostolischen Wirksamkeit wieder widmen.

Pius der Vierte, alles, was die Jesuiten zur Ehre des heiligen Stuhles unternommen, anerkennend, bezahlte die Schuld der Kirche

gegen den Orden reichlich; täglich bot sich ihm Gelegenheit dar, dem Orden zu nützen, denn täglich standen neue Feinde wider denselben auf. Philipp der Zweite ward des Ordens Feind; die Republik Venedig ahmte Spanien nach. Wir berichten den Hergang.

Im Jahre 1560 war Johann Trevisani Patriarch von Venedig. Anders gesinnt, als sein Vorgänger auf dem bischöflichen Stuhle, Diego, sprach sich der Erzbischof Johann ganz offen gegen die Jesuiten aus. Er hatte geschworen, diese Chiappini *) nicht länger auf dem Gebiet der Republik zu dulden; um aber nicht ungerecht zu erscheinen, erlauschte er einen Vorwand, der bald sich nach Wunsch finden ließ.

Es befand sich in Venedig ein Büßerinnen-Kloster, welchem der Direktor den Ruf besonderer Heiligkeit beilegte. Dieser Priester, Namens Johann Berre, wurde durch Richterspruch überführt, die Convertitinnen zur Ausschweifung angereizt zu haben, und deshalb verurtheilt. Alle Büßerinnen (über hundert an der Zahl) verweigerten, so lange sie in dem Kloster gehalten würden, das sie um jeden Preis verlassen wollten, Nahrung zu sich zu nehmen. Das Aergerniß wurde schon allgemein bekannt; man wandte sich deshalb an den Pater Vallio, der eine besondere Gabe der Ueberredung besaß und die empörten Frauen wieder beruhigte. Der Patriarch aber wußte durch eine kluge Kriegslist dieses Ereigniß für seine Absicht zu benutzen.

Die Jesuiten waren die Beichtväter und Gewissensräthe der meisten Frauen der Nobili Venedigs; man sprengte das Gerücht aus, sie erforschten auf diesem Wege die Geheimnisse der Republik; ja, man ging sogar so weit, ein Mitglied des Senates mit der Untersuchung dieser Angelegenheit zu beauftragen, das in der Sitzung erklärte: die Jesuiten mischen sich in viele bürgerliche Angelegenheiten, sogar in die Angelegenheiten der Republik; sie bedienen sich, fügte er hinzu, des Heiligsten und Ehrwürdigsten, die Weiber zu domeniren; nicht allein reden sie lange und ausführlich mit ihnen im Beichtstuhle, sie lassen dieselben in ihre Häuser kommen, um dort mit ihnen sich zu besprechen. Die ausgezeichnetesten und vornehmsten Frauen wenden sich vorzugsweise an Mitglieder dieses Ordens; wir müssen daher je eher je lieber entweder durch ihre Verweisung aus dem Lande, oder durch

---

*) Dies italienische, Verachtung andeutende Wort läßt sich decenter Weise nicht übersetzen.

Ernennung eines Mannes von Ansehn und Verdienst, etwa des Patriarchen, zur Ueberwachung ihres Wandels diesen Mißbrauch abstellen.

Bei dem inquisitorischen Verfahren und den heimlichen Formen, die in Venedig galten, mußte nothwendig ein solcher Vorschlag Anklang finden. Bekanntlich war Jeder von dem Augenblicke an schon zum Verbrecher gestempelt, sobald er der Republik verdächtig ward. Der bloße Verdacht also genügte, die Gesellschaft Jesu aus der Republik zu verweisen. Der Patriarch und die Gegner des Ordens hatten dies wohl berechnet; ein anderer Senator aber, ein Freund der Jesuiten, ergriff das Wort. Man hatte die Jesuiten des Ehrgeizes beschuldigt, er zeigte, daß die vorgeschlagenen Mittel zur Abwendung des Uebels präjudicirlicher für die Republik werden müßten, als das Uebel selbst. „Dieser Orden," sagte er, „ist in vielen Beziehungen der Jurisdiction der Bischöfe enthoben und steht direct unter der Leitung des obersten Kirchenhirten; es steht nicht anzunehmen, daß er sich in Venedig Gesetzen unterwerfen werde, die man nirgend anders ihm auferlegt; überdies scheint mir das vorgeschlagene Mittel keineswegs ausreichend, wenn man Eventualitäten erwägt; auch nicht erforderlich, sobald man die gegenwärtige Sachlage streng ins Auge faßt. Hat wirklich einer unserer Mitbürger Beschwerde gegen die Jesuiten zu führen, hält der Senat verwahrende Maßregeln gegen sie erforderlich, so müssen wir unserm erlauchten Dogen den Auftrag ertheilen, den Orden hievon in Kenntniß zu setzen. Auf diese Weise geben wir ihnen nicht Anlaß zu gerechten Beschwerden; sollte aber diese Maßregel ohne Wirkung bleiben, dann können wir später immer zu einer strengeren greifen." Dieser Vorschlag wurde angenommen, da die ehrgeizigen Pläne des Patriarchen Keinem ein Geheimniß waren. Um diese Zeit schrieb der Pabst Pius der Vierte an den Senat und den Dogen, Priuli, daß er sich für den sittlichen Lebenswandel und die von der Gesellschaft gepredigte Lehre verbürge. Der Ausspruch des Pabstes fiel in die Waagschale Venedigs eben so schwer, als der Ausspruch des Patriarchen, den man wenigstens als Feind nicht fürchtete, wenn er auch offen als solcher hervortreten sollte. Der Doge ließ den Pater Palmio vor sich rufen, denn das vom Pater Berre in dem Kloster der Büßerinnen gegebene Beispiel beunruhigte allerdings manche Gemüther, die wieder zufrieden gestellt werden mußten.

Priuli theilte dem Jesuiten die Vorgänge im Senate mit:

„Wenn Ihr Widersacher habt," fügt er hinzu *), „so traget sie mit Geduld, dies ist die Waffe, womit die Tugend kämpft. Der Orden hat unter uns warme Vertheidiger, ich muß aber eure Blicke auf einen oder zwei Punkte lenken, welche sich allein aus dem Gewirre aller Mährchen, die eure Widersacher vorgebracht, herausgestellt haben; zuerst sieht man ungern, daß ihr, die ihr allerdings die besten Beichtväter seid, dieses Amt niederlegt; aber zum großen Verdruß der ganzen Stadt seid ihr, als junge Männer von kaum fünf oder sechs und zwanzig Jahren schon die Beichtväter einer großen Anzahl von Frauen.

Pater Palmio bewies ihm, daß der jüngste in Venedig beichtsitzende Priester zwei und dreißig Jahre alt sei. Indem er ihm die Vorschriften der Constitutionen mittheilte, überführte er ihn, welche Vorsichtsmaßregel und besondere Wachsamkeit der Orden bei der Verwaltung eines so leicht verletzlichen Amtes zur Vermeidung jeden Verdachtes anwende.

Die Lage der Sache blieb wie zuvor. Durch Pius des Vierten höchstes Einschreiten ward dem Orden ein besonderer Dienst geleistet. Zur selbigen Zeit bewilligte er dem Orden, unter dem 13. April 1561 durch die Bulle: Etsi ex debito, das Recht, überall Niederlassungen zu gründen, ohne fürchten zu müssen, die Vorfälle von Saragossa erneuert zu sehen. Die Gründung von Collegien und Häusern des Ordens wurde überall die Quelle unerschöpflicher Zwiste und Streitigkeiten mit dem Bettelorden. Dieser geistliche Orden berief sich auf einen im Laufe der Zeit geheiligten Brauch, nach welchem im Umfange von 140 Ruthen **) ihres Klosters eine Kapelle, oder ein anderes Ordenshaus nicht erbaut werden dürfe. Aus diesem Grunde wurde zu Palencia und einigen anderen Städten der Bau von Collegien unterdrückt.

Der Pabst bestätigte und bewilligte aufs Neue der Gesellschaft Jesu das Recht, sich überall anzubauen, selbst da, wo im Umfange von 140 Ruthen schon ein anderes Kloster erbaut sei. Am 19. August 1561 wurde durch die Bulle Exponi nobis diese Berechtigung des Ordens noch mehr erweitert. Häufig ereigneten sich zwischen den

---

*) Einem Briefe des Paters Palmio entnehmen wir diese Einzelheiten die von dem Geschichtschreiber der Republik und den in dem Archive befindlichen Akten bestättigt werden.

**) Ruthe, Canne, ein Längenmaaß, das etwas mehr als das jetzige Pariser Metre beträgt.

Universitäten und Collegien der Jesuiten Streitigkeiten, weil eben die Universitäten die Magister- und Doctorwürde den Jesuiten selbst, oder ihren Schülern blos aus dem Grunde verweigerten, weil sie nicht in ihren Hörsälen ihre Studien gemacht. Man sieht, der Streit über das Unterrichtsmonopol und die unbeschränkte Berechtigung zu lehren, nahm schon in damaliger Zeit seinen Anfang. Ueberall und in allen Fächern ertheilten die Jesuiten den Unterricht umsonst. Zur Erwerbung akademischer Würden, die die Universitäten nur gegen Bezahlung ertheilten, gehörte in der Regel eine Summe, die bei weitem das Vermögen der jungen Leute, die mehr Kenntnisse als Renten besaßen, überstieg. Manche Jünglinge schlugen deshalb die akademischen Grade aus, weil einzelne Universitäten die Ableistung eines Eides verlangten, der mit ihren Grundsätzen oder Glaubensansichten im Widerspruche stand. Laynez durchschaute diese Uebelstände; er bat daher den Pabst, die Mitglieder des Ordens und seine Zöglinge von diesen Fesseln zu befreien. Pius der Vierte bewilligte dem General der Gesellschaft für ewige Zeiten (pro tempore existenti) das Recht, selbst, oder durch Bevollmächtigte die akademischen Grade eines Bakkalaureus, Licenciaten, Magisters und Doctors zu ertheilen.

Dieses Recht mit allen daran geknüpften Privilegien bezog sich nur auf die Ordensgeistlichen und arme externe Schüler; aber auch reichen Schülern, denen die Universität die Grade verweigerte, durften dieselben von dem Orden ertheilt werden, sobald sie die Gebühren an die Universität entrichteten.

Diese von Laynez erbetene und erhaltene Bulle war in mancher Beziehung eine wirkliche Wohlthat für die Jugend; sie setzte aber den Orden mit allen Facultäten in die feindseligste Stellung. Durch die Bulle vom 13. April 1560 wurde der Orden mit den übrigen Bettelorden überworfen; durch die Bulle vom 19. August aber mit allen Unterrichtsanstalten in einen Kampf auf Tod und Leben verwickelt. Die Vervielfältigung ihrer Gegner aber brachte keineswegs die Gesellschaft Jesu außer Fassung.

Laynez wollte in diesem Augenblicke, wo er sich zu dem Colloquium von Poissy begab, dem Calvinisten nicht eine Waffe leihen, die sie den Universitäten hätten in die Hand geben können; man erwähnte deshalb kaum dieser Bulle. Das darüber bewahrte Stillschweigen sahen einige als ein Zugeständniß, andere als eine diplomatische List an. Laynez sprach auf dem Colloquium zu Poissy nicht von derselben

und hat darin, nach Ansicht seiner unversöhnlichen Feinde, ein Unrecht begangen. Die Jesuiten verzichteten überhaupt in Frankreich auf jedes Privilegium, welches gegen bestehende Staatsgesetze anstoßen konnte.

Es steht zu untersuchen, ob dies Privilegium, durch welches die Freiheit des Unterrichts mehr, als die Gesellschaft Jesu begünstigt ward, in irgend einer Hinsicht mit den Gesetzen und dem Herkommen des Reiches im Widerspruch stehe, diese Untersuchung muß alles entscheiden.

Der Cardinal Hippolytus von Este und Laynez trafen am 16. September in Paris ein.

Eine zweite Generation der Jesuiten war der ersten schon gefolgt. Durch Ignazius selbst zum apostolischen Berufe erzogen, traten sie den Calvinisten, welche jetzt die Maske abwarfen, kühn entgegen.

Inmitten der Festlichkeiten eines Tourniers, was zur Vermählungsfeierlichkeit der Prinzessin Elisabeth mit Philipp dem Zweiten von Spanien am 1. Juli 1559 gegeben wurde, hatte Heinrich der Zweite seinen Tod gefunden. Unter diesen Umständen hätte eine kräftige Hand leicht die Wirren zu lösen vermocht; statt der Macht und des festen Willens, womit Franz der Erste und Heinrich der Zweite die Zügel der Regierung gelenkt, ohne dennoch die Irrlehre völlig zu unterdrücken, sah sich Frankreich nun der Obhut eines Königs vertraut, der noch ein Kind war, und der Verschlagenheit einer Italienerin überliefert, deren Charakter ihr bei weitem mehr, als der Titel: „Mutter Regentin" eine unumschränkte Gewalt in die Hand gab.

Catharina von Medicis war eine höchst befähigte Frau. Sie war eine Ausländerin, allein in Frankreich gewöhnte sich das Volk, da dieser Fall häufig vorgekommen, leicht an diesen Uebelstand. Die Königinnen Frankreichs wurden als Mütter seiner Herrscher wirkliche Französinnen. Mit Ausnahme Isabellens von Baiern, setzten seit Blanka von Castilien bis zu Catharinen alle Königinnen ihre Ehre darin, das Staatsinteresse ihres Vaterlandes dem Interesse Frankreichs, dem Erbtheile ihrer Söhne, hintan zu stellen. Auch Catharina blieb diesem Grundsatze getreu; verschlagen und listig aber hielt sie es für möglich, durch Täuschung beider Parteien, durch Aufregung der Zwietracht beider, ihre eigene Gewalt mehr und mehr zu befestigen. Weder die Katholiken, noch die Protestanten, ließen sich in dieser Schlinge fangen. An der Spitze der katholischen Partei standen

der König, die Montmorenci und die Guisen. Durch die Eroberung von Calais und den Sieg über das englische Heer hatten die Guisen dem Vaterlande einen Dienst erwiesen, den die Nation niemals vergessen darf; die Ehre, die letzte Hand an das Werk des Herzogs Guesclin, jenes braven Connectables gelegt, und die Engländer endlich vom französischen Boden verjagt zu haben, erhob eine französische Familie so hoch in der Volksgunst, daß der Herzog von Guise und der Cardinal von Lothringen fast als unbedingte Herren des Königreiches angesehen wurden; sie befehligten das Heer; sie lenkten die Regierung, selbst die Katholiken, wie der alte Connectable von Montmorenci und der Marschall von Saint-André rechneten es sich zur Ehre, den von jenen getroffenen Anordnungen überall Folge zu leisten.

Die Hugenotten folgten der Fahne des Prinzen von Condé und des Admirals Coligny. Die Zugeständnisse, welche diese letzten beiden der Regierung abgezwungen, die Neuerungssucht, vor allem aber jene Verläumdungen, die aus einigen augenfälligen Mißbräuchen hergeleitet waren, hatten den calvinistischen Lehren ein unseliges Uebergewicht verliehen.

Die Jesuiten hatten dies Leiden entstehen sehen. Schon bei ihrer Entstehung hatte die Universität und der Bischof von Paris sie proscribirt.

Da ihnen verwehrt war, in Frankreich öffentliche Institute zu gründen, so unterrichteten sie sich, nach dem Rathe Senekas erst selbst, um andere unterrichten zu können; sie spielten die Unthätigen, ließen sich aber keineswegs abschrecken und hofften auf die Zukunft. So verflossen einige Jahre; der unerwartete Tod Heinrichs des Zweiten, die Begebenheiten, die dieses tragische Ende zu einer schnelleren Entwikkelung führten, bestimmten sie, aus ihrer stillen Abgeschiedenheit in saint-germain-des-prés hervorzutreten. Sie glaubten, wie der Geschichtsschreiber de Thou, ihr Gegner (Theil 3 Buch 37) bemerkt, „daß man sich in die Zeit schicken müsse.“ In der Hoffnung, den dem neuen Orden zugewendeten Haß nach und nach zu versöhnen, hatten sie sich bis zum Regierungsantritte Franz des Zweiten zurückgezogen und stille gehalten; als aber die Guisen, die sie aus allen Kräften begünstigten, das Staatsruder ergriffen, glaubten die Väter einen Schritt vorwärts thun zu können.

Es lebte um diese Zeit in Paris ein Mitglied des Ordens, das

mit vielem Eifer große Gewandtheit vereinigte, Namens Pontius Cogordan, von welchem, wenn wir Pasquier glauben wollen, der Cardinal von Lothringen sagte: er sei der feinste Unterhändler, den er je gesehen, und er habe deren viele gekannt. Cogordan setzte der Fürstin und Königin Mutter auseinander, daß man nothwendig dem Strome der Irrlehre einen Damm entgegen stellen müsse; diesen Damm aber könne man unmöglich in der französischen Geistlichkeit suchen; er zeigte, daß er bereits in dem Orden der Jesuiten gegeben, dessen Beruf der Kampf wider die Sektirerei sei. Das geheime Raths-collegium billigte diese Gründe, es entschloß sich, die Kabinets-Ordre Heinrichs des Zweiten, welche seit acht Jahren in der Registratur des Parlaments lag, anerkenneu zu lassen. Am zwölften Februar 1560 wurde an dasselbe der Befehl erlassen, die Gesellschaft Jesu zu bestätigen.

Das Parlament widersetzte sich, denn schon waren einige seiner Mitglieder Calviniſten, andere heimliche Anhänger des Protestantis-mus. Am 25. April erließ der König einen neuen, folgender Gestalt lautenden Befehl:

„Der König entbietet nach Anhörung seines geheimen Rathes über die Vorstellungen der theologischen Facultät und in Erwägung, daß der obgesagte Orden in den Reichen Spaniens und Portugals auf-genommen, daß auch aus sothanem Orden Prediger und Lehrer des Volkes sowohl in Paris, als in anderen Städten hervorgegangen, dem vorbesagten Parlamente, sofort mit der Bestätigung und Annahme obgenannter Bullen und Breven, trotz der Gegenvorstellung desselben und des Bischofs von Paris, zu verfahren."

Das Parlament und die Universität hielten sich dennoch nicht überwunden, sie kannten die Schwäche der Regierung, sie versuchten daher unter formellen Rechtsgründen noch fernere Weigerung; das Parlament beschloß also: „daß die obgenannten Bullen, die königlichen Erlasse und die Statuten der Schüler des obbezeichneten Ordens, kei-nes ausgenommen, dem vorgesetzten Bischofe von Paris vorgelegt, um nach seinem Gutachten zu beschließen, was rechtens."

Die theologische Facultät hatte für alle Facultäten geantwortet, man glaubte, daß der Ausspruch einer Innung, die aus vier unter-richtenden Körperschaften zusammengesetzt, von größerem Gewichte sein werde. Es versammelte sich daher im August 1560 die Universität und entschied sich für die Nichtaufnahme des neuen Ordens. Es übt die-

ser Orden, sagte das Gutachten der Universität, auf die Menge, und vorzüglich auf die Einfältigen, nur einen großen Einfluß; ihm ist eine übertriebene Freiheit zum Predigen verliehen; durch keine besonderen Gebräuche unterscheiden sich seine Mitglieder von dem gemeinen Volk; er ist weder durch ein allgemeines, noch Provinzial-Conzil bestätigt.

Allen diesen Spitzfindigkeiten lag mehr Niederträchtigkeit, als wirkliche Opposition zu Grunde. Cogordan und seine Genossen durchschaueten leicht diese von der Universität angezettelten Intriguen, um somit auch die gallicanische Kirche zur Verwerfung der Jesuiten zu verleiten.

Die Universität hatte sich auf die von den Päbsten dem Orden bewilligten Privilegien bezogen; in einer Vorstellung an den König sagten die Jesuiten: „Die Väter und Schüler der genannten Gesellschaft Jesu begehren in Paris und in dem Königreiche Frankreich eine bedingte Aufnahme, das heißt, insoweit ihre, ihnen vom heiligen apostolischen Stuhle bewilligten Privilegien wie die Statuten und Regeln des genannten Ordens durchaus in keinem Widerspruche mit den Rechten der Krone und der gallicanischen Kirche stehen, nicht gegen die Concordate, die zwischen unserm heiligen Vater, dem Pabste, und dem heiligen apostolischen Stuhle einerseits, und Sr. Majestät und dem Königreiche andrerseits abgeschlossen, nicht gegen die Rechte des Bischofs und der Pfarrer, imgleichen der Kapitel, der Kirchen, sowohl der Cathedralen als der Collegiatskirchen, nicht gegen die Würdenträger derselben Anstoß erregen können; nur als eine religiose Gesellschaft und unter den früheren Bestimmungen und Beschränkungen wollen sie aufgenommen sein.“ Die gesetzlichen Weigerungsgründe des Parlaments, des Bischofs von Paris und der Universität waren also gehoben. Diese Entsagungsakte auf alle Privilegien lieh den Jesuiten in Frankreich eine unüberwindliche Stellung. Man warf ihnen die Gunstbezeugungen Roms vor; sie verzichteten so ausdrücklich, wie möglich, auf dieselben. Ihre Gegner sahen nunmehr ein, daß sie den Streich nicht abwenden konnten, und fügten sich, obgleich ungern, in die Nothwendigkeit, lediglich aber in Folge eines königlichen Befehls vom 31. Oktober 1561 und auf einen sehr gebieterisch abgefaßten Erlaß Catharinens von Medicis, durch welchen sie am 8. November dem Parlamente den von ihrem Sohne, dem Könige, erlassenen Befehl erläuterte. Die Universität und das Parlament stellten nunmehr ihre Weigerung unter den Schutz des bischöflichen Stabes Eu-

stachius dü Belay's. Durch den Verzicht der Jesuiten war diesem Prälaten die letzte Zuflucht abgeschnitten. Der Hof, von dem er den Cardinalshut zu erwerben hoffte, drängte ihn, und so willigte er in die Aufnahme der Gesellschaft Jesu.

Voll Zorn über die erlittene Niederlage war Eustachius darauf bedacht, seine Einwilligung so zu verklausuliren, daß seiner Ansicht nach der Erfolg völlig aufgehoben ward.

Die Jesuiten verpflichteten sich vor dem Könige und gelobten durch eine öffentliche Akte, den Gesetzen des Königreiches, der gallicanischen Kirche und der Jurisdiction des vorgesetzten Bischofes Folge zu leisten. Der Bischof von Paris war mit diesem Versprechen noch nicht zufrieden, das vollkommen den Erlassen Franz des Zweiten und der Königin Mutter entsprach; er wollte nur vom Kampfplatze abtreten, wenn er noch besondere Reservationen über alle Einzelheiten seiner Jurisdiction getroffen, und verlangte zu diesem Ende, daß die genannten Väter nur als Gesellschaft oder Körperschaft, nicht aber als ein neuer religioser Orden aufgenommen, und gehalten werde, einen anderen Namen, als den der Gesellschaft Jesu, anzunehmen, daß ihr aufzuerlegen, niemals andere, als die schon bestehenden Constitutionen zu verfassen, oder dieselben abzuändern.

Diese übertriebenen Vorsichtmaaßregeln waren ein zweischneidiges Schwert, dessen sich die Calvinisten und das Parlament in der Folge sowohl gegen die Jesuiten, als gegen die frazösischen Bischöfe bedienen zu können hofften. Die Calvinisten ermaßen, daß man sich der Bestätigung der königlichen Erlasse in Beziehung der Gesellschaft Jesu nicht mehr widersetzen könne. Nach dem, was der Orden schon gegen die Irrlehre ausgerichtet, ließ sich leicht ermessen, was geschehen werde, wenn er überall in Frankreich gesetzlich zugelassen, überall Collegien gründen und seine Prediger verbreiten werde. Den Neuerern war es nicht geglückt, ihnen Frankreich zu versperren; fortwährend aber ihnen Hindernisse entgegen zu stellen und sie, scheinbar wenigstens, mit den Bischöfen, die ängstlich über ihre Vorrechte wachten, in Zwiespalt zu setzen, war nunmehr deren besondere Aufgabe. Die Sectirer hatten dies wohl berechnet. Die Geschichte wird uns bald zeigen, wie geschickt sie sich der Abneigung Eustachius dü Bellay's zu bedienen wußten, der die Jesuiten in Paris proscribirte, während sein Oheim, der Cardinal, als ihr erklärter Vertheidiger in Rom auftrat.

Der Bischof von Paris nahm also unter jenen Reservationen die Väter der Gesellschaft in seine Diöcese auf, welche für dieselbe eine Art Siechhaus wurde, wo sie gewissermaßen nur von seiner Gnade freie Uebung zu erwarten hatten.

Das Parlament ging eben so zu Werke und inhärirte unter dem achtzehnten November 1560 in diesen Ausdrücken der königlichen Willenserklärung: „Da unter heutigem Tage die königlichen Beamten, der königliche Anwalt Herr Babtist von Mesnil, unter Assistenz Edmund Boucherat's, gleichfalls königlichen Advocaten, die beigehefteten Anschreiben Sr. Majestät des Königs und der Königin Mutter dem Parlamente zur Verification der Erlasse des verstorbenen Königs und Erlasses des gegenwärtig regierenden Königs, durch welche die Annahme der Bullen und die Bestätigung der Constitutionen und Klostereinrichtungen der Gesellschaft Jesu bestätiget werden, übergeben; so willigt das Parlament, da vorbesagter Orden erklärt, daß er — das heißt seine Priester, seine Brüder und Schüler — alle, ihm ertheilten Privilegien als durchaus den königlichen Rechten, den Freiheiten der Kirche, dem, zwischen dem heiligen Vater und dem heiligen apostolischen Stuhl einerseits und unserem Herrn und Könige andererseits abgeschlossenen, Concordate, nicht minder den Rechten der Bischöfe, der Pfarrer, Kapitel und anderer kirchlicher Aemter unpräjudicirlich anerkenne, in die Bestätigung genannter Privilegien, jedoch mit dem Vorbehalt, daß auch dieselben in der Folge nicht im Widerspruche mit den Gerechtsamen und Privilegien der Kirche befunden werden, hiemittelst."

Man sieht, daß das Parlament sich eben so hartnäckig als der Bischof von Paris bewies. Franz der Zweite lag auf den Tod; er starb am fünften December 1560. Wie bei allen unerwarteten Todesfällen, durch welche entweder im Pallaste oder im Volke Umwälzungen vorbereitet oder bewirkt werden, so ward auch der Tod dieses jungen Königs denen Schuld gegeben, die bei ihm am meisten betheiligt zu sein schienen. Man wälzte, obgleich ohne Beweis, dies Attentat auf die Calvinisten; man beschuldigte sie, sich einer Dosis langsam wirkenden Giftes bedient zu haben, dem der schwächliche Gemahl Maria Stuarts erlegen.

Die Geschichte berichtet uns so viele erwiesene Schandthaten, daß es ihre Pflicht ist, als solche nicht die Ereignisse zu bezeichnen, die nur unerwiesener Verdacht als solche stempelt. Um eine Partei oder einen

Mann dieser Partei eines Verbrechens anzuklagen, reichen keinesweges Vorurtheile und Verdächtigungen hin; thatsächliche Beweise müssen zu einer solchen Annahme vorliegen. In diesem Falle aber fehlen alle Beweise. Ohne Zweifel hätte sich unter den Calviniſten eben so gut, als unter jeder andern Faction, die aus einem religiosen oder politischen Prinzipe zu den Waffen greift, leicht ein Scheusal zur Verübung dieses Verbrechens gefunden, ein solcher Verbrecher aber, der häufig nur ein isolirtes Verbrechen begeht, hinterläßt in der Regel einen verachtungswürdigen Ruf, den seine Mitgenossen zu verstecken, oder zu vernichten bemüht sind; diesem Streben muß die Geschichte mehr Glauben schenken, als der aufgeregten Mitwelt.

Franz des Zweiten Tod machte durchaus keine Aenderung in der Lage des Staates; seine Mutter und die Guiſen herrschten in seinem Namen. Dieser Tod gab derselben nur eine gesetzmäßigere Gewalt. Karl der Neunte war minderjährig und Catharina war nun gesetzmäßige Regentin. Eine der ersten öffentlichen Handlungen der Königin bestand darin, den Jesuiten eine völlige Rechtfertigung angedeihen zu lassen.

Wilhelm dü Prat hatte bei seinem Tode einen Theil seines Vermögens der Gesellschaft Jesu vermacht; dieses Legat war nach dem Willen des Bischofs von Clermont zur Unterhaltung der Collegien von Billom und Paris bestimmt. Die Noth beider Häuser war groß; die Testamentsvollstrecker aber verweigerten die Auszahlung des Legates, so lange die Gesellschaft Jesu nicht öffentlich anerkannt sei.

Am zwei und zwanzigsten Februar 1561 wurde dem Parlamente ein neuer königlicher Befehl insinuirt; es heißt in demselben: „Da der König und die Königin Mutter die mancherlei Widerwärtigkeiten obgenannter Geistlichen in Erfahrung gebracht und ermessen, daß vorbesagter Orden der Religion, der Christenheit und dem Reiche nur Nutzen bringen kann, entsendet die Königin Mutter nach Anhörung des Geheimen Rathes, vorgenannten Herrn von Saint-Jean eigends an das Parlament, demselben ihren unabänderlichen Willen kund zu thun, und demzufolge genannte Gesellschaft Jesu in Paris und im ganzen Königreiche nach Maßgabe der, von den Ordensgeistlichen bereits abgegebene Erklärung, auf und anzunehmen.“

Während der König Karl der Neunte zu Fontainebleau diesen Befehl an das Parlament erließ, dessen Widersetzlichkeit durch die mit einer Regentschaft unvermeidlich verbundenen Wirren nur gesteigert

wurde, suchte Cogordan die Königin Mutter, die Cardinäle von Lothringen, von Bourbon und von Tonrnon für das Interesse des Ordens zu gewinnen. Er erhielt von diesen Personen dringende Empfehlungsschreiben an die einflußreichsten Mitglieder des Parlaments. Halb und halb ward auf diese Weise Eustachius du Bellay gewonnen; nur dieser Justizhof blieb feindlich gesinnt. Die heimlichen Hugenotten, die in seinen Reihen saßen, hauptsächlich aber der Geist der Opposition gegen die Befehle des Königs, der, wo die königliche Gewalt nicht auf einer festen Grundlage ruhet, leicht offene Empörung werden kann, konnte Cogordan auf den Erfolg dieser Empfehlungen wenig Hoffnung machen. Am 4. März 1561 ließ Karl auf Bitten der Jesuiten dem Parlamente den Befehl zugehen: „die Jesuiten aufzunehmen, oder innerhalb vierzehn Tagen die Gründe der Weigerung vorzulegen."

Dieser Befehl war peremtorisch und gestattete keine Ausflüchte mehr. Cogordan wurde vor den Gerichtshof berufen. „Sagt uns," redete ihn der erste Präsident, Gilles-Le-Maître an, „woher wollt ihr Unbekannte, wie ihr hier auftretet, in dieser Zeit der Noth, wo auf vielen Seiten das Mitleid und die christliche Liebe erkaltet, Hülfsquellen zu eurem Unterhalte finden?"

„Auf vielen Seiten, ja," antwortete der Pater, „doch nicht überall! der Herr wird den Armen, die in Frömmigkeit und Gerechtigkeit ihm dienen, gleichviel, ob sie aus freier Wahl, oder gezwungen in Armuth leben, das Nothwendigste nie versagen."

Bei diesen Worten nahm der Präsident die Entscheidungen der Sorbonne zur Hand und las sie vor; bei jedem Passus hielt er inne und fragte Cogordan: „Was habt Ihr hierauf zu erwidern?"

Cogordan war, wie Pasquier und der Cardinal von Lothringen behaupten, ein gewandter Vermittler. Rascher Ideengang, schnelle Auffassung und eine Freimüthigkeit, die Kenntniß des menschlichen Herzens nicht ausschloß, war ihm eigen. Er antwortete so überweisend, daß das Parlament sich zu einem Referat an die Sorbonne entschloß.

Nicht nur diesen Sieg erlangte er. Auch die wunde Stelle, die Quelle alles Unheils, welche die Universität und der Calvinismus zu vergrößern trachteten, hatte er aufgedeckt. Einige Mitglieder des Gerichtshofes versicherten, daß sie nach Lesung der päbstlichen Bullen sich überzeugt, wie der Inhalt des von der Universität abgegebenen Gutachtens durchaus nichtig und nicht selten irrig sei.

Die ganze Verhandlung wurde den Reichsständen oder dem künftigen National-Conzil übersendet. Dessen ungeachtet erklärte das Parlament: es halte trotz dieser Uebersendung die Gesellschaft Jesu berechtiget, im Besitze des ihr von dem Bischofe von Clermont ausgeworfenen Legates gesetzt zu werden.

Die Universität und das Parlament wichen nur der moralischen Nothwendigkeit. Anders gestaltete sich in den Provinzen die Sache. Der Magistrat von Billom beauftragte mehrere Deputirte, die bedeutendsten Städte der Auvergne zu besuchen und einem religiosen Orden, der ihnen so nützlich schien, Freunde zu werben. Der Adel von Auvergne erklärte: wenn der König nicht will, daß alle Provinzen der Ketzerei verfallen, so muß die Gesellschaft Jesu nothwendig auf und angenommmen werden.

Wenn der Adel von Auvergne glaubte, daß durch die Jesuiten der Glaube unangefochten erhalten werde, so hat er darin vollkommen Recht. Der Protestantismus machte nur in jenen Städten Fortschritte, wo diese ihm nicht entgegen traten; eine Wahrheit, die sich klar herausstellt, sobald man Schritt für Schritt den Ereignissen jener Zeiten folgt.

Die von den Jesuiten bestandenen Kämpfe findet man in den Archiven des Katholicismus aufgezeichnet; aus ihnen gerade lassen sich die Beweise für dieselben hernehmen. Aus Beweggründen, die mit historischer Wahrheit wenig verträglich, suchten die Geschichtsschreiber entweder mit Sillschweigen alles zu übergehen, was die Jesuiten vollbrachten, oder doch die Thätigkeit derer zu verkleinern, die der Bischof von Paris und die Universität bald des Papismus, bald der Neuerungssucht und sogar der Ketzerei anklagte.

Bevor wir über das Colloquium zu Poissy sprechen, wollen wir einen flüchtigen Blick auf die Thätigkeit der Jesuiten wenden.

Der Tod Heinrichs des Zweiten hatte die Protestanten kühner gemacht. Robert de Pellevé, Bischof von Pamiers, hatte seit dem Jahre 1559 die Jesuiten in seine Diöcese berufen, die Calvinisten durch Vernuftbeweise zu besiegen. Die Calvinisten, welche für sich völlige Freiheit verlangten, forderten für Andersdenkende nur unbedingte Knechtschaft und folgten darin ihrem Haupte zu Genf; sie geriethen in die höchste Aufregung durch den bloßen Gedanken, in den Gebirgen von Ariege auf Gegner zu stoßen, die sich durch ihr Geschrei nicht

einschüchtern ließen. Der Bischof Robert de Pellevé ward daher die Zielscheibe ihres Zornes.

Nun aber erschien auf diesem heftigen Kampfplatze der Pater Auger.

Auger war aus Loyola's eigener Schule; er war 1531 in einem Dorfe nahe bei Sezanne in Brie geboren und als Noviz in den Orden getreten. Lebendig, heftig, hatte dieser junge Mann durch seine ächt französischen Einfälle und sein poetisches Gemüth, welches selbst durch wahre, tiefe Frömmigkeit nicht völlig überwunden werden mochte, die Geduld der Italiener, und nicht selten ihren hohen Ernst auf schwere Proben gestellt. Loyola, der besser, als die römischen Väter durchschauete, mit vielen Fähigkeiten und innerer Kraft dieser Charakter ausgestattet, hatte ihn gleichsam an Kindesstatt angenommen; er hoffte, daß sein vortreffliches Herz endlich den Sieg über jugendlichen Uebermuth davon tragen werde. Sobald Auger sein Noviziat beendet, übertrug Loyola ihm den Lehrstuhl der Poesie im römischen Collegium; er behauptete diesen mit vieler Auszeichnung und erwarb sich in allen dahin einschlagenden Wissenschaften ehrende Anerkennung. Nach dem Tode Heinrichs des Zweiten sendete Laynez ihn auf Bitten mehrerer Bischöfe nach Frankreich, wohin er sich mit den Vätern Roger und Pelletier begab.

Im Oktober 1559 langten sie in Pamiers an. Der Bischof war gerade abwesend; sie waren also ohne Beschützer und ohne Freunde in der unbekannten Stadt, in der ihnen nur die, im Voraus auf Vernichtung ihrer Arbeiten sinnenden Hugenotten und viele Gleichgültige, die mit den Sektirern gemeinschaftliche Sache machten, entgegen traten.

Auger und seine Gefährten ließen sich nicht entmuthigen. Die Calvinisten beschuldigten sie, Anhänger des Pabstes zu sein; sie gaben dies zu und rühmten sich dessen. Obgleich man überall sie zurückwies, überall Gefahren ihnen droheten, bestiegen sie dennoch die Kanzel; ihre innere Ueberwiesenheit von der Wahrheit gewann bald die Katholiken, hinfort nicht mehr den von den Protestanten verkündeten Lehren zu folgen. Die Reaction begann. Der Bischof von Pamiers hatte Edmund Auger und Pelletier zur Gründung eines Collegiums berufen. Das Collegium wurde errichtet. Viele junge Leute eilten als Schüler herbei; die Psalmen Marots, einige schlüpfrige Lieder und der Catechismus Calvins waren die einzigen in ihren Händen befindlichen Bücher.

Zuhörer hatten nunmehr die Jesuiten; ihre Aufgabe war es jetzt, dieselben zu Christen zu machen. Pelletier und Edmund gingen rasch an das Werk; sie predigten, sie unterrichteten, und die Jugend, die sie hörte, zeigte sich lernbegierig und ihren Unterweisungen folgsam.

Auch die Grafschaft Foix erschloß sich zu gleicher Zeit ihnen als ein neuer Acker. Hier machte der Calvinismus reißende Fortschritte, Gotteslästerung und Profanation waren in seinem Gefolge. In Toulouse gingen Ketzerei und Verführung Hand in Hand. Pelletier eilte dahin.

Die südliche Phantasie suchte er zuerst zu erfassen. Während der Fastenzeit entwickelte er anschaulich die wichtigsten Lehren der Religion. Sein Wort ergriff die Touloneser so gewaltig, daß die Ketzerei bald einsah, Toulon sei für sie nicht länger zu halten.

Pelletier und Auger waren als Gegner des Calvinismus aufgetreten. Der Cardinal von Tournon berief sie nunmehr zu sich. Er hatte im Jahre 1542 in Tournon selbst ein Collegium gegründet, das seinen Namen trug. Diese, unter dem Schutze eines Kirchenfürsten errichtete Anstalt war Professoren anvertrauet, die in schönwissenschaftlichen Vorträgen das Gift des Unglaubens unter ihren Zöglingen verbreiteten. Der Cardinal wünschte diesen Mißbrauch zu heben und bemühete sich um Männer, denen er Vertrauen schenken könne. Peter de Villars, Bischof von Mirepoix, rieth ihm, die Jesuiten nach Tournon zu berufen, da schon Calvin in der Provinz Vivarais so viele Anhänger zähle. Der Cardinal befolgte den Vorschlag und Auger wurde nun auf diesen Kampfplatz berufen. Im Jahre 1559 fiel Anecy gänzlich der neuen Lehre zu; sofort eilte Ludwig Cordret in diese Stadt, verkündete die Heilswahrheiten den Christen, welche später durch die liebliche Frömmigkeit des Franz von Sales im Glauben der Kirche erhalten wurden. Cordret besiegte wirklich alle Hindernisse, und nachdem er Annecy vor der Ansteckung des Calvinismus geschirmt, suchte er ein neues Feld der Thätigkeit.

Es verlangte 1560 der Protestantismus, der bisher heimlich in den Familien gepflegt worden und eben dadurch sich große Anhänger erworben, nicht mehr Toleranz; seine Prediger traten offen hervor und droheten, mit gewaffneter Hand sich Geltung schaffen zu wollen. Marseille, Avignon und fast alle Städte des mittäglichen Frankreichs, die heut zu Tage gut katholisch sind, standen in Flammen. Die nörd-

lichen Provinzen waren ebenfalls aufgeregt. Eine Thatsache aber bei diesem Glaubenswechsel, der den Namen einer Revolution verdient, tritt uns klar und nicht zu läugnen entgegen: überall, wohin die Jesuiten drangen, in Auvergne, Languedoc, Villom, Mauriac, Rodez, Toulouse, Pamiers und Tournon, trat der Protestantismus minder entschieden hervor; hier stieß er auf beredte Gegner, deren sittliche Größe weder den Sophismen, noch den Vorwürfen Raum ließ.

Achtes Kapitel.

So war die Lage der Kirche und der Gesellschaft Jesu in Frankreich, als sich der Cardinal Hippolyt von Este und Laynez auf das am 31. Juli 1561 zu Poissy eröffnete Colloquium begaben. Gleich allen jenen, von Karl dem Fünften in Deutschland berufenen Reichstagen, war auch diese Versammlung ohne allen Erfolg. Die Königin Mutter, als Regentin des Reichs, war mit Karl dem Neunten und dem ganzen Hofe anwesend. Der Präsident des National-Conzils war der Cardinal von Tournon. Die Cardinäle von Armagnac, von Bourbon, von Lothringen, von Chatillon und von Guise, vierzig Erzbischöfe und Bischöfe, eine große Anzahl von Doctoren und Kirchenrechtslehrern, von denen Salignac, Bouteiller, Despance, Vigor, Düpré, Senechal, de Sainte und Cirh anzuführen, nahmen Theil an den Verhandlungen. Der Kanzler de L'Hopital führte im Namen des Königs von Navarra das Wort, und der Prinz von Condé repräsentirte die Hugenotten, die in den Urkunden des Colloquiums dévoyé de l'église (aus der Kirche Entlassene) genannt werden. Die vornehmsten calvinistischen Prediger waren Theodor Beze und Peter Vermigli, genannt Martyr *), Johann Malo de la Tour, Raimond Nicolaus de Gallard, Claudius de la Boissiere, Barbancon Gabriel du Housset, Marlorat und Johann de L'Epine.

Am 9. September wurden diese Prediger in die Versammlung

*) Actes du Clergé de france t. 1. p. 25. edit. in fol. de 1767. Senex decrepitus et inveteratus malarum dierum.

eingeführt, acht Tage später erschien erst der Legat des heiligen Stuhles in Begleitung Laynez und Polanques, Admonitors des Jesuiten-Generals, in der Versammlung.

Laynez Reise hatte einen gedoppelten Zweck, einmal die Aufnahme seines Ordens in Frankreich, dann die mögliche Verhinderung einer Vereinigung, deren Gefahr dem Pabste einleuchtete. Die Jesuiten legten den in Poissy versammelten Prälaten und Großen des Reichs in erster Absicht die Zeugnisse vor, welche den Vätern von den ersten Städten ganz Frankreichs ertheilt worden. Die Testemonien ihres moralischen Wandels und ihrer Grundsätze hoben alles Mißtrauen. Die Cardinäle von Tournon, von Lothringen, von Bourbon, von Armagnac und von Guise waren dem Orden sehr geneigt, dessen wissenschaftliche Bildung sie häufig anzuerkennen Gelegenheit gehabt; nur der einzige, Odet de Coligni, Cardinal von Chatillon, Bischof von Beauvais, widersetzte sich ihrer Aufnahme. Dieser Prälat dachte, im Herzen Hugenott, schon damals auf seinen Abfall und seine Verheirathung. Die Fürsten und Prediger des Calvinismus benutzten ihn, um durch ihn den Jesuiten harte Bedingungen ihrer Aufnahme vorzuschreiben. Im selben Geiste verfuhren der Bischof von Paris und die Mitglieder der Universität; Eustachius du Bellay indeß, der Berichterstatter in dieser Angelegenheit, zeigte sich jetzt weniger feindlich als in früheren Jahren.

Im Jahre 1554 war ihm der Orden „wunderlich" und „unvernünftig" erschienen. 1561 willigte er unter nachfolgenden Bedingungen in dessen Aufnahme.

Der Orden wünschte um jeden Preis seine Aufnahme in Frankreich. Er wußte, daß die Zeit in Frankreich eine große Gewalt übt, und unterwarf sich daher allen beschränkenden Bedingungen, die ihm auferlegt wurden. Das nachstehende Dekret wurde drei Tage vor Laynez Ankunft promulgirt.

„Nach Maßgabe der Entscheidung des Pariser Parlamentshofes bestätiget und recipirt das Conzil den vorgenannten Orden und Gesellschaft als eine Verbrüderung und Vereinigung, nicht aber als neuen religiosen Orden, unter der Bedingung, daß sie gehalten seien, einen anderen Namen, als den der Gesellschaft Jesu, oder Jesuiten anzunehmen und, daß die vorbesagte Gesellschaft oder Verbrüderung stets unter dem Diocesanbischofe, unter dessen Oberaufsicht und Jurisdiction stehe und derselbe berechtiget sei, die Uebelthäter und immoralisch

Lebenden aus der Gesellschaft auszustoßen; daß die Glieder dieser Gesellschaft weder auf dem geistlichen, noch auf dem weltlichen Gebiete etwas zum Nachtheil der Bischöfe, der Kapitel, der Pfarrer, Parochien, Universitäten und der übrigen Klostergeistlichen unternehmen dürfen; daß sie ferner verpflichtet werden, sich durchaus den allgemein geltenden Gesetzen zu unterwerfen und keinerlei Berechtigung auf irgend eine Jurisdictions-Exemtion haben, auch im Voraus und für die Folge auf alle Privilegien, welche im Widerspruche mit Vorstehendem durch päbstliche Bullen ihnen conferirt werden, verzichten. Im Unterlassungsfalle und im Falle künftiger Zugeständnisse ist die gegenwärtige Entscheidung null und nichtig und durchaus ohne alle rechtliche Folge. Das Recht gegenwärtiger Versammlung und jedes Dritten wird besonders vorbehalten."

„Gegegeben in der Versammlung der gallicanischen Kirche, gehalten auf Befehl des Königs in Poissy im großen Refectorio der ehrwürdigen Väter zu Poissy, unter Hand und Siegel des Hochwürdigsten Cardinals von Tournon, Erzbischofes von Lion, Primas von Frankreich, Präsidenten vorgenannter Versammlung, als ersten Erzbischofs genannter gallicanischer Kirche; desgleichen des Hochwürdigen Vaters und Bischofes von Paris, Berichterstatters dieser Angelegenheit, und der Unterschrift des Nicolaus Bretton und Wilhelm Blanchey, Aktuarien und Sekretarien vorgenannter Gesellschaft."

„Montag den fünfzehnten des Monats September 1561."

Als nunmehr das Loos der Gesellschaft Jesu entschieden, trat Laynez auf den Kampfplatz wider die Neuerer, die schon an dem Cardinal von Lothringen, mehreren Bischöfen und Doctoren, scharfe Gegner gefunden hatten. Theodor Beze ergriff im Namen seiner Glaubensgenossen am 9. September, nach der Rede des Kanzlers de L'Hopital, welche die protestantischen Geschichtschreiber sehr corrumpirt haben, das Wort. Beze legte sein Glaubensbekenntniß ab, hörte aber am nächsten Tage aus dem Munde des Cardinals von Lothringen die Worte: „Wollte Gott, er wäre stumm, oder wir taub gewesen *)". Zugleich ein gerechter Lobspruch der Befähigung und ein gerechter Tadel der üblen Anwendung, die Beze von derselben machte.

Laynez hatte die Verhandlungen, ohne selbst Theil zu nehmen,

*) **Actes du Clergé de france: Utinam mutus fuisset aut surdi fuissemus.**

angehört, endlich aber konnte er die Verwegenheit der aus der Kirche Entlassenen nicht ruhig mehr anhören. Vor allen Dingen war es Peter Martyr, ein ehemaliger Augustiner, der sein Gelübde gebrochen, welcher sich durch Schmähungen auszeichnete; er war ein geborner Florentiner; die Königin, seine Landsmännin, ersuchte ihn, sich statt der lateinischen der italienischen Sprache zu bedienen. Diese Gefügigkeit, durch welche der Calvinist Vortheil zu erringen suchte, brach Laynez Stillschweigen. Am 26. Dezember hielt er nachfolgende Rede *):

„Madame. Allerdings geziemt es dem Ausländer nicht, sich in Staatsangelegenheiten eines anderen Landes zu mischen; da aber der Glaube nicht einem Königreiche angehört, da er allen Zeiten und allen Orten gemein ist, so scheint es mir nicht unziemlich, vor Euer Majestät einige Bemerkungen zu entwickeln, die sich mir aufgedrängt. Ich werde im Allgemeinen über die Verhandlungen dieser Versammlung reden; auf alle Einwürfe des Klosterbruders Peter Martyr **) und seiner Genossen aber speciell hier antworten."

„Zuerst erinnere ich mich, was ich gelesen und was die Erfahrung mir bestätiget: es scheint mir gefährlich, mit denen zu verhandeln, die außerhalb der Kirche stehen, man sollte sie nicht anhören, denn wie der Weise im Buche des Predigers sagt: Der Zauberer, der von einer Schlange gebissen, und jene, die den reißenden Thieren nahen, verdienen sie unser Mitleid? (Quis miserebitur incantatori a serpente percusso, et omnibus qui appropinquant bestiis?)"

„Die Schrift warnet uns vor denen, die sich von der Kirche getrennt, und nennet sie Schlangen; ihrer bösen List wegen nennt sie sie Wölfe, die in Schaafpelz einhergehen (Matth. 7, 15). Sie nennt sie die Füchse (Matth. 13, 31). Gleich ihnen in der That sind gemeinhin die Ketzer. Die Pelagianer z. B. leugneten die Nothwendigkeit

---

*) Diese Rede, welche häufig in den Akten der französischen Geistlichkeit und in der Geschichte des tridentischen Conzils von Fra-Paolo, wie in allen protestantischen und katholischen Werken sehr entstellt worden, findet sich in dem Archive Al Gesu zu Rom im Original, aus welchem wir wörtlich sie übersetzen.

**) Peter Martyr erröthete, als Laynez ihn Fra-Pietro nannte; er konnte seinen Zorn kaum verbergen. Allerdings erinnerte ihn dieser Ausdruck an das weggeworfene Ordenskleid und an die heiligen Gelübde, die er gebrochen.

der göttlichen Gnade und nahmen in der Natur Kräfte an, die sie nicht kannten, aber, gedrängt von den Kirchenhäuptern, erklärten sie in deren Gegenwart, daß die Gnade zu unserer Seligkeit nothwendig sei; dennoch aber lehrten sie, Gnade und Natur sei dasselbe, welche Gott als ein freies Geschenk uns verliehen. Andere Sektirer leugneten die Auferstehung des Fleisches, sie behaupteten, daß die Seele allein nach ihrer Rechtfertigung auferstehe; fragte man sie öffentlich über ihren Glauben an die Auferstehung und namentlich an die Auferstehung des Fleisches, so gaben sie allerdings eine orthodoxe Antwort, geheim aber und vor ihren Adepten erklärten sie, mit dieser Antwort nichts anderes gesagt zu haben, als daß die Seele in dem Augenblick wo sie gerechtfertigt sei, im Fleische auferstehen werde *)."

„So ist es stets bei allen Irrlehrern gewesen. Alle Sekten indeß stimmen darin überein, eine allgemeine Kirche, deren rechtmäßige Diener und das Ansehen der heiligen Schriften, oder doch einige derselben anerkennen zu müssen. Diese Sekten nennen sich selbst: die rechtgläubige Kirche, ihre Prediger: verordnete Priester, und ihre Auslegung der heiligen Schrift: die wahre und rechtmäßige Erklärung derselben. In Wahrheit aber stellen diese Sekten nur ein Schattenbild der wahren christlichen Kirche, des heiligen Priesterthums und untrüglichen Ansehens, womit diese den wahren Sinn der heiligen Schrift erforscht und auslegt, dar."

„Diejenigen, die sie hören, müssen vor ihrer Verführung auf der Huth sein. Aus diesem Grunde habe ich Euer Majestät zwei Mittel vorzulegen, deren eines mir durchaus gut, und das andere nicht schlecht erscheint. Das erste Mittel, das ich zur Abwehr ketzerischer Verführung vorschlage, besteht darin, zu erwägen und zu erkennen, daß es weder Euer Majestät, noch irgend einem weltlichen Fürsten zukomme, in Glaubenssachen zu verhandeln, weil ihnen die Macht, über solche Fragen zu entscheiden, nicht zusteht, da ihnen die Fähigkeit abgeht, eine so subtile und abstracte Materie zu ergründen."

„Ist es wahr, was das Sprichwort sagt, Schuster bleib bei deinem Leisten (tractent fabrilia fabri), so muß man den Priestern

*) Nach den verschiedenen Protesten in der protestantischen Kirche unserer Tage scheint auch die von Florencourt veröffentlichte Rede zu erweisen, daß das neunzehnte Jahrhundert, obgleich es sich das philosophische nennt, die Gebrechen früherer Jahrhunderte noch an sich trage. Der Uebers.

vor allem also dem Pabste und dem General-Conzil die Entscheidung in Glaubenssachen (causae majores) ausschließlich unterstellen und das Urtheil zugestehen."

„Da in diesem Augenblicke eine allgemeine Kirchenversammlung berufen; so scheint es mir weder gesetzlich, noch ziemlich, Particular-versammlungen zu halten. Aus diesem Grunde verboten schon die Väter des Baseler Conzils, daß weder sechs Monate vor, noch während ihrer Versammlung, ein Provinzial-Conzil zusammenberufen werden dürfe."

„Das erste Mittel, was ich Euer Majestät vorzuschlagen habe, und unstreitig das Beste, ist: alle hier versammelten Prälaten, Theologen und Gottesgelehrten nach Trient zu entsenden. Das Conzil ist der Einigungspunkt aller Gelehrten der Welt. Auf den heiligen Geist und dessen Beistand muß gewiß gerechnet werden, aber man darf seiner in diesen Particular-Versammlungen nicht gewiß sein. Die Docenten der neuen Religion können, wenn sie, wie sie wahrlich dessen sich rühmen, die Absicht haben, die Wahrheit zu erforschen, mit Sicherheit dahin sich begeben; der heilige Vater wird ihnen sicheres Geleit und alle nur zu wünschende Sicherstellung gewähren; meiner Ansicht nach aber ist es ihnen nicht um Unterweisung in der Wahrheit zu thun, im Gegentheil scheinen sie bemüht, andere zu belehren und auf den rechten Weg zu bringen und überall ihre verführerischen Grundsätze zu verbreiten."

„In der That sehen wir sie, statt den Orakelsprüchen der Hirten der Kirche zu horchen, eifrig bemüht, selbst zu predigen und endlose Reden zu halten. Was das zweite Mittel, welches auch nicht ganz schlecht ist, betrifft, so schlage ich vor: da Euer Majestät Duldsamkeit gegen die neuen Sektirer denselben zur Wiedergewinnung Conferenzen zugestanden, und wünsche, daß diese Conferenzen lediglich in Gegenwart von Gelehrten abgehalten würden. Für diese kann keine Gefahr der Ansteckung vorhanden sein. Auf diese Weise werden die Conferenzen dahin führen, die mehr durch Irrthum, als durch Anmaßung, verführten Gemüther zur Ueberzeugung zu führen. Für Euer Majestät und die hochverehrten Herren würde noch der Vortheil erwachsen, der Langenweile überhoben zu werden, welche mit Anhörung für sie ermüdender Entwickelungen verbunden sein muß."

„Wenn ich zweitens versprochen habe, einige Einwürfe zu beantworten, so kann ich mich kurz fassen, weil, Dank sei es dem Cardinal

von Lothringen und den schlagenden Beweisen mehrerer Gelehrten, die Anhänger der neuen Lehre des Irrthums völlig überführt sind, besonders in ihrer behaupteten Berufung und der Erklärung, nichts für Wahrheit anerkennen zu können, was nicht ausdrücklich in den heiligen Schriften enthalten sei. Mir bleiben nur wenige Punkte zu widerlegen."

„Unsere Gegner wenden ein, daß die durch Simonie zur Prälatur gelangten Bischöfe keine wahren und gesetzlichen Hirten seien. Ich entgegne nach allem dem, was über diesen Gegenstand schon gesagt, und zwar sehr beweisend gesagt worden, nur Folgendes: Angenommen, es gebe wirklich einige der Simonie schuldige Prälaten, welche nicht durch die rechte Thür in die Hürden Jesu Christi eingegangen und deshalb vor Gott verwerflich und schuldig sind; so würde ein solcher, so lange er nicht vor einem sichtbaren Gerichte überführt und schuldig erklärt ist, in den Augen der Gläubigen und der Kirche, welche nicht über das verborgene Innere *) richtet, ein rechtmäßiger Bischof bleiben. Gott wird, was die Verwaltung der Sacramente und die Verkündigung der wahren Lehre betrifft, sich des unwürdigen Prälaten eben so gut bedienen können, als der übrigen guten und gläubigen Bischöfe. Das Recht, in der Kirche den Oberbefehl zu führen, ist eine zum Wohle der Christenheit verordnete Gnade; der Herr macht die Gemeinden nicht für die geheimen Verbrechen derer, die sie lenken und leiten, verantwortlich."

„Peter Martyr behauptet: es sei besser, wenn das Volk, wie in früheren Zeiten, sich selbst seine Hirten wähle; er hat dadurch augenfällig bewiesen, daß er in dieser Versammlung Gesetze geben, und nicht von ihr Gesetze annehmen wolle."

„Ich räume ein, daß allerdings eine Verschiedenheit in der Wahlform stattgefunden; jedoch ist die Wahrheit nicht zu läugnen, daß jede Form dem Mißbrauche verfallen könne."

So wurden auch die Päbste in früheren Zeiten von der Geistlichkeit und dem römischen Volke erwählt, später wählte allein die Geistlichkeit."

„Dieser Wahlmodus besteht noch heute, und zwar nicht allein in Rom für die Pabstwahl, sondern auch für die Bischofswahlen durch

---

*) Ecclesiae non judicat de interiori.

ganz Deutschland. In andern Epochen waren es die Kaiser, die die Päbste ernannten, wie noch zur Zeit die Könige von Frankreich und Spanien die Bischöfe in ihren Reichen ernennen."

„In allen diesen Wahlmoden hat sich, oder kann sich wenigstens Mißbrauch eingeschlichen haben. Es leuchtet ein, daß eben so leicht eine große Anzahl Personen aus dem Volke zu berücken ist, als durch ungesetzmäßige Wege die geistlichen Wähler, oder die weltlichen Fürsten verleitet werden können. Diese Behauptungen zugegeben, ergiebt sich, daß dennoch Simonie möglich wäre. Das aus der Gefahr für Simonie von dem bestehenden Bischofs-Wahlmodus gefolgerte Argument ließe sich ebensowohl gegen eine Volkswahl, als gegen eine Wahl durch die Fürsten, die ihr Volk repräsentiren und auf das sie einen präsumtiven Einfluß ausüben, anwenden."

„Wir kommen nun auf die Sophismen, durch welche Peter Martyr den Beruf der Apostel des neuen Evangeliums zu begründen trachtet. Die Apostel und Propheten, sagt er, haben, ohne daß ihnen die Hände aufgelegt wurden, geprediget. Wie Mosis Weib zur Zeit der Noth selbst ihren Sohn beschnitt, wie ein Türke unter ähnlichen Umständen denjenigen, der nach dem Christenthume trachtet, gültig taufen kann, so auch, behauptet er, führten die neuen Lehrer rechtmäßig ihr Amt und verwalteten den Kirchendienst, wenngleich sie auch nicht durch die oberen Geistlichen entsendet und durch Auflegung der Hände geweihet worden seien. Zuerst muß es mich Wunders nehmen, daß unsere Widersacher sich mit den Aposteln und Propheten vergleichen. Die Propheten und Apostel waren nicht durch Heiligkeit ihres Wandels, sondern unmittelbar von Gott zu ihrem Amte berufen. Der Herr selbst braucht nicht seinen Dienern die Hände aufzulegen, er kann ohne sichtbares Zeichen und Gestalt sacramentalisch mittheilen und spenden, was uns nur in Folge des wirklichen Sacraments ertheilt wird. Die Propheten und Apostel ferner predigten durchaus nichts gegen die geoffenbarte Wahrheit; sie bestätigten ihren Beruf durch Wunder und übernatürliche Thaten, wie wir es aufgezeichnet finden in den Schriften der Apostel und vieler Propheten; wenn einige der letztern keine Wunder verrichtet, so war ihre Prophezeihung selbst, als eine übernatürliche Gabe, die Bestätigung ihres göttlichen Berufes. Wenden wir nun einen Blick auf unsere neuen Prediger; wo treffen wir auf die Heiligkeit ihres Wandels? und die Lehre die sie verbreiten,

steht sie nicht jener, von der allgemeinen Kirche verkündeten Wahrheit geradezu entgegen?"

„Der Pater Peter Martyr hat schließlich seine Zuhörer aufgefordert, ein unumwundenes Glaubensbekenntniß abzulegen."

„So bekenne denn ich hier vor Euer Majestät Antlitz, daß alles, was ich über die leibhafte Anwesenheit Jesu Christi in der Eucharistie zum Gedächtniß seiner Leiden ausgesprochen, mein Glaube sei. Ich bekenne, daß dies eine Wahrheit des katholischen Glaubens sei, für welche ich mit der Gnade des Herrn zu sterben bereit bin. Ich beschwöre daher Euer Majestät, den katholischen Glauben stets zu schirmen und zu bekennen, wie dies bisher geschah, und Gott mehr zu fürchten, denn die Menschen. Der höchste Herr wird Sie und Ihren Sohn, den christlichen König, in seinen Schutz nehmen, das weltliche Reich Ihnen erhalten, und das ewige Ihnen verleihen. Sollten Sie im Gegentheil der Furcht Gottes, der Liebe und des Glaubens an ihn aus Menschenfurcht und Menschengefälligkeit entsagten, würden Sie dann nicht sich der Gefahr aussetzen, mit dem irdischen Reiche der himmlischen Erbschaft verlustig zu gehen? Ich hoffe zu Gott, unserm Herrn, daß eine solche Noth nicht über Sie hereinbreche. Von seiner Milde erwarte ich, daß er Ihnen und Ihrem Sohne die Gnade verleihe, zu verharren. Er wird nicht zulassen, daß die edlen Geschlechter dieses Landes, daß ein christliches Königreich, welches bisher anderen Völkern zum Vorbilde und zur Richtschnur gedient, untreu am katholischen Glauben werde. Dies Reich, dieser Adel, können sich nicht besudeln mit dem Gifte neuer Secten und moderner Irrthümer."

Catharina von Medicis überhörte nicht die Gewalt dieser Rede. Der Eindruck, den Laynez auf Sie gemacht, war so heftig, daß Sie sich der Thränen nicht enthalten konnte. Der Prinz von Condé, der trotz seiner protestantischen Ansichten dem Jesuiten ein aufrichtiges Vertrauen bewies, sagte zwei Tage nachher zu ihm: „Wißt Ihr, mein Vater, daß die Königin unwillig gegen Euch ist und daß Sie geweint hat?"

„Ich kenne," antwortete lächelnd Laynez, „lange schon Catharina von Medicis, sie ist eine große Schauspielerin, aber fürchten Sie nicht, mein Prinz, mich wird sie nicht täuschen."

Er hatte die Nutzlosigkeit des Colloquiums und die durch dasselbe dem Glauben erwachsenden Gefahren so klar erwiesen; der Cardinal

von Tournon hatte ihn zugleich so wohl unterstützt, daß der König, Catharina, die Fürsten und Herren des Hofes, von diesem Tage ab nicht mehr den Sitzungen beiwohnten.

Durch Laynez Rede wurden die feierlichen Sitzungen geschlossen, in welchen die Calvinisten unter den Augen des minderjährigen Königs, seines ganzen Hofes, der Prälaten und Herren, die Lehren der katholischen Religion angriffen. Hiedurch war ein sehnlicher Wunsch des Pabstes erfüllt. Die Conferenzen wurden von nun an nur unter den Bischöfen und Theologen abgehalten.

Das Colloquium verfaßte einen Glaubensartikel über die heilige Eucharistie; beide Parteien sollten denselben annehmen. Die Hugenotten aber verweigerten die Unterschrift, und so wurde am vierzehnten Oktober 1561 die Versammlung aufgelöst.

Calvin folgte von Genf aus aufmerksam allen Umtrieben seiner Schüler; ihre Niederlage, die unter ihnen ausgebrochene Spaltung, die sich kundgebende Eifersucht, der Wankelmuth Bezes, waren ihm nicht unbekannt, und die Nothwendigkeit leuchtete ihm daher ein, seine Anhänger aufs Neue zu ermuthigen. Er richtete daher an den Marquis du Pret, Kammerherrn des Königs von Navarra, und Haupt der Protestanten im mittäglichen Frankreich, einen Brief, der ein Denkmal seiner Politik und Grausamkeit bleibt. So lange die Neuerer und Revolutionäre noch nicht die Gewalt in Händen haben, reden sie stets von Freiheit und predigen Toleranz. So auch verlangte Calvin von Franz dem Ersten nur das Recht, seine Lehren verbreiten zu dürfen. Sobald er seine Partei vergrößert und mächtig geworden sah, ward er ein Verfolger. Am dreißigsten September 1561 schrieb er:

„Was haben Sie, gnädigster Herr, von dem Colloquium zu Poissy gesagt? Wir haben kühn unsere Sache geführt. — Sparen Sie weder Rath noch That. — Wir können deren Belohnung hoffen. Vor allen Dingen unterlassen Sie nicht, das Land von jenen eifrigen Schurken zu befreien, die das Volk durch ihre Reden zu einem Bündniß wider uns auffordern, unsere Grundsätze anschwärzen und unsern Glauben als Hirngespinst darstellen. Solche Scheusale müssen erstickt werden, wie ich hier durch die Hinrichtung des Spaniers Michael Servet bereits begonnen *)."

*) Das Original dieses Briefes Calvins befindet sich in den Händen des Herrn Arlisfac von Vaulréas. Wir haben ihn aus einem Werke, das 1838

Diese letzten Worte schmecken ein wenig nach dem Scheiterhaufen, auf den der Apostat von Noyon den spanischen Apostaten brachte, aber sie beweisen zugleich, so abscheulich sie auch sind, daß Calvin seine Anhänger über die Erfolge des Colloquiums zu Poissy zu trösten suchte. Laynez hatte ihren Versuch völlig vernichtet. Mit Worten konnten sie nicht mehr kämpfen, und so räth ihr Meister, zum Morde zu greifen.

Die Beziehungen zwischen dem Prinzen von Condé und dem Jesuitengeneral wurden mit der Zeit intimer. Der Prinz wünschte sehr, daß diese religiosen Wirren, welche früher oder später den Ausbruch eines Krieges herbeiführen mußten, beseitiget würden.

Er befragte Laynez um die Maßregeln, durch welche das Unglück, das sie in nächster Zukunft vorausahen, abgewendet werden könne. Selbst der König von Navarra nahm Theil an diesen Verhandlungen. Eine von Laynez an den Prinzen von Condé gerichtete Note ist von großer Wichtigkeit, sie beantwortet die Einwürfe, welche Condé gegen die Wiedervereinigung beider Kirchen erhoben und zeigt klar, daß Laynez sich eben so unumwunden gegen seine Freunde, als gegen seine Feinde aussprach. Es heißt in derselben:

„Der Hauptgrund der Trennung liegt in dem Wandel der Geistlichen, welche vom Haupte und den Prälaten, bis zum letzten Gliede der Geistlichkeit, einer Reform ihres Lebens und ihrer Amtsführung

---

unter dem Titel: **Notice historique sur la ville et le canton de valréas** in Paris erschienen, welches Werk zu einem Berichte an die königliche Gesellschaft der Alterthumskunde in Frankreich Veranlassung gegeben, ausgezogen. Voltaire citirt ein Fragment dieses Briefes in seinem **essai sur les moeurs, pag. 491.** im neunten Bande der Genfer Ausgabe seiner gesammelten Werke. Dieser Brief stimmt auf eine schlagende Weise mit einem anderen Ausspruche Calvins zusammen. Er sagt von Michael Servet: **Spero capitare saltem fore judicium** (pag. 70, Theil 9 der Amsterdamer Ausgabe, 1667, bei Jacob Shipffer: **Joannis Calvini, Epistolae et responsa**). Theodor Beze kündigt in dieser selben Ausgabe eine Auswahl, **in delectu ipso**, heißt es, der calvinischen Briefe an, er erklärt: er habe geglaubt, einige Ausdrücke und Gedanken Calvins ändern und auslassen zu müssen. Theodor Beze hat einsichtig jene von Grausamkeit zeugenden Worte, die sein Meister gleichsam als Befehl an die Sectirer richtete, geändert. Wir finden daher nur einen schwachen Abriß dessen, was Calvin aussagte. Man kann aber nach dieser von uns angeführten Stelle urtheilen, welchen Bedrückungen die Päbstlichen abseiten dieses Hauptes der Reform, ausgesetzt waren.

bedürfen. Das schlechte Beispiel, das sie geben, hat so viel Aergerniß erzeugt, daß zugleich mit ihrem Wandel die Lehre der Verachtung Preis gegeben ist."

Diese Note beabsichtigte, die Calvinisten zum Besuche des tridentinischen Conzils geneigt zu machen; sie schließt mit folgenden Worten und Unterschrift: „Wenn ich hundert Leben zu vergeben hätte, ich würde sie für diese allgemein begehrte Vereinigung opfern. Die göttliche Gnade aber wird aus diesem Unglück der Zerspaltung nicht allein die Vereinigung, sondern auch den Segen einer Reform an Haupt und Gliedern der Kirche bewirken. Euer Excellenz unterthänigster Diener in Jesu Christo."

„Der mit Euer Excellenz in den Kammern des Königs von Navarra sprach, und dem Sie befohlen, das Ihnen schriftlich mitzutheilen, was er mündlich ausgesprochen."

Der General der Jesuiten sah bei seinem häufigen Verkehre mit dem Militair-Befehlshaber der Protestanten die schlimmen Folgen des Colloquiums zu Poissy voraus; man hatte ein übles Beispiel gegeben, da man mit den Calvinisten als gleich Berechtigte unterhandelte. Diese Zugeständnisse machten sie sich zu Nutze. Laynez entschloß sich daher noch einige Monate in Frankreich zu bleiben, um in den Gemüthern. die angegriffene wahre Lehre wieder zu beleben. Er predigte während der Advent- und Fastenzeit in italienischer Sprache in der Augustinerkirche viermal wöchentlich, zugleich aber auch im Collegium der heiligen Barbara und in mehreren anderen Kirchen, bald lateinisch, bald französisch. Der Eifer des Paters begnügte sich nicht mit dieser apostolischen Wirksamkeit, die allerdings durch den Ruf seiner Beredsamkeit erfolgreicher gemacht ward. Er besuchte den König, die Königin Mutter und die Prinzen, und hatte häufige Unterredungen mit den berühmtesten Docenten der Sorbonne.

Allen legte er es deutlich vor Augen, daß jede, den Calvinisten bewilligte Concession ein Aufgeben des wahren Glaubens einschließe. Besonders widersetzte er sich der Einräumung von Bethäusern innerhalb der Grenzen des Reiches. Er überreichte Catharinen von Medicis ein Pro-Memoiria, das als ein Werk staatswissenschaftlichen Studiums und eins der bedeutendsten Dokumente über die, religiose Freiheit behandelnde, Frage gelten kann:

„Da man die Frage aufgeworfen, ob es zweckdienlich sei, den Anhängern der neuen Lehre Tempel, oder Versammlungshäuser ein-

zuräumen; so werden hier Euer christliche Majestät einige Vorschläge entwickelt finden, die dazu beitragen mögen, diese Angelegenheit zum Ruhme Gottes, zur Ehre, Würde und Aufrechthaltung des Königs Ihres Sohnes, wie auch zum Wohle des ganzen Reiches zu erledigen."

„Frankreich, das vor vielen Jahrhunderten den wahren Glauben an Jesum Christum aufgenommen und bis auf diesen Tag im Bunde mit der römisch-katholischen Kirche beharret, kann nicht ohne großen Nachtheil eine neue Glaubensansicht zulassen, welche, abgesehen von den neuen Dogmen, die sie verbreitet, jenes lang bestehende Band zerreißen würde. Da es nur einen König, einen Glauben und eine wahrhafte Kirche geben kann, außer welcher kein Heil gefunden werden mag, so schlagen jene, wenn der, von Gründung dieses Reiches ab bis auf den heutigen Tag bekannte Glaube der wahrhaftige ist, mit Annahme einer neuen Lehre den Weg des Verderbens ein; ist hingegen der reformirte Glaube der wahre, so folgt, daß keiner der früheren Könige, kein Glied des Staates, auf dem Wege des Heils gewandelt habe. Hat man diese neu auftauchende Secte erst einmal im Reiche aufgenommen, und ihren Bekennern Bethäuser eingeräumt, so ist dies Zugeständniß zu gewichtig, um sich leichter Weise wieder ändern zu lassen; es scheint daher der Weisheit, dem Eifer und der Frömmigkeit Euer Majestät nicht zu gebühren, eine so folgereiche Aenderung, besonders in einer Zeit, wo der christliche König, Ihr Sohn, noch minderjährig ist und über die nothwendig zu ergreifenden Maßregeln noch keine Entscheidung hat, in Frankreich zu gestatten."

„Dieselben Gründe müssen die Prinzen von Geblüt und die Mitglieder des Staatsraths bestimmen, diese Maßregel nicht zu übereilen, zumal durchaus keine Nothwendigkeit vorliegt, schon jetzt zu diesem äußersten Mittel zu greifen. Man kann die Wirren, ohne den Abtrünnigen Bethäuser einzuräumen, beschwichtigen. Sollten aber selbst die Zeitumstände so dringend werden und eine Entscheidung dieses Gegenstandes fordern, so ist die höchste Vorsicht in dieser wichtigen Angelegenheit nöthig; die Entscheidung wissenschaftlich gebildeter und moralischer Männer, die fähig sind, dem Könige alle, sein eigenes und das Heil des Reiches berücksichtigenden Rathschläge zu ertheilen, zuvor einzuholen. Wird man aber die Entscheidung einer so wichtigen Frage dem Ausspruche und der Abstimmung weniger Personen anheim geben, wie dies bei der zu Poissy abgehaltenen Versammlung geschehen,

so wird unfehlbar ein so übereilter Schritt nicht zur Ehre der Königin und Ihrer Räthe ausschlagen können. Man wird einem solchen Beschlusse eine gesetzmäßig in Paris zusammengerufene Versammlung entgegen stellen, und ein richterlicher Ausspruch, der von allen Parlamenten des Königreiches anerkannt worden, kann die neue Lehre verwerfen."

„Man kann sich ihnen gegenüber darauf berufen, daß auf Ansuchung und Anfordern Frankreichs ein General-Conzil berufen, welches nach der Ansicht unserer Vorfahren das beste und einzige Abhülfsmittel gegen Spaltungen auf dem Gebiete des Glaubens und des Cultus bleibt. Von Gottes Gnade steht zu erwarten, daß diesen Spaltungen auf dem Gebiete der Lehre ein Ziel gesetzt, Mißbräuche und Aergerniße, die die Sittlichkeit untergraben, gehoben werden."

„Aenderungen müssen gemacht, Verbesserungen eingeführt werden; jedoch kann dies nur, ohne das Vertrauen der Gläubigen zu zerstören, abseiten eines Conzils geschehen. Alle diese Sekten, die sich in Deutschland, der Schweiz und den übrigen christlichen Reichen vervielfältigen, sind mit einander in Streit, erklären ihre Auslegung der heiligen Schrift für die allein wahre und verketzern sich untereinander; es giebt daher keinen andern Weg, alle diese Zerwürfnisse auf dem Gebiete des Glaubens zu heben, als die Entscheidung eines allgemeinen, gesetzmäßig berufenen und im Namen der Kirche handelnden Conzils. Eine Entscheidung, der wir volles Vertrauen schenken müssen, da die Kirche eine Säule der Wahrheit ist, welcher Christus seinen Beistand durch den heiligen Geist bis ans Ende der Tage verheißen, und welche daher in Allem, was den Glauben betrifft, unfehlbar sein muß."

„Ein rechtmäßig zusammenberufenes und freies Conzil kann folglich eben so wenig irren, als die Kirche selbst, die es darstellt. Es scheint erforderlich, die Königin entsende die Häupter der neuen Lehre, die dann dahin auch die übrigen Anhänger anderer Länder ziehen würden, auf das Conzil, zu welchem mehrere ausgezeichnete Prälaten, Gottesgelehrte und andere Ehrenmänner bereits abgeordnet sind, verleihe ihnen aber sämmtlich die Zusicherung ihrer Sicherheit. Sollten sie die Aussprüche der katholischen Bischöfe nicht anerkennen wollen, so kann man auf dem Wege der Conferenzen mit ihnen verhandeln, wie dies schon in früheren Zeiten auf dem florentinischen Conzil, wo es sich um die Wiedervereinigung der römischen und orientalischen Kirche

handelte, geschah, indem man einige aus jeder Partei zu Disputationen aufforderte und somit auf friedfertigem Wege, der allen erwünscht sein muß, die Sache schlichtet."

„Das Zugeständniß von Bethäusern würde als eine, diesen auftauchenden Neuerern öffentlich bewiesene Gunst, von sehr üblen Folgen für die wahre Religion sein. Würde man aber den übrigen Sekten in der Folge die Einräumung von Bethäusern versagen, so würden sie nach und nach verlöschen müssen, da ihnen nur Gelegenheit gelassen wird, den rechtgläubigen Unterricht zu hören. Erlaubt man aber den Neuerern eigene Versammlungshäuser, so werden ihre Prediger den neu adoptirten Ritus und Cultus viele Jahre hindurch aufrecht zu erhalten suchen. Vermöge dieses Mittels haben sich die früheren Heretiker des Arius und viele andere Sekten, die Griechen, die Aethiopier, die Copten, eigentlich Nestorianer, Valdenser, und die böhmischen Brüder bis jetzt erhalten; sie bestehen alle noch zum Nachtheil der Kirche, weil sie Tempel und Prediger haben. Die Sekten der Novatier, der Frigier, der Valentiner, der Marcioniten und Paulianer, und andere, denen der Kaiser Costantin durch ein Edict die Kirchen und Kapellen nahm, und denen er öffentliche und Privatversammlungen verbot, waren in kurzer Zeit erloschen, wie wir dies im dritten Buche der Historia tripartita lesen *)."

„Ein anderes Beispiel liefern uns die Juden und Muhamedaner, die, im Fall sie sich nicht bekehren wollten, aus Spanien verwiesen wurden. Ein beträchtlicher Theil derselben blieb, obgleich getauft, Jahre lang ihrem Unglauben noch getreu, weil man ihnen ihre Synagogen und Moscheen gelassen; sobald man aber diese verschloß, wurden alle gläubige Christen. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin: der Mensch hat von Natur ein religioses Bedürfniß, verhindert man ihn an der Ausübung einer willkührlich gewählten Form, so wird er, da er ohne Gott nicht leben kann, willig die dargebotene ergreifen. Dieselbe Erscheinung würde bei den jetzigen Sektirern fol-

---

*) Epiphanias, der Scholiast, oder der Jurisconsult, der zu Anfang des sechsten Jahrhunderts lebte, übersetzte die Geschichtsbücher des Socrates, Sozomenes und Theodoret aus dem griechischen ins lateinische; später machte er daraus einen Auszug in zwölf Büchern, denen er den Titel **Historia tripartita** gab. Dies von Laynez hier citirte Werk findet sich in der Ausgabe der Conzilien des Surius.

gen, wenn man ihnen den Gebrauch der Bethäuser versagte; nach wenig Jahren schon würden sie zur katholischen Einheit zurückkehren."

„Es würde somit dieses Zugeständniß für sie selbst nachtheilig werden, denn die Pforten der allgemeinen Kirche würden ihnen dadurch verschlossen werden. Wenn man aus Toleranz, d. h. aus Rücksicht der Ruhe des Reiches — und allerdings verlangt die Politik zur Abwendung größerer Leiden die Zulassung geringeringerer Uebel — Bethäuser bewilligte, so wird völlig das Gegentheil dieser Absicht bewirkt werden. Würde man dieser kleinen und weniger guten Partei nachgeben, so würde die Königin sich bei der verständigern und größeren Partei des Reiches verhaßt machen. Wie viele man derer, die den neuen Glauben angenommen, aufzählen mag, so bleiben diese doch immer im Verhältniß zu den Römisch-katholischen eine geringe Anzahl."

„Bewilligte man den Heretikern Tempel, so würde die ihnen erwiesene Wohlhat in keinem Verhältniß mit der unter den Katholiken hervorgerufenen Unzufriedenheit stehen."

„Es ist überdies wesentlich, die Katholiken sich geneigter zu erhalten, als jene Neuerer. Würden die Katholiken bis zum Aeußersten gebracht, dächten sie auf Aenderung der Regierungsform, so könnte das allerdings viel schmerzlichere Folgen haben."

„Man glaubt vielleicht einige durch Verweigern von Tempeln herbeigeführte Aergernisse zu beseitigen; wird man aber nicht durch Einräumung von Bethäusern allgemeinere und ernstere Auftritte herbeiführen? Nachdem die Sektirer bisher sich nur in kleiner Anzahl und ohne Einfluß fanden, sind sie nunmehr, durch die strafbare Nachsicht der Behörden und durch ihre Ungestraftheit so frech geworden, ganze Städte dieses Reiches förmlich zu erobern, die Katholiken zu verjagen, den Mönchen die Klöster zu nehmen, die Kirchen zu plündern und zu verbrennen, die Bilder zu stürmen, ja selbst am heiligen Sacramente zu rütteln. Ich will nicht von jenen Morden und begangenen Grausamkeiten reden, vor deren Bericht das Gemüth sich sträubt. Was werden sie erst in der Folge thun, wenn sie zahlreich sind und sich von der Gnade der Fürsten beschützt halten? Ihre Anmaßung würde sich steigern, unduldsam würden sie auftreten. Haben die Katholiken schon mit den in Privathäusern außerhalb der Städte sich versammelnden Heretikern förmliche Fehden geführt, wie viel häufiger würden diese Zwistigkeiten hervorbrechen, sähen sie innerhalb ihrer

Ringmauern und ihrer Marken die Tempel der Neuerer errichtet? Hätten sie nicht Ursache zu fürchten, die Ueberzahl der Neugläubigen werde sie aus ihren Kirchen und Städten verjagen, wie dies anderen Orts, wo sie die Macht in Händen hatten, bereits wirklich geschehen? Die Geschichte berichtet uns die Verfolgungen, denen die Katholiken durch die Arianer ausgesetzt wurden; nach dem vierten Buche der Tripartita verjagte Mazedonius die Katholiken aus ihren Kirchen und zwang sie, sogar auf seine Weise das heilige Mahl zu empfangen. Manche erlagen den Grausamkeiten dieser Verfolgung, andere wurden ihrer Güter und Würden beraubt und dem Elende Preis gegeben. Dieser äußerste Nothstand könnte die Katholiken zum Aufstande und Bürgerkriege, wie dies schon in Deutschland und anderen Staaten vorgekommen, aufregen. Nicht durch Einräumung von Bethäusern für die Neuerer kann die Ruhe Frankreichs gesichert werden."

„Dieses Zugeständniß wäre nicht allein eine Beleidigung der göttlichen Majestät, es wäre eine Verletzung der Majestät des christlichsten Königs, denn sie würde die Hauptstärke dieses Königreiches, die bisher zwischen Volk und Fürst bestandene Liebe und Einigkeit, untergraben."

„Hat sich im zwiegespaltenen Glauben erst der Zwiespalt der Gemüther bemächtiget, so ist es um den Gehorsam und die Ergebenheit im Dienste des Königs geschehen. Die dissentirende Partei kann den Herrscher nicht lieben, sie muß nach einer Regierung streben, die ihres Glaubens ist."

„Die alte Treue würde in den Gemüthern erlöschen und der auswärtige Feind, der Frankreich bedroht, durch sie unterstützt, leichtes Spiel haben. Es hält schwer, beiden Anforderungen zu genügen, denn, sagt unser Herr Jesus Christus, Niemand kann zween Herren dienen. Dürfte nicht kommen, was der Heiland an einer andern Stelle sagt: so ein Reich mit ihm selbst uneinig wird, wird es wüste. Noch mehr, Gott hat, so lange die Religion unserer Väter in Frankreich gelehrt ward, dies Reich seines besonderen Schutzes gewürdiget; steht nicht zu fürchten, Gott werde auch Frankreich verlassen, wie er die Reiche des Morgenlandes, da sie dem Unglauben Raum gestattet, dahin gegeben und ihren Untergang zuzelassen?"

„Als sich Constantinopel, nach der versuchten Vereinigung zu Florenz, von der Gemeinschaft der römischen Kirche lossagte, überfiel

Mahomed, der Türken-Sultan, als ein Gericht Gottes die Hauptstadt des Reiches, das von nun an in der unglücklichsten Sclaverei schmachtet."

„Durch dies Zugeständniß würde man den glorreichen Weg der früheren Fürsten verlassen, welche, statt den Ketzern Tempel einzuräumen, ihnen auch diejenigen entzogen, die sie inne hatten, wie uns dies oben schon von Constantin dem Ersten berichtet. Seinem Beispiele folgte, wie Sozomenes im 19. Kap. des 9. Buches seiner Geschichte berichtet, Theodosius, welcher allen Ketzern die Benutzung der Kirchen, Verbreitung ihrer Lehre und die Erwählung von Bischöfen und Priestern streng untersagte. Er vertrieb mehrere Sektirer aus den Städten, nahm ihnen die bürgerliche Ehre und erließ endlich ein wirkliches Verbot gegen sie. Marzian, ein ausgezeichneter Kaiser, nahm den Eutychern durch ein ihm zur Ehre gereichendes Edict die benutzten Kirchen (der 19. Akt des chalcedonischen Conzils)."

„Es leuchtet also ein, daß die Einräumung von Bethäusern in gegenwärtiger Zeit der Königin, den Prinzen von Geblüt und allen Mitgliedern des Reichsrathes, von der Nachwelt zum bitteren Vorwurfe gemacht werden müsse. Dies Zugeständniß wird um so verwerflicher erscheinen, als weder diese Neugläubiger, noch die übrigen Sektirer, in den Gegenden, wo sie die Herrschaft führen, dem katholischen Cultus Kirchen einräumen. In Genf, in Zürich und anderen Städten z. B. sind sogar die Katholiken, die in großer Anzahl daselbst leben, straffällig, sobald sie ihren Cultus ausüben. Die Anhänglichkeit dieser Neuerer an ihren Sekten sollte auch uns zum Festhalten einer alten und wahren Religion auffordern."

„Glaube man ja nicht, daß, sobald dieser Sauerteig die ganze sociale Welt erfaßt, den Fürsten noch die Macht zustehe, dessen Wirkung zu beschränken. Glaube man nicht, daß das Feuer, das nur durch das Zugeständniß von Bethäusern genährt wird, späterhin nach Gefallen gelöscht werden könne. Die zügellose Benutzung der Kanzel, die diese neuen Predicanten einführen, übt eine große Gewalt auf die Gemüther."

„Sollten je diese Neuerer die Oberhand gewinnen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß sie die katholische Kirche in Frankreich eben so gut, als in Sachsen, Dänemark und andern nordischen Reichen unterdrücken werden."

„Durch dieses Zugeständniß entzieht man einer Menge Seelen

das Mittel zur wahren Heilswirkung. Unser Heiland aber drohet ernstlich dem Verwegenen, der es wagt, auch dem Geringsten ein Aergerniß zu geben."

„Dies Beispiel würde verderblich, und von andern Völkern nachgeahmt werden; diese Gefahr ist um so größer, da Frankreichs Ansehen einen mächtigen Einfluß auf die übrigen Nationen Europas ausübt. Man würde dadurch auch das schon auf besonderen Betrieb Frankreichs zusammenberufene Conzil präjudiciren, da es allerdings scheinen müsse, als ob man factisch die neuen Lehren billige, über welche den in Trient versammelten Prälaten aus allen christlichen Landen so gut die Entscheidung zusteht, als das Recht, den Anforderungen der Kirche zu begegnen."

„Endlich wäre es für den Glauben und für die katholische Kirche ein harter Schlag, wenn man dem Haupte ein Glied entreißen wollte, wie Frankreich, dessen Fürsten stets sich für das Wohl und Heil des heiligen Stuhles ausgezeichnet."

„Die Einführung der Ketzerei in dieses Reich würde um so unerhörter erscheinen, wenn man an den Eid erinnert, den Karl der Große und die Franken einerseits, der Pabst Hadrian der Erste und die Römer andererseits, vor dem Altare des heiligen Petrus zur Bewahrung ewiger Freundschaft und wechselseitigen Beistandes gegen den Feind sich leisteten."

„Es ist nicht außer Acht zu lassen, daß die christlichen Fürsten, die die Sektirerei begünstigt und den alten, wahren Glauben angefochten, schon in dieser Welt von Gott gezüchtiget worden. Einige wurden von ihren Feinden, andere von ihren eigenen Unterthanen erschlagen; manche sind plötzlich in der Blüthe ihrer Jahre dem Tode erlegen und Gott hat ihre Fürstenthümer und Reiche ihren Nachkommen genommen und anderen gegeben, wie es die Geschichte der mächtigsten Kaiser und Könige bestätigt; ich nenne unter vielen Beispielen nur Valens, Anastasius, Constantius, Leon und Theodorich. Es erscheint mithin eine so bedeutende Aenderung, als die Bewilligung von Bethäusern, der Ehre Gottes, dem Ansehen, der Würde und Thronerhaltung des christlichen Königs, wie dem Gemeinwohle des Reiches und der ganzen Kirche zuwiderlaufend. Um die Differenzen der Lehre auszugleichen, um Unordnung und Mißbräuche zu unterdrücken, lege man, wie der Kaiser und König von Frankreich, Ludwig der Erste, die Entscheidung allein in die Hand des Pabstes. Als

die Gesandten des morgenländischen Kaisers Michael denselben wegen der in den Kirchen auszustellenden Bilder befragten, gab er die Entscheidung lediglich dem Pabste anheim, dem allein in diesen Angelegenheiten ein Urtheil zustehe. Sollten die aus der Kirche Entlassenen diese Maßregel nicht anerkennen wollen, so mögen sie die Entscheidung ihrer Beschwerden der allgemeinen Kirchenversammlung anheim stellen."

In dieser Abhandlung werden die Streitpunkte der Katholiken und Hugenotten klar ins Licht gestellt. Ueber alle schlecht redigirten und noch schlechter ausgelegten Gesetze der Freiheit entwickelt dieser Vortrag Ansichten, durch welche diese Rechte beschränkt und unzulässig erscheinen, weil sie im Widerspruche mit der Landesreligion stehen. Durch die Einheit im Glauben bewahrt ein Volk auf Jahrhunderte seine politische Einheit, aus ihr strömt die Kraft der Nation, durch sie wird die Frage über Berechtigung zur Regierung abgeschnitten und Ehrfurcht vor dem Gesetze, dessen Organ die Regierung ist, aufrecht erhalten. Die Toleranz gegen Neuerungssüchtige steht dem Heile des ganzen Staates nach. Laynez war ein staatskluger, die Regierungskunst erfassender Kopf. Er ermaß, daß die Könige durch Zugeständnisse sich selbst zu Grunde richten und rieth daher, den aus der Kirche Entlassenen keine Tempel einzuräumen. Seine Argumente sind triftig. Catharina von Medicis erkannte das an. Der Jesuit hatte selbst die Hartnäckigkeit des Calvinisten besiegt; durch die Schwäche des Gouvernements aber wurde die von ihm gepredigte Vorsicht erfolglos.

Die Herrscher Europas hatten schon die Sektirer zu sehr begünstiget. Karl der Fünfte benutzte sie gegen den Pabst. Franz der Erste hingegen wiederum gegen Karl den Fünften. Die Fürsten, die sich ihrer als politische Waffen bedienten, hatten von Zeit zu Zeit sich ihrer Beschwerden angenommen und dadurch dem neuen Cultus Gewichtigkeit verliehen; sie selbst hatten diese Ansichten verbreiten helfen, und bald nach der, durch Laynez hervorgerufenen abschlägigen Antwort, forderten die Protestanten mit den Waffen in der Hand Tempel für sich. Sie erhielten sie. Die Verschwörung von Amboise, welche durch sie angezettelt ward, erschreckte die Könige, man glaubte, durch Nachgiebigkeit sie leichter im Zaume zu halten; man täuschte sich. Nach dem Worte des Ordensgenerals hieß dies, die Ketzerei verewigen. Seinen Streitern blieb kein Mittel,

als offener Kampf wider sie, dem sich Laynez eben so wenig, als jene, entzog.

Das Colloquium zu Poissy war aufgelöst, aber Peter Martyr und Pérosel, der Günstling des Prinzen Condé, wie die übrigen Neuerer, glühten vor Verlangen nach Wortkämpfen, durch welche sie ihre Adepten zu einem blutigen Waffenspiel vorzubereiten hofften. Ein zweites Colloquium wurde nach saint-germain-en-laye ausgeschrieben. Beze, Peter Martyr, Pérosel und Marlorat griffen die Bilderverehrung an. Der Doktor Pelletier, Polanque und Laynez widerlegten sie. Indeß stellten sich die unglücklichen Resultate solcher Diskussionen nur zu bald klar heraus. Von den Mitgliedern dieser Versammlung wurde die schriftliche Abfassung ihrer Ansichten verlangt, damit, im Falle man sich nicht einige, die Controverse dem heiligen Stuhle oder dem Conzil zur Entscheidung anheim gegeben werden könne. Am 9. Februar 1562 wurden die Conferenzen des Conzils geschlossen. Zwei Monate vorher war der Präsident desselben, der Cardinal von Tournon, in den Armen des Paters Polanque, seines Beichtvaters, verstorben.

Laynez Aufenthalt in Paris verhinderte die Ausbreitung des Calvinismus, förderte aber zu gleicher Zeit die Angelegenheit des Ordens. Vier Tage nach dem Schlusse der Partial-Synode zu saint-germain erklärte sich das Pariser Parlament mit allem, was durch das Colloquium zu Poissy mittelbar für die Jesuiten entschieden, einverstanden. Der desfallsige Beschluß lautet:

„In Erwägung dessen hat der unterzeichnete Gerichtshof befohlen und bewilliget, daß die in dem Conzile und der Versammlung zu Poissy entworfene Auf- und Annahmsacte in den Registern der Kanzlei dieses Gerichtshofes einzutragen: die Gesellschaft, oder das Collegium, unter dem Namen des Collegiums von Clermont unter den Registrictionen und Bedingungen, wie sie in der beigefügten Erklärung und königlichen Abprobations-Erlasse enthalten, namentlich: daß dem Diöcesan-Bischofe die Oberaufsicht und Jurisdiction der genannten Gesellschaft vorbehalten bleibe, die Laienbrüder und Geistlichen obgesagter Gesellschaft nichts wider die Bischöfe, die Kapitel, Pfarrer und Prediger, die Universitäten und andere geistliche Orden unternehmen, daher lediglich den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen, anzuerkennen."

„Gegeben im Parlamente den 13. Februar 1561."

Die von dem Parlamente registrirte Akte von Poissy ließ die Jesuiten nicht als religiose Gesellschaft, nur als Priester und Schüler des Collegiums zu Clermont zu.

Die Väter bekümmerten sich wenig um diese Bedingung. An ihr neues Etablissement ließen sie eine von ihrer gewöhnlichen Benennung abweichende, dasselbe aber im mildernden Ausdruck bezeichnende Inschrift eingraben. Das Haus sollte ja nicht ein Collegium der Gesellschaft Jesu sein, es ward nach der Inschrift: Collegium Societatis Nominis Jesu. Durch diese feine Unterscheidung hofften sie die Widersetzlichkeit des Parlaments und der Universität zu umgehen, die Sache fiel aber nicht nach ihrem Wunsche aus.

Ein so spitzfindiger Kampf ziemte weder jenem hohen Collegium, das ihn anfing, noch einer religiosen Gesellschaft, gegen welche er gerichtet war. Nicht mit jämmerlichen Waffen müssen die, so andere lenken und führen wollen, angreifen und sich vertheidigen. Das Parlament und die Universität begannen auf diese Weise den Kampf, und die Jesuiten folgten dieser Bahn. Der Weg der Chicane wurde eingeschlagen; sie zeigten sich aber auch auf diesem Gebiete eben so gewandt nnd beredt, wie in den Kirchen und auf den Cathedern.

So verflossen zwei Jahre, in denen der Orden stets die Oberhand behielt, da die Zöglinge haufenweise den Hörsälen der Väter zuströmten.

Du Boulay, Secretair und Geschichtsschreiber der Universität, scheuete sich nicht, folgende Bemerkung auszusprechen: „Die Jesuiten, durch die Versammlung von Poissy unter gewissen Bedingungen zugelassen und eben unter diesen Bedingungen von dem Parlamente auf- und angenommen, begannen ihren Unterricht, und zwar gratis, was natürlich großen Beifall fand.“ Der Einspruch der Universität, dem sich der Bischof und die Geistlichkeit von Paris, wie die städtischen Behörden und der Predigerorden anschlossen, blieben erfolglos; ihre Hörsäle waren von Zuhörern gefüllt, während die Auditorien der Universität leer standen.

Der Ruf, dessen die Universität vor ihrer Erscheinung genoß, ward sehr geschmälert; die katholische Religion aber gewann allerdings, wie dies selbst diejenigen eingestehen, die am heftigsten gegen die Jesuiten auftraten; es ist fast unglaublich, in wie kurzer Zeit der Orden sich ausgebreitet, wie er rasch fast überall einstimmig auf- und angenommen, wie er segensreich zur Bekehrung barbarischer Völker zu

Gott und dem Christenthume, und zur Wiedergewinnung der Irrgläubigen zum wahren Glauben gewirkt hat *).

Ein in der Wissenschaft und den Philosophemen des achtzehnten Jahrhunderts ausgezeichneter Mann, d'Alambert, Verfasser eines Werkes über die Aufhebung der Jesuiten **), zu der er mit größter Thätigkeit mitgewirkt, kann sich eines ähnlichen Ausspruches nicht erwehren; er sagt:

„Kaum zeigte sich die Gesellschaft Jesu in Frankreich, so stieß sie auch auf unzählige, ihren Stiftungen entgegentretende Hindernisse; die Universitäten besonders wendeten alles an, diese neuen Ankömmlinge zu vertreiben. Allerdings ist es zweifelhaft, ob der gegen sie erhobene Widerspruch ihnen, den Jesuiten, zur Ehre, oder zur Schande gereiche. Sie kündigten ihren Unterricht sogleich unentgeltlich an; sie zählten in ihren Reihen gelehrte und berühmte Männer, hinter welchen vielleicht jene Gelehrten, deren sich die Universitäten rühmten, zurückstanden. Eigennutz und Eitelkeit konnten also ihre Gegner, in der ersten Zeit wenigstens, bewegen, ihre Entfernung und Vertreibung zu wünschen. Man erinnere sich nur an die Proteste der Universität bei der Entstehung des Predigerordens."

Professor Ranke bestätiget in unsern Tagen du Boulays und d'Alamberts Worte. Er sagt ***):

„Die von den Jesuiten auf dem Gebiete des Unterrichts erreichten Erfolge waren bewundernswerth. Es ist nicht zu leugnen, die Jugend lernte bei ihnen in einem halben Jahre mehr, als in zwei Jahren in andern Anstalten. Selbst die Protestanten entnahmen den entfernten Gymnasien ihre Söhne, um sie den Jesuiten zu übergeben."

Als sie die Lehrstühle von Paris bestiegen, wollte der Orden auf denselben durch Männer vertreten sein, deren wissenschaftliche Bildung ihre heftigsten Gegner anerkennen mußten. Der Pater Maldomat, jener berühmte Ausleger der heiligen Schrift, las die Philosophie des Aristoteles. Michael Vanegas erklärte die Embleme des Al-

---

*) **Histoire de l'Université de Paris, par du Boulay. T. VI. pag. 916. (Edit. de 1673.)**

) **Sur la destruction des Jesuites, par un auter dés'intéressé (d'Alambert pag. 19.) (Edit. de 1763.)

***) Geschichte des Pabstthums Theil **III. pag. 41.** Ausg. von **1838.**

ciat; andere, nicht minder berühmte Docenten, lasen die griechischen und lateinischen Schriftsteller. Ueber tausend Zuhörer füllten ihre Hörsäle.

Dies war Grund genug für die Universität, eines anderen bedurfte es für sie nicht. Bei dem Tode Pasquier Brouets, des Provinzials von Frankreich (1562), beschlossen die Jesuiten, in das feindliche Lager selbst zu dringen. Julian von Saint-Germain, der damalige Rektor der Universität, ertheilte ihnen das Diplom der Universität und somit alle Privilegien, welche die Universität als Unterrichtsanstalt genoß. Am St. Remigiustage 1564 kündigten die Jesuiten, sich auf ihre Diplome berufend, ihre Vorlesungen als einen intergrirenden Theil der Universitäts-Vorlesungen an.

Diese Kriegslist versetzte ihnen den letzten Stoß. Marchand, der damalige Rektor, berief eilfertig alle Facultäten; es fragte sich, ob der Orden der Jesuiten als Mitglied der Universität anerkannt werden könne; die Antwort war durchaus verneinend, weil die theologische Facultät, heißt es in dieser Akte, entschieden, daß dies Institut ungesetzlich gegen die Pfarrer und die Statuten der Universität auftrete, auch keine Oberhoheit über sich anerkenne, und sich als ein höchst anmaßendes darstelle.

So also verschloß man den Jesuiten eine Thür, die sich aber sofort eine andere zu öffnen wußten; sie reichten ein Gesuch bei der Universität ein und baten, unter der Bedingung, nicht bei den academischen Ehrenstellen, dem Rektorate, der Kanzlerwürde und der Procuratur zu conceriren, um Incorporation.

Johann Prévôt, der neue Rektor, citirte sie vor einer, in der Kirche der Mathurinen abgehaltenen Versammlung. Nachstehende Fragen wurden ihnen, wie uns d'Argentré, Bischof von Tülle und du Boulay berichten, vorgelegt.

Rektor. Seid Ihr Weltgeistliche, Regulirte oder Klostergeistliche?

Jesuiten. In Frankreich sind wir, wozu uns das Parlament gemacht, (Tales quales) d. h. die Gesellschaft des Collegiums von Clermont.

Rektor. Seid Ihr in Eurer Lebensweise Mönche, oder Weltgeistliche?

Jesuiten. Der gegenwärtigen Versammlung steht das Recht gar nicht zu, uns diese Frage vorzulegen.

Rektor. Ich frage, ob ihr dem Namen nach Mönche, Regulirte, oder Klostergeistliche seid?

Jesuiten. Wir haben zu mehreren Malen geantwortet, wir sind, wozu uns das Parlament gemacht, und zu einer weitern Antwort nicht verpflichtet.

Rektor. Ihr gebt keine Antwort über Euren Namen und wollt nichts über das Wesen sagen; es existirt aber ein Befehl der Regierung, der Euch untersagt, den Namen „Jesuiten," oder den der „Gesellschaft Jesu" zu führen.

Jesuiten. Der Name ist uns gleichgültig, handeln wir gegen die Befehle der Regierung, so mag man uns vor Gericht stellen *).

Der Prozeß war unvermeidlich. Die Jesuiten appellirten von der Universität an das Parlament, das hieß: sie appellirten von einem als Nebenbuhler abhorrescirten Richter an einen offenkundigen Feind. Am 20. Februar 1564 setzte das Parlament einen Termin an, und der General-Procurator Bourdin decretirte, „daß vor Anhörung beider Parteien abseiten des Gerichtshofes nichts in der Lage der Sache geändert werden könne."

Die Jesuiten hatten nur einen einzigen Anwalt, er hieß Peter Versoris; die Universität hingegegen deren acht: Fontenay, d'Athou, Ayrault, Dümesnil, Bêchet, Guérard du Vair und Stephan Pasquier, welche sich in dem Kampf gegen die Gesellschaft theilten, und alle Intercidentpunkte vermehrend und aufsuchend, den Prozeß in die Länge zu ziehen suchten, durch den sie sich einen Namen zu erwerben hofften. Pasquier selbst sagt **):

---

*) In dem Archive Al Gesu befindet sich eine andere Antwort; sie ist von der Hand Pontius Cogordans, der als Procurator des Collegiums im Namen der Jesuiten die Antwort ertheilte, und lautet:

„Meine Herren. Seit lange fragt man, wer wir seien; manche beantworten diese Frage so, manche anders, wir aber wollen, kurz ausgedrückt, nur die Kinder unserer Mutter, der heiligen apostolisch-römischen Kirche sein, in deren Schooß zu leben und zu sterben wir entschlossen sind. Wir sind, wofür das Parlament uns anerkennt und wofür die Aufnahmsakte von Poissy uns erklärt: der Verein und die Gesellschaft des Collegiums, genannt von Clermont, und ersuchen jetzt um unsere Aufnahme und die Mitgliedschaft der Universität, nach Maßgabe des Regierungs-Erlasses und des Erlasses der Versammlung zu Poissy."

) **Lettre de Pasquier citée dans l'histoire de l'université, par du Boulay. t. VI. p. 648.

„Dieser Prozeß war die erste Stufe zum Gerichtssaale."

Sein Werk: Recherches sur la france, so gelehrt es ist, hat den Ruf niemals erlangen können, dessen das von ihm unter dem Titel: Catechismus der Jesuiten verfaßte Buch sich erfreuete. Er ging mit einem wahren Advocatenhaß gegen sie zu Werke.

Auf diesen, seinen ersten Prozeß, wendete er allen möglichen Fleiß, besonders suchte er seinen Worten Schwung zu geben, und wie groß mußte sein Eifer werden, da eine Gesellschaft, die über den Ruhm entscheiden konnte, seine Clientin war. Pasquier konnte jetzt sein Glück machen, und er benutzte die Gelegenheit. Dieser durch seinen Haß gegen die Gesellschaft Jesu berüchtigte Mann mag am Ende so lächerlich und bösartig nicht gewesen sein, als ihn manche Ordensglieder, oder deren Freunde, darzustellen suchen.

Trotz des schlechten und schwulstigen Styles, eines Gebrechens seiner Zeit, fehlte es ihm nicht an seltenen Geistes- und Herzensgaben. Treu hing er seinem proscribirten Könige an und zeigte sich niemals undankbar gegen diejenigen, denen er seine Beförderung verdankte.

Stephan Pasquier zeigte sich, wie wir später sehen werden, in seinem Richteramte als ein persönlicher Feind der Väter; diese aber schonten auch ihn nicht *).

Man häufte auf ihn alle Sarcasmen, und ließ seiner Eigenliebe den Fehler der Redseligkeit entgelten. Die Gerechtigkeitspflege jener Zeit war wie die Bitten der alten Mythologie, lahm, und ging mög-

---

*) Um diese Zeit erschien ein Pamphlet ohne Namen, welches die Universität einigen Mitgliedern der Gesellschaft Jesu zuschrieb, die öffentliche Meinung aber hielt einen Advokaten für dessen Verfasser, der auf diese Weise sich für die Erfolge rächen wollte, die sein Amtsgenosse erzielt. Nach dieser Schmähschrift, welche den Titel führt: die Jagd des Fuchses Pasquin, wird Stephan Pasquier, ein Pariser Taugenichts, ein Mädchenjäger, ein Possenreißer, Witzmacher, ein armer Schelm, Sonnettenkrämer, schmutziger und niedriger Satyriker, ein Erznarr von Natur und in aller Tonart, ein Narr der ganzen Scala, ein Narr vom Kopf bis zum Fuß, ein doppelt gefärbter Narr, ein karmoisinroth angestrichener Narr, ein Narr in allen Narrheiten, ein Federfuchser, ein Papagey, ein Quacksalber des Gerichtshofes, ein Gerichtskläffer, ein Luftloch der Hölle, ein alter Fuchs, ein Scheinheiliger, ein verkappter Fuchs, ein schäbiger Fuchs, ein grauer Fuchs, eine geschwätzige Elster, eine gebundene Gans, der die Flügel los gemacht, um das weiße und glänzende Gefieder des Schwan's zu besudeln, zu beschmutzen und zu beschmieren, genannt.

lichst langsamen Schrittes. Das Parlament vertagte und befristete unaufhörlich, und hoffte in den Wirren, die das Reich bedroheten, den Zeitpunkt seiner Rache zu finden.

Während dieses Zeitraumes begab sich Laynez auf das tridentinische Conzil; hatte aber zuvor seinen Genossen anempfohlen, überall die Irrlehre zu verfolgen. Einige kämpften in Paris gegen sie, andere widersetzten sich ihr in den Provinzen. Edmund Auger erfuhr, daß Johann von Montlüc, Bischof von Valence, ein gewandter Staatsmann und noch gewandterer Hofmann, seine Heerde dem Rachen des Wolfes übergebe. Auger erschien an den Ufern der Rhone, predigte zu Valence, und erbauete die Gemeinde wieder, die durch ihren ersten Hirten zum Indifferentismus und Irrthume verführt war. Die durch die Streifzüge des Franz von Beaumont, Barons von Adrets, erschreckten Bewohner der Dauphinee suchte er zu beruhigen.

Beaumont hatte sich zum Parteichef aufgeworfen, er war, je nachdem es sein Vortheil erheischte, bald Protestant, bald Katholik, aber unter welchem Panier er auch focht, überall zeichnete er sich durch Kühnheit und Grausamkeit aus. Jetzt war er Hugenott. An der Spitze von sieben bis acht tausend Bauern, welche durch ihre Prediger fanatisirt waren, sengte, plünderte und mordete er ohne Schonung Weiber, Kinder und Greise. Calvin und Beze hatten erklärt, daß der neue Glaube mit dem Schwerte sich Bahn brechen müsse. Der Baron von Adrets richtete diesen, ihren Rathschlag ins Werk. Edmund Augers Name war oft dem Baron zu Ohren gekommen; er überfiel daher Valence, wo dieser Priester zur Wiederbelebung des Glaubens thätig war. Der königliche Statthalter der Provinz, la Mothe-Gondrin, hatte sich in die Stadt geworfen und hoffte sie zu vertheidigen, seine Mühe war vergebens; man hatte ihm sicheres Geleit versprochen, aber dem in Glaubenskriegen wüthenden Haufen ist der Mord Bedürfniß, und geleistete Eide sind ihm ein Spiel. La Mothe wurde ermordet, der Jesuit fiel gleichfalls den Hugenotten in die Hände. Nicht der Dolch der Soldaten durchborte seine Brust, die calvinistischen Prediger wollten ihm einen schmachvollen Tod bereiten. Sie ließen auf offenem Platze einen Galgen aufrichten, zu dem er, mit einem Stricke um den Hals, unter Zujauchzen des Pöbels geführt ward.

Dieser Galgen ward sein letzter Predigtstuhl; er stand an den Pforten der Ewigkeit, und hier wollte er den von der Kirche Losge-

rissenen vor Augen stellen, wie ein wahrer Priester sein Leben hingiebt; er redete mit jener, dem Märtyrer stets verliehenen Gabe, vermittelst derer jedes Wort eine höhere Bedeutsamkeit gewinnt. Die Wahrheit, die er verkündete, der Ausdruck, dessen er sich bediente, der Muth, den er bewies, machten auf alle, selbst auf die reformirten Geistlichen einen tiefen Eindruck, und erfaßten alle Gemüther. Jene Geistlichen, größtentheils Apostaten, glaubten, ihn durch Anbietung des Lebens zur Apostasie zu zwingen. Peter Viret, einer dieser Geistlichen, schlug dem Baron Adrets vor, die Execution aufzuschieben und ihm eine Frist zu gestatten, in welcher er mit dem Pater reden und ihn Angesichts des Hochgerichts überzeugen werde.

Adrets hatte in diesem Augenblick eine Anwandlung von menschlichem Gefühl, dessen er leider selten sich rühmen konnte; er willigte in Virets Vorschlag. Edmund trat vom Hochgerichte, und die Calvinisten ließen sich in Unterredung mit ihm ein.

Schmeicheleien, Drohungen, verfängliche Beweise, nichts wurde gespart, Auger aber besiegte alle Schmeicheleien, wie die Irrlehre selbst. Die calvinistischen Prediger wollten sich nicht für besiegt erklären, und hofften, durch die Qual des Gefängnisses den Jesuiten zu zwingen. Bis auf den nächsten Tag ward er eingekerkert; die Katholiken in Valence aber hatten Mittel und Wege gefunden, ihn aus dem Gefängnisse zu befreien und dem Tode zu entreißen.

Der Pater Pelletier schwebte zu Pamiers in gleicher Gefahr. Durch einen Befehl des Toulouser Parlaments wurde er aus dem Gefängnisse entlassen und sah sich daher gleich Auger genöthiget, eine Provinz zu verlassen, deren katholische Einwohner durch ihre Gegenwart augenscheinlich gefährdet wurden, und denen es noch an Kraft gebrach, Gewalt durch Gewalt zu vertreiben. Die Dauphinee war Auger verschlossen; er begab sich nach Auvergne.

Die Städte Clermont, Riom, Mont-Ferrand und Issoire danken es seinem Eifer, vor der Fluth der Irrlehre bewahrt geblieben zu sein.

Die Verwegenheit der Protestanten kannte keine Grenzen mehr.

Das Edikt Karls des Neunten zu Gunsten des reformirten Cultus hatte Thron und Kirche aufs Spiel gesetzt, die gestürzt worden wären, wenn nicht der Herzog von Guise am 19. Dezember 1562 in den Ebenen von Dreux die Hugenotten geschlagen. Der Prinz von Condé, deren Anführer, gerieth in Gefangenschaft, und nur eine

eilige Flucht rettete Beze vor demselben Schicksal. Durch diesen Sieg gewannen die Begebenheiten eine neue Gestalt. Die Calvinisten hatten auf dem Schlachtfelde nicht den Herzog von Guise besiegen können. Zwei Monate später, am 24. Februar 1563, ermordeten sie ihn durch Poltrots Arm, besonders, wegen des Gemetzels zu Vassy, durch welches ihnen eine unglückliche Niederlage bereitet, Rache zu nehmen.

Im Juli 1563 trafen Possevin und Edmund Auger in Lyon ein, wo durch einen Machtspruch der Calvinisten seit Jahresfrist schon die Ausübung des katholischen Gottesdienstes, gegen alles Recht, untersagt worden war. Der Marschall von Vieilleville und die Domherren der Metropole St. Johannes, hatten die beiden Patres berufen, in der zweiten Stadt des Königreiches den Glauben wieder zu beleben, der unter so vielen Angriffen gänzlich hätte erliegen können. Possevin und Auger werden Lyons Apostel, ihre Reden erschallen so mächtig, daß die Eingeschüchterten wieder Muth fassen, Christen zu werden, und die Verführten, dem Irrthume zu entsagen.

Der Pater Pelletier starb in Toulouse. Die Schöppen glaubten diesen Jesuiten am besten durch Edmund, den sie zu seinem Nachfolger beriefen, ersetzen zu können. Sie wendeten sich deshalb an den Vice-Provinzial Olivier Manare und an Laynez selbst. Edmund wurde ihnen zugesagt; die Lyoneser aber widersetzten sich seiner Entfernung; sie erklärten: von demselben sich nicht trennen zu können. Der Orden befahl ihm sodann, diese Gemeinde nicht zu verlassen.

Canisius hatte schon in Deutschland seinen Catechismus herausgegeben, Edmund lieferte für Frankreich einen ähnlichen. Peter Viret, der beste calvinistische Redner, befand sich um diese Zeit gerade in Lyon, wo Karl der Neunte sein Hoflager hielt. Der protestantische Prediger, der bereits mit Possevin und Auger mehrfache Unterredungen gehabt, suchte aufs Neue um solche nach. Sancta Croce, päbstlicher Nuntius, veranstaltete dieselbe in seinem Pallaste. Viret erschien, Possevin war sein Gegner. Unter zwei so ausgezeichneten Köpfen konnte nur ein Kampf der Befähigung stattfinden. Der eine hatte die innigste Ueberzeugung, der andere Apostasie und Anmaßung auf seiner Seite. Diese Conferenz zeigt zwar sehr deutlich die ausgebreiteten Kenntnisse beider Kämpfer auf dem theologischen Gebiete, lieferte aber kein Resultat.

Frankreich hatte in jenem Augenblicke nicht nur den Bürgerkrieg in seinen Provinzen, Zerrissenheit in seinen Glaubensansichten und den

gegenseitigen Haß seiner Unterthanen zu tragen, zu allen diesen moralischen Leiden gesellte sich nun auch, als deren Folge, die hereinbrechende Pest.

In Paris raffte sie den Pater Pasquier Brouet hin, in Lyon aber war diese Heimsuchung Gottes furchtbarer. Alles Mitleid schien in den Herzen der Einwohner erloschen; jeder dachte für sich selbst nur auf Mittel, sich vor dieser Geißel sicher zu stellen.

Auger allein opferte sich für alle. Während der Zeit der Ansteckung, sagt Rubis, der Verfasser der Geschichte Lyons, besuchte der brave Pater Edmund Auger täglich die Erkrankten in den Hospitälern und in den Hütten, tröstete und ermahnte sie, und vertheilte unter ihnen milde Gaben, die er bei den Reichen gebettelt; ihm zur Seite in diesem christlichen Liebeswerke stand ein anderer Priester, Namens Andreas Amyot, in dessen Hause er wohnte.

Das Unglück war schrecklich. Jede Familie hatte verlorne Glieder zu betrauern, aber gerade diese allgemeine Noth verminderte das Mitleiden und die Barmherzigkeit. Nach historischen Angaben erlagen allein in Lyon 60,000 Einwohner der furchtbaren Krankheit.

Possevin hatte den Befehl erhalten, in Avignon ein Collegium zu gründen; Auger stand daher ganz allein. Jeden Tag raubte ihm der Tod seine Hülfsgenossen; wie schrecklich aber auch der Tod rings um ihn wüthete, er schreckte dennoch ihn nicht von der Erfüllung dessen, was er als Pflicht erkannte, zurück. Die Ansteckung schritt verwüstend weiter; selbst die Behörde wurde mit Entsetzen erfüllt.

Auger, ruhig inmitten dieser Gefahr, erkannte, daß um jeden Preis Fassung errungen werden müsse und, daß er den Uebrigen ein Beispiel des Muthes zu geben habe. Menschlicher Trost war eitel, er suchte daher nach himmlischem. In der Kirche unserer lieben Frauen von Puy en Velay wurde ein feierliches Gelübde im Namen der Stadt Lyon abgelegt. Die Pest hörte auf. Der Jesuit wurde nunmehr beauftragt, das Gelübde der Lyoneser Behörden zu überbringen.

Bei seiner Rückkehr in die Stadt wollte man ihm, als Beweis der Dankbarkeit, ein Geschenk überreichen; man erachtete es billig, so viele heldenmüthige Aufopferung nicht unbelohnt zu lassen.

Ein Jesuit aber hatte sie vollbracht, daher wollten die Schöppen der ganzen Gesellschaft Jesu zugleich ihre Dankbarkeit beweisen.

Das Collegium Trinitatis wurde ihm überwiesen.

Anton d'Albon, Erzbischof von Lyon, billigte diesen von dem Magistrate gegebenen Beweis der Erkenntlichkeit, und Auger, der inzwischen zum Provinzial von Guienne ernannt worden, übernahm im Namen der Gesellschaft die von den Gemeinen Lyons geschenkte Stiftung; eine einzige Bedingung indeß machte der Pater bei der Uebernahme. Die Excommunicirten beklagten sich, daß dadurch ihren Kindern eine Anstalt entzogen werde, welche allen, ohne Unterschied zugänglich sein sollte. Auger verlangte daher, daß in der Ueberweisungsurkunde ausdrücklich bemerkt werde: auch die außerhalb der Kirche Stehenden haben gleiche Berechtigung auf den, von den Jesuiten zu ertheilenden Unterricht. Diese Berechtigungs-Klausel widersprach gerade den Vorwürfen, welche die Universität und die neue Lehre erhoben. Es war dies ein factisches Dilemma, welches beide Parteien in Staunen setzte.

Frankreich war damals in zwei Ordensprovinzen getheilt. Der Pater Olivier Manare war Provinzial von Frankrrich. Edmund Auger Provinzial von Aquitanien oder Guienne. Um diese Zeit begab sich Possevin nach Bayonne, und sodann als Abgesandter des Ordens zu Karl dem Neunten, der mit Philipp von Spanien, seinem Schwager, in dieser Grenzstadt eine Unterredung pflog. Der Zweck dieser Reise war die von dem Könige zu erlangende Unterdrükkung der von dem Parlamente und der Pariser Universität stets erhobenen Zänkereien.

Anton Possevin, im Jahre 1534 zu Mantua geboren, war ein Mann, wie ihn die Gesellschaft Jesu bedurfte; er gehörte einer Familie an, deren ganzer Reichthum Rechtschaffenheit war. Schnell aber hatte er sich mächtige Gönner erworben. Er war Philosoph, Redner, Theologe, mit einem wunderbaren Gedächtnisse und einem erstaunenswerthen Sprachtalente begabt. Zu allen diesen seltenen Fähigkeiten gesellte sich noch der Scharfblick eines Diplomaten und der heilige Eifer eines Apostels. Er war von Natur gutherzig, aber eines festen Charakters, und besaß für diplomatische Verhandlungen eine große Gewandtheit. Selten wohl ist daher ein Mann, der dem mittleren Stande angehörte, in seiner Jugend der Verführung so sehr ausgesetzt gewesen. Die Aussicht in eine glückliche Zukunft, die die Welt und die Kirche ihm eröffnete, blendete ihn nicht; als Priester konnte er auf hohe Würden, als Laie auf weltliche Hoheit rechnen, denn in damaliger Zeit konnte das Talent sich Bahn brechen; Könige kamen ihm

entgegen. Possevin, der in der Familie Gonzago Freitische hatte, fühlte sich in seiner Jugend nicht von irdischen Dingen angezogen. Um sich zu unterrichten, hatte er alle Universitäten Italiens besucht. Der Jesuit Petrella in Neapel hatte ihm zuerst die Pflicht der Entsagung unserer Neigungen und Gelüste klar gemacht. Der Pater Palmio in Venedig regte zuerst die Idee zum Eintritt in den Orden bei ihm an. Am 29. September 1559 trat er in Venedig als Noviz ein, er war damals 26 Jahre, aber schon Comthur von Saint-Antoine zu Fossan in Piemont.

Mehr seinen Talenten, als diesem Titel, auf den er nunmehr verzichtete, verdankte er die freundliche Aufnahme Emanuel Philiberts, Herzogs von Savoyen, dessen Gebiet dem Calvinismus verfiel. Laynez sendete ihn nach Nizza, woselbst der Herzog residirte. Possevin bewies in einer Unterredung dem Herzoge, daß ein katholischer Fürst zu seinem eigenen Vortheile nicht der Ketzerei in seinem Gebiete Rechte einräumen dürfe.

Die Gebirge Piemonts, vor allen die Alpen, waren für die lutherischen und calvinistischen Sektirer Zufluchtsstätten vor jeder Verfolgung. Nicht fern von Genua, an den Grenzen Frankreichs, nahmen diese Thäler alle jene Prediger auf, die der König von Frankreich aus seinem Reiche verwiesen und nun bei den Bewohnern Savoyens ein Ziel zu erringen suchten, das ihnen Frankreich und Italien versagte. Sie hielten sich in den Alpen, wo Emanuel Philibert bis dahin den Aufenthalt ihnen nicht versagen konnte, da der Krieg mit Frankreich ihm diesen Theil seiner Erblande entrissen. Die Thäler von Perosa, Pragelato, Sant Martino, Lucerna und Angrogne waren besonders den Unternehmungen der Hugenotten Preis gegeben.

Ferrier, Gouverneur von Pignerol, erhielt Befehl, die Predicanten aus diesen Thälern zu vertreiben, in denen sie nur Wirren anrichteten. Ferrier gehorchte. Die calvinistischen Prediger widersetzten sich. Ferrier ließ einige zum Scheiterhaufen verdammen. Auf diese Nachricht ergriffen die Bewohner von Angrogne und Lucerna die Waffen. Die Soldaten Philiberts lagen zerstreut in den Dörfern. Die Protestanten überfielen sie, schnitten ihnen den Leib auf, und rissen ihnen unter fürchterlichem Jubelgeschrei die schlagenden Herzen aus der Brust.

Unmöglich konnte der Herzog von Savoyen eine solche Verachtung seiner Autorität gestatten. Bevor er jedoch zu strengen Maßre-

geln griff, hielt er es nöthig, einen Friedensunterhändler an die Aufrührer zu senden; Possevin ward dazu ausersehen. Inmitten des erbitterten Volkes erschien er und stellte ihnen das Unglück vor, das ihre Hartnäckigkeit dem Vaterlande bereiten werde; nicht blinde Unterwürfigkeit unter die Befehle des Fürsten verlangte er; er forderte von ihnen nur, ohne Tumult die Priester anzuhören, die ihnen die Wahrheiten der Religion verkünden werden. Schon hatte der Jesuit durch seine Vorstellungen einen Theil der Bevölkerung für sich gewonnen, aus einer so unerwarteten Beistimmung ließ sich Frieden hoffen, aber dieser Friede vernichtete die Plane des Calvinismus. Franz Stephan, der verwegenste Prediger in diesen Gegenden, schlug dem Priester eine Conferenz in der Kirche zum heiligen Lorenz vor. Vierzehn Prediger traten ihm hier entgegen, er wies sämmtliche Angriffe zurück; seine gebildete Beredsamkeit errang den Sieg über ihre Sophismen.

Die Prediger sahen ein, daß ihre Sache verloren sei, sobald Possevin diese Vernunftgründe dem großen Haufen einleuchtend machen werde; sie griffen daher zu den Waffen. Emanuel Philibert schickte seine Soldaten in diese Thäler, deren Befehlshaber de la Trinité war. Der Fürst seinerseits und Franz Baco, der päbstliche Runtius, ertheilten dem Jesuiten unumschränkte Vollmacht.

Die Calviniften wurden besiegt; sie baten um Frieden. Possevin führte vierunddreißig ihrer Anführer nach Verceil; er stellte sie dem Herzoge vor, und erklärte, sie seien Katholiken.

Im Namen aller Thäler schwuren diese Deputirten den Irrthum ab. Possevin kehrte mit ihnen zurück, um das Werk, das er so glücklich begonnen, zu vollenden. Dies Ereigniß fiel Ende des Jahres 1560 vor. Die Neuerer wagten von nun an keine Gewaltstreiche mehr; Emanuel aber erfuhr, daß sie in Turin und Chieri ihr Wesen trieben, er forderte den Jesuiten auf, auch dort das Licht zu verbreiten. Possevin predigte und disputirte.

Die innere Ueberzeugung faßte Raum in den Gemüthern. Die überwundenen Prediger suchten ihn durch Schmeicheleien und öffentliche Anerkennung seines Verdienstes für sich zu gewinnen; so gut er den römischen Purpur, mit welchem der Herzog von Savoyen ihn zu bekleiden wünschte, demüthig ausgeschlagen, eben so gut wies er die Vortheile zurück, die man ihm, ihn zum Abfall zu reizen, anbot. Der Verführungsplan mißlang völlig.

Die Prediger entwarfen nun einen weniger nichtswürdigen Plan nnd beschwerten sich bei Bourdillon, dem Gouverneur von Piemont, über Possevins Unduldsamkeit und Unternehmungsgeist, wodurch der öffentliche Friede aufs Spiel gesetzt werde.

Bourdillon schrieb ihm, sich in Turin zu rechtfertigen. Der Jesuit erschien, er machte seine Verläumder zu Schanden und legte sodann, unterstützt von dem Herzoge von Savoyen, den Grund zu dem Collegium von Mondovi. Piemont war dem wahren Glauben wiedergewonnen. Nun überstieg Possevin die Alpen, verkündete in Chambri das Evangelium und begab sich sodann nach Lyon, woselbst die Kirche der drohendsten Gefahr ausgesetzt war. Der Graf von Soult, Gouverneur dieser Stadt, wartete nur auf einen Anlaß, um sich öffentlich für den Protestantismus auszusprechen. Possevin kannte die Lage der Parteien, er hoffte, den Muth der Katholiken wieder aufzurichten, und hielt daher Conferenzen, besuchte die christlichen Familien und ermahnte sie zur Beharrlichkeit. In der Nacht des dreißigsten Aprils 1562 aber überfielen die Ketzer die Stadt, welche ihnen Soult heimlich geöffnet hatte. Die Calviniſten wollten eben alles reformiren, sie begannen daher mit Plünderung und Mord, entheiligten die Altäre, den Feuerbrand und die Zerstörung in Archive und Klöster schleudernd. Possevin ward gefangen, alsbald aber von dem Herzoge von Savoyen reclamirt. Obgleich frei, schwebte dennoch die Gefahr stets über seinem Haupte. Er kehrte zwar nach Chieri zurück, begab sich aber sofort wieder nach Lyon, um den Pater Auger in seinem Berufe zu unterstützen; sodann als Abgesandter des Ordens zu Karl dem Neunten.

Die Pariser Universität griff zu allen Chicanen, um sich von der Concurrenz der Jesuiten frei zu machen. Auch die Universität Löven, die berühmteste nach der Pariser, hielt sich durch die Jesuiten gefährdet; sie widersetzte sich der Aufnahme derselben in den Niederlanden. Könige und Volk nahmen überall die Jesuiten willig auf; die Universitäten aber wiesen sie zurück. Die Könige und Völker fühlten das Bedürfniß einer, den neuen Lebensansichten und den überall Einfluß äußernden Wissenschaften entsprechenden Erziehung. Die Universitäten, die nur langsam den neuaufkeimenden Ideen folgten, und ihrer Ansicht nach von unwandelbaren Prinzipien ausgingen, konnten sich nicht mit dem jungen Geschlechte verjüngen; sie waren es allein, die gegen den entstehenden Orden ankämpften. Dieser Orden führte nothwendig

ihren Untergang herbei; er verlangte keiu Unterrichts-Honorar, und eine Vergleichung beiderseitiger Leistung mußte zu seinen Gunsten ausfallen. Die Universität der Niederlande griff, gleich der Pariser Schwesteranstalt bedroht, zu denselben Waffen, deren jene sich bediente.

Wir haben schon des Beginnes der Gesellschaft Jesu in Braband, der sehr unscheinbar war, gedacht; die Stadt und die Behörde von Tourney (Dornick) hatten ihr ein Collegium eingeräumt, ein anderes existirte in Löven, dessen Bestehen aber durch die Zwistigkeiten mit der Universität sehr precär ward. Diese Collegien konnten keine Erwerbungen machen, noch irgend einen Grundbesitz gewinnen ohne die Einwilligung und Autorisation des Staatsrathes, der aber den vom Pariser Parlamente eingeschlagenen Weg verfolgen zu wollen schien.

Ums Jahr 1560 legirte ein Mitglied des Staatsraths in seinem Testamente den Jesuiten, die bis dahin allein von milden Gaben existirt und sich dem Unterrichte der Jugend und der Bekämpfung der Irrlehre gewidmet, ein eigenes Haus.

Der Pater Ribadeneira hatte zwar von Philipp dem Zweiten einige Zugeständnisse erlangt, indeß schlug er, in Folge der zwischen ihm und Franz von Borgia ausgebrochenen Mißhelligkeit, die Erwerbung des Bürgerrechtes ab.

Philipp war in diesem Augenblick gegen die Jesuiten eingenommen. Die Universität Löven beutete zu ihrem Vortheil die augenblickliche Mißstimmung des Königs aus und suchte ihn noch mehr zu erbittern, indem sie sich in den Niederlanden zum Echo aller Verlästerungen des Ordens machte. Die Jesuiten bedurften unter diesen Umständen einer Stütze; sie fanden sie in Margaretha von Oesterreich, der Tochter Karls des Fünften.

Margaretha beauftragte den Herzog von Feria, den Marquis von Berg und den Fürstbischof von Lüttich, von den Generalstaaten Brabands die nachgesuchte Anerkennung der Jesuiten zu erlangen. Der Marquis von Berg erschien in Löven; er legte den Generalstaaten den Wunsch der Erzherzogin Regentin vor. Das Pariser Parlament hatte sich dem Hofe widersetzt, und die Staaten Brabands, die stets in ihrem Beginnen demselben nachahmten, schlugen die legale Aufnahme der Jesuiten ab. Die Erzherzogin sprach durch das Organ ihres Abgesandten ihren Wunsch sodann in Form einer Bitte aus. Die Niederländer, heut zu Tage strenge Katholiken, waren zu jener

Zeit in verschiedene Glaubensparteien zerspalten; sie hätten gänzlich der Ketzerei verfallen können, wenn nicht eine kräftige Hand und das mächtige Wort der Predigt sie am Rande des Abgrundes zu erfassen gewußt. Die Niederländische Staatsverfassung, ein Gemisch von Aristocratie, Monarchie und Democratie, begünstigte vorzüglich die Unabhängigkeit.

Seit der römischen Besitznahme (im vierten Buche der Tacitus) bis auf Philipp den Zweiten, zeigten sich die Belgier unbeugsam in ihren provinziellen Freiheiten und Gemeindeberechtigungen; sie wurden besiegt, ihnen Abgaben auferlegt, Könige gegeben, aber sie gehorchten ihnen ohne Anhänglichkeit, und selbst, wenn diese Könige die Privilegien achteten, die Jahrhunderte geheiligt hatten. Die verschiedenen Herrscher konnten nicht alle, wie Karl der Kühne, gegen sie auftreten und ihnen zurufen *):

„Ihr starrköpfigen Flamländer habt stets eure Fürsten verachtet oder gehaßt, die Unmächtigen traf eure Verachtung, die Mächtigen euer Haß; wohlan, ich will von euch gehaßt sein."

Margaretha erkannte vor allen, gewandt und klug, wie alle Weiber, wie unpolitisch es sei, sich mit den Generalstaaten einer Angelegenheit wegen zu überwerfen, durch die tausend religiose Wirren hervorgerufen werden konnten. Die Staaten gehorchten indeß, allein so übelgelaunt, daß die ertheilte Einwilligung fast als eine Ausweisung erschien. Dem Orden wurde der Besitz eines Collegiums in Löven untersagt.

Die Universität hoffte hiemit ihre Sache gewonnen zu haben und wähnte, die Väter würden diese Bedingung nicht eingehen. Die Universität täuschte sich. Die Jesuiten verließen sich auf die öffentliche Meinung und die Gerechtigkeit des Königs; sie unterzogen sich jeder an sie gestellten Forderung. Im Jahre 1564 ertheilte ihnen Philipp, trotz des Widerspruches aller Unterrichtsanstalten, das Recht, ihren Constitutionen gemäß in ganz Braband sich aufzuhalten, nur eine einzige specielle Klausel war dieser Akte beigefügt; der König erklärte: „daß sie sich in kein seelsorgliches Amt ohne Vorwissen, Beistimmung und Einwilligung, entweder der Pfarrer, der Bischöfe,

---

*) Diese im Mai 1470 gehaltene Rede wird in dem Archive zu Ypern aufbewahrt.

oder anderer Vorgesetzten, denen ein Recht zustehe, einmischen dürfen *)".

Nicht überall verfuhr man so. Die übrigen Universitäten suchten nicht, wie die Pariser und Löwner, ihr Interesse unter den Schutz der bischöflichen Mitra zu stellen. Die Prälaten brauchten nicht ihre Pflichten und Rechte erst kennen zu lernen, sie kannten sie eben so gut, als ihre Verbündeten, die, ihrer Ansicht nach, ihren Neid dadurch schlecht versteckten. Den Universitäten aber erschien es nothwendig, die Bischöfe zur Intervention in ihren Zwisten zu bewegen. Die Vertheidigung der bischöflichen Jurisdiction gegen die Jesuiten, die im offenen Kampfe gegen die Unterrichts-Anstalten auftrat, war ein entscheidender Hauptschlag für jene. Das Episcopat aber willigte nicht überall in diesen Anschlag.

In Trier, Antwerpen, Mainz, Cöln, Kämmerich und Dinant gingen die Angelegenheiten nicht, wie in Löven; hier wurden Stiftungen gegründet und Collegien errichtet, und schon im Jahre 1564 waren ihre Häuser so blühend, daß diese Gegenden zwei Ordensprovinzen ausmachten.

Der Pater Anton Winck war Provinzial der Rheinprovinz, Eberhard Mercurian Provinzial von Niederdeutschland (germania inferior).

In diesem Jahre überfiel die Pest, mit Bürgerkriegen und allen Aufregungen zugleich Europa durchziehend, die Rheinprovinzen. In Lyon und Paris hatten sich die Jesuiten den Verheerungen derselben entgegen gestellt; auch in den Rheinlanden eilten sie zu deren Unterdrückung herbei. Voll Furcht sperrte jede Familie sich ab; die Reichen entflohen; zagend erwartete die Armuth ihr Geschick. Das Mitleid schien überall zu verstummen, denn der Schrecken machte alle Bewohner mitleidslos. In diesem Augenblicke sah, wie bei allen Strafgerichten Gottes, jeder nur auf die eigene Noth. Die Bande des Blutes, der Familie und der Freundschaft waren nicht mächtig genug, zur Uebung der Pflicht und christlichen Bruderliebe zu spornen; jeder Einzelne sonderte sich von aller Gemeinschaft ab, und hoffte, durch solche Absperrung dem Tode zu entrinnen.

Der Aufforderuug des Provinzials gemäß vereinigten sich die

*) Vanespeu: jus Ecclesiastium Univ. T. I. Tit. III. Cap. VII.

Jesuiten. Die übrige Welt verschloß sich in ihren Häusern; sie hingegen erschienen überall, wo ein Kranker zu trösten, ein Pesttodter zu beerdigen, der Muth zu beleben und die Noth zu heben war. Unerschrocken traten manche dem unvermeidlichen Tode entgegen, um einen Fremden oder Unbekannten vielleicht noch dem Tode zu entreißen. Andere durchzogen die benachbarten Städte und sammelten Almosen zur Unterstützung derer, die im Elend schmachteten. Alle wurden Märtyrer dieser Plage; alle versuchten ihrem Fortschreiten Grenzen zu stecken.

Diese Tag und Nacht bewiesene aufopfernde Liebe verschaffte dem Orden in der Ansicht des Volkes eine Berechtigung, welche alle zu ertheilenden Befugnisse überflüssig machte. Das Volk hatte die Jesuiten handeln sehen, es verlangte, daß sie für Gegenwart und Zukunft belohnt würden.

Canisius ließ in seiner Thätigkeit nicht nach. Vom Reichstage zu Worms, wohin der damalige deutsche Kaiser, Ferdinand, ihn mit dem Pater Gaudan gesendet, begab er sich nach Straßburg, wohin er seit zwei Jahren von dem dortigen Bischofe Erasmus von Limburg zur Unterdrückung der Ketzerei wiederholt eingeladen worden. Der Prälat beabsichtigte, in seiner Diöcese ein Ordenshaus zu errichten, seiner Ansicht nach das wirksamste Mittel, dieselbe vor der Irrlehre zu bewahren.

Auch auf diesem neuen Kampfplatze erwarb sich Canisius neue Lorbeeren. Sobald er den bischöflichen Hof reformirt, hatte er ein Recht, der Gemeinde zu predigen. Bei der Jugend begann er seine Thätigkeit. Vor den aus allen Gegenden Deutschlands in Straßburg, dem Sitze der lutherischen Lehren, erschienenen jungen Leuten, sprach er mit so viel Salbung und Kraft, daß die Katholiken, deren Zahl sich täglich verminderte, wiederum neuen Muth faßten.

Von Straßburg aus begab er sich zum Troste der gläubigen Gemeinde nach Dillingen und begleitete sodann auf besonderen Befehl des Pabstes den apostolischen Legaten, Camillus Mentuat, Bischof von Satriano, nach Polen. Nach Petrikaw war der Reichstag berufen; der heilige Stuhl fürchtete, daß die Neuerer auch hier der Kirche Präjudicirliches unternehmen möchten, und sendete daher Canisius und Thierry Gerard dahin, ihnen Widerstand zu leisten.

Siegismund war König von Polen; er war ein willenloser, schwacher Fürst. Obgleich mit allen Tugenden ausgestattet, die den

Privatmann zu einem ehrenwerthen Gliede der Gesellschaft erheben, fehlte es ihm an Charakterstärke, den Uebergriffen des Protestantismus die Spitze zu bieten. Er erkannte das Uebel; es ging ihm zu Herzen, aber er wagte keinen Widerstand.

Der Kaiser Ferdinand, mit dessen Tochter Siegismund vermählt war, kannte die Unentschlossenheit seines Eidams und sprach sich über dieselbe in mehreren Unterredungen mit Canisius vor dessen Abreise aus.

Die Indolenz, die der König unter allen, Polen bewegenden Parteien an den Tag legte, hatte den Sektirern eine Wichtigkeit verliehen, die sie zu ihrem Vortheil nunmehr benutzten. Die Grundgesetze des Reiches, der Wahlmodus und die Wirren, die das Wahlprinzip jedesmal beim Tode eines Herrschers herbeiführen mußten, gewährten jenen unzuberechnenden Vortheil.

Die Weltgeistlichkeit behauptete, es fehle ihr an Macht wider die Neuerer, sie klagte deshalb die Regierung an; der Hof aber beschuldigte wiederum die Geistlichkeit; beide, den Hof, wie die Geistlichkeit, trafen diese Vorwürfe nicht ungerecht, aber im Angesichte und unter den Augen der Ketzer, deren Sache der Fürst Radziwill eifrig vertrat, diese Anschuldigungen offen auszusprechen, war wenigstens nicht klug. Canisius machte dies dem Bischofe und der Universität von Krakau, wie auch dem Primas des Königreiches, Nicolaus Dieguwisky, Erzbischofe von Gnesen, klar und einleuchtend.

Die Gemüther waren keineswegs friedfertig gestimmt. Der Reichstag hätte mit einer Trennung von der römischen Kirche enden können, die der Pabst fürchtete und eben zu ihrer Beschwörung Canisius auswählte. Der Jesuit rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen des heiligen Stuhles und des Generals Laynez. Häufig nahm er in den Versammlungen das Wort; erwähnte aber nie der politischen Beschwerden, welche die Parteien gegen einander führten, sondern suchte stets nur die wichtigste Frage in Anregung zu bringen: „Dürfen die Polen den Glauben ihrer Väter verlassen?“

Der Pater legte die Leiden, die nothwendig durch eine Trennung von der Kirche über das Vaterland gebracht werden mußten, mit so überweisender Beredsamkeit vor Augen, daß der Beschluß: „niemals eine Neuerung zu gestatten,“ gefaßt ward. Der König selbst schöpfte aus der Energie des Canisius wieder Kraft; er verpflichtete sich, niemals eine Modification der bischöflichen Rechte, welche die Neuerer,

als ein Aequivalent der, ihrer Behauptung nach dem allgemeinen Wohle gebrachten Opfer verlangten, zu gestatten.

Dieser von dem Jesuiten auf dem Reichstage zu Petrikaw erlangte Erfolg mußte den Haß der Gegenpartei aufs Neue gegen den Orden wachrufen, dem Canisius bei seiner Rückkehr neue Nahrung gab. Der Freund und Schüler Philipp Melanchthons nemlich, Stephan Agrikola, hatte vermöge seines freundlichen Wesens und seiner Beredsamkeit der Reform mehr Anhänger gewonnen, als der grobe Spott Luthers und die scheinheilige Wuth Calvins. Stephan Agricola wünschte einen Mann kennen zu lernen, dessen Name überall in der katholischen Kirche so bekannt, als ihren Feinden verhaßt war. Agricola suchte wirklich und aufrichtig die Wahrheit; er besuchte den Pater und theilte ihm seine Zweifel mit; bald wußte dieser dieselben zu heben, und bald rühmte sich der frühere Prediger des Irrthums, ein eifriger Schüler der Jesuiten zu sein.

Diese Bekehrung fachte den Zorn der Lutheraner gegen die Gesellschaft Jesu, und namentlich gegen Canisius um so heftiger an.

Von Augsburg aus schrieb Canisius an den General Laynez: „Gepriesen sei der Herr, der seine Diener erheben will durch den Haß, den die Ketzer wider sie in Polen, Böhmen und Deutschland offen an den Tag legen."

„Durch die schmachvollen Verläumdungen, die sie wider mich ausstreuen, suchen sie mir einen Ruhm zu entreißen, nach dessen Vertheidigung mich nicht gelüstet. Dieselbe Ehre erweisen sie allen übrigen Vätern; bald werden sie vielleicht von Drohungen zu Gewaltstreichen gehen und zu den grausamsten Folgen derselben schreiten. Wollte Gott, wir alle bewiesen ihnen, je mehr sie uns verschreien, je mehr christliche Liebe; sie sind unsere Verfolger, aber sie haben als unsere Brüder in dem Herrn Jesu Christo, der auch für sie sein Blut vergossen, Anspruch auf unsere Liebe; vielleicht fehlen sie nur aus Irrthum."

Canisius datirte diesen Brief von Augsburg, wo nächsten Tages der Reichstag eröffnet werden sollte, dem der Jesuit als kaiserlicher Stiftslehrer beiwohnte.

Der Cardinal Stanislaus Osius, Bischof von Warmie, ward zum Legaten des heiligen Stuhles am Hoflager Ferdinands ernannt.

Der Jesuit war sein Freund. Der Cardinal wünschte, daß er ihn auf dieser Gesandtschaft begleitete, die das deutsche Reich mit dem

römischen Hofe auszusöhnen beauftragt war. Canisius begab sich nach Wien. Dem Cardinale und ihm glückte die friedliche Mission.

Nachdem er in München der ihm abseiten des Herzogs Albrecht von Baiern bewiesenen Aufmerksamkeit entsprochen, kehrte er nach Augsburg, das er zum Mittelpunkt seiner Thätigkeit erwählte, zurück. Gerade jene Stadt, von der die vielbekannte Confession, welche 1530 die Protestanten Karl dem Fünften übergeben, den Namen trug, wollte Canisius zum Heerde des über Deutschland zu verbreitenden Lichtes machen. Deutschland spürte bald die Folgen seines apostolischen Berufes.

Fast erdrückt von Arbeiten, täglich von Cardinälen, Fürsten, Bischöfen, Gelehrten und den rheinischen Universitäten um Rath angegangen, wußte er dennoch Zeit zu gewinnen, für das Heil der Gemeinden und für den Wachsthum des Ordens zu wachen.

Augsburg war fast ganz lutherisch. Die Predigten und der Wandel des Paters zwangen sie, zum katholischen Glauben zurückzukehren. Canisius blieb der Freund der Fürsten, doch auch der Freund des Volkes wünschte er zu werden.

Schwaben schwankte im Glauben. Im Jahre 1562 hatte das Uebel schon so tiefe Wurzel geschlagen, daß alle Hoffnung aufgegeben werden mußte. Georg Issung, Gouverneur dieser Provinz, verlor indeß noch nicht allen Muth. Ihm waren die wunderbaren Erfolge, die Canisius erzielt, zu Ohren gekommen; er bat ihn, den Einwohnern Schwabens zu Hülfe zu eilen. Canisius erfüllte diese Bitte, die ihm Befehl war; er predigte in den Städten und auf den Dörfern. Der Gottesgelehrte der Könige, der Redner der Bischöfe, der erste Gelehrte der Universitäten, ward hier ein Missionar der Bauern. Der schlichte Landmann erkannte die ihm bewiesene Wohlthat und nahm auf seine Schultern wieder das sanfte Joch des Evangeliums. Unwissend und voller Vorurtheile gegen die Kirche hatte er ihn angetroffen, bekehrt und bereuend verließ ihn der Lehrer.

So viele Mühen und Beschwerden mußten schon auf Erden sich Lohn erwerben. Canisius strebte nur nach einem einzigen, den ihm der Cardinal von Augsburg gewährte; die Universität Dillingen nemlich wurde den Jesuiten überwiesen. In der Urkunde, durch welche dem Orden diese reiche Dotation verliehen wird, drückt sich Otto von Truchseß folgender Gestalt aus:

„Was mich besonders zu diesem guten Werke veranlaßt, ist das

innige Freundschaftsband, das mich seit langen Jahren mit dem Pater Peter Canisius, jenem durch hervorglänzende Frömmigkeit, seltene Gelehrsamkeit, durch unglaubliche Früchte, die er in meiner Stadt und der Diöcese von Augsburg in der Bekehrung der Ketzer und Katholiken zum wahren Glauben errungen und durch viele gute Werke, denen er unablässig, und zwar mit kaum begreiflichem Erfolge oblag, so hochberühmten Gelehrten, verband."

Von dem Colloquium zu Poissy hatte, wie wir bereits oben gesehen, Laynez sich nach Trient begeben, wo seine Beredsamkeit gleich wirksam für die gesammte Kirche und den heiligen Stuhl gewesen war. Der General der Gesellschaft Jesu kehrte endlich nach Rom zurück, jedoch erschöpft von der Arbeit.

Die Arbeit hatte die Quelle seines irdischen Lebens ausgetrocknet. Dennoch war der ihm verordnete Kampf noch nicht ausgefochten, der schwerste lag noch vor ihm; durch eine Verkettung von Umständen, die sich mit wenigen Federstrichen nicht leicht zeichnen lassen, hatten die Jesuiten im Herzen Europas festen Fuß gefaßt, von hier aus kämpften sie mit Standhaftigkeit und kluger Tactik gegen alle, die außerhalb der Kirche standen, und gegen die glaubenlose und sittlich verwilderte Geistlichkeit.

Was Possevin, Pelletier, Manare, Auger, Salmeron, Bobadilla, Araoz, Franz von Borgia und Canisius in Italien, Frankreich, Spanien und Deutschland unternahmen, vollführten in anderen Regionen ebenfalls andere Jesuiten, deren Name vielleicht nicht dieselbe Berühmtheit erlangte, deren Thätigkeit aber überall dieselben Erfolge errang. Der Sieg des Ordens Jesu war überall von dem Siege der Religion unzertrennlich; wie er gegen die Schmach, womit Sektirerei und eine verderbte Priesterschaft die Kirche gekränkt hatte, diese vertheidigte, so eroberte er durch seine fernen Missionen dem heiligen Kreuze eine neue Welt. Die Kirche schwankte einen Augenblick, bis sie ihrerseits nun Bürgschaft für ihre Vertheidiger stellen mußte.

Pasquier Brouet und Salmeron waren vom heiligen Stuhle nach Irland gesendet; ihre Sendung hatte den gewünschten Erfolg. 1560 verlangte der heilige Stuhl aufs Neue einen der Väter der Gesellschaft Jesu, um in jenem stets gedrückten, aber stets katholischen Volke, den wahren Glauben aufrecht zu erhalten. Laynez schlug Wolf, einen gebornen Irländer vor, der sich, zum päbstlichen Nuntius

ernannt, in sein Vaterland begab. Nach einem dreijährigen dornen- und mühevollen apostolischen Laufe, in welchem nur wahrer Glaube ihn aufrecht erhalten konnte, bat er um unterstützende Beihülfe. Die Patres Wilhelm Good und Edmund, der erste ein geborner Engländer, der zweite ein Irländer, theilten nunmehr nebst dem Erzbischofe Richard Creagh die Beschwerden Wolfs. Zu gleicher Zeit wurde der Pater Thom Chinge mit einem geheimen Auftrage des römischen Hofes nach England gesendet. Elisabeth herrschte über diese Insel.

Die Mission des Jesuiten war gleichsam sein Todesurtheil.

Wie Heinrich der Achte bestrafte Elisabeth *) die Katholiken wegen Treulosigkeit, in den Augen der Verräther das größte Verbrechen, wie Tacitus sagt.

Zwei Jahre zuvor hatte Pius der Vierte einen andern Jesuiten, den Pater Nicolaus Gaudan, als Nuntius an Maria Stuart gesendet, der nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Franz des Zweiten, Schottland wieder anheim gefallen war. Schottland befand sich in denselben Wirren und Parteiungen wie Irland. Das Volk selbst, aber nicht ein Usurpator, hatte diese Leiden über das Land hereingerufen; weniger beklagenswerth, als ihre Nachbarn, hatten die Schotten diese neuen Ideen mit Enthusiasmus ergriffen. Ueberall war diese Zerrissenheit; in der königlichen Familie, wie in den Städten, auf dem fast noch rohen platten Lande, wie auf den mehr in Glaubenssachen unterrichteten Universitäten. Die Königin hatte wirklich redliche Absichten; hingerissen aber von Leichtsinn und Vergnügungssucht, fehlte ihr die Energie und ward sie ein Spielball des entgegengesetzten Strebens ihrer Unterthanen. Die öffentliche Ausübung des katholischen Cultus ward verboten. Puritaner, Presbiterianer und Episcopale begannen einen wüthenden Kampf gegen einander, in den sich bald politische Aufregung mischte. Alle aber verbündeten sich gegen die katholische Kirche, von der Maria Stuart sich nicht trennen wollte; der einzige wahre Ruhm, den diese durch Schönheit wie Unglück unsterbliche Königin sich erworben.

Nothwendig mußte Pius der Vierte im Laufe des Jahres 1562

---

*) Im zweiten Theile dieser Geschichte werden uns bis jetzt ungedruckte Documente vorgelegt, durch welche die jungfräuliche Königin von England die Verfolgung der Katholiken befahl.

ihr seine Rathschläge mittheilen; Gefahren mancher Art bedroheten den in dieses Reich gesendeten Geschäftsträger. Der Pabst hatte ihn aus den Jesuiten erwählt. Als reisender Kaufmann verkleidet, gelangte derselbe nach Edinburgh; er sah zu dreienmalen, und zwar sehr geheim, die Königin, deren Glaubenstreue zu erhalten er Auftrag hatte. Die Sektirer witterten seine Spur, sie verfolgten ihn, und setzten einen Preis auf seinen Kopf.

Gaudan wußte, daß der Tod seiner warte; ihm war die Beendigung seiner Mission befohlen; die Pflicht bestimmte ihn, nicht die Furcht. Maria Stuart hatte sein Wort vernommen, hatte die Rathschläge freilich gut geheißen, ihre genußsüchtige Unbeständigkeit aber hinderte sie im Augenblicke der Revolution an deren Vollführung. Gaudan verließ dies Reich im Augenblicke des Ausbruchs des Bürger- und Religionskrieges. Unmöglich war es dem Jesuiten geworden, das reifere Alter zur Wahrheit zu bekehren; er richtete daher sein Augenmerk auf die Jugend und versammelte um sich mehrere Söhne der ersten schottischen Familien, die er nach Flandern führte, um sie dort in den Prinzipien des wahren Glaubens erziehen zu lassen. Sie wurden die Geißeln, die er der Kirche übergab, und die später in ihr Vaterland den wahren Glauben zurückbrachten.

Ueberall kämpfte die Gesellschaft Jesu für die Religion. Dem heiligen Stuhle indeß fehlte es damals an Kraft, sie gegen die Feinde, die so viele Dienste aufgeregt, zu beschirmen. Wäre dies Institut nicht auf Grundsätzen basirt gewesen, die es befähigten, den Stürmen der Zeit, wie der Ungerechtigkeit die Stirn zu bieten, so hätte eine kurze Zeit der päbstlichen Undankbarkeit es leichtlich für immer vernichten können. Es hielt sich aber zu stark, um nicht heftigen Haß ruhig erwarten zu können und berufen, Jahre lang die Streiche eines unbegründeten Zornes zu tragen.

Bei dem Tode des Cardinals Carpi, des Protektors des Ordens *), beriethen die Jesuiten die Wahl des, aus dem heiligen Collegium zum Patron zu ernennenden Mitgliedes.

Pius der Vierte erklärte: daß er selbst von nun an diesen Titel führen werde.

Das tridentinische Conzil hatte entschieden, daß in jeder Diöcese ein Seminar errichtet werden solle. Der Pabst wollte ein Exempel

*) Jeder religiose Orden hat in Rom einen Protector oder Patron.

geben; er ernannte eine Congregation aus zehn Cardinälen und vier Prälaten, welche erklärte: „das römische Seminar sei den Jesuiten anzuvertrauen.“

Diese öffentlich bewiesene Gunst mußte bittern Neid erregen und alle jene lügenhaften Berichte, über welche man bisher ein verachtendes Stillschweigen bewahrt, als solche klar vor aller Welt Augen stellen. Zu Montepulciano, zu Neapel und in anderen Städten Italiens und Deutschlands hatten einige Mönche und heimliche Anhänger der Ketzerei die Väter der Gesellschaft Jesu der Irrlehre und des Unglaubens nicht überführen können; unmöglich war es, ihre Grundsätze zu verdächtigen. Man griff nunmehr ihren Lebenswandel an. Dem Priester wird es schwer, seine Gesinnung auf andere Weise, als durch seine Handlungen darzulegen; seine Moralität verdächtigen, heißt seine Gesinnung verdächtigen. Wenn dies schon bei dem einzelnen Geistlichen der Fall ist, was muß da nicht erst sich ergeben, wenn der Lebenswandel eines ganzen Ordens vom bösen Willen untersucht wird. In Montepulciano, in Neapel und Graubünden, hatten seine Neider und Feinde, wie in Venedig, die jämmerlichsten Gerüchte erfunden.

Je unglaublicher aber die Verläumdung, desto leichter gewinnt sie sich die Leichtgläubigkeit. Es scheint fast annehmbar, die Welt müsse der Lüge Glauben schenken.

Die den Jesuiten theils im Beichtstuhle, theils in ihren Collegien aufgebürdeten Verbrechen, berücksichtigte weder der Pabst, noch die römische Curie, noch der General Laynez. Das Aergerniß, das man zu erregen gehofft, hatte nur unbedeutenden Erfolg. Um die vom Pabste Pius der Gesellschaft Jesu erwiesene Erkenntlichkeit zu beschränken, suchte man ein Familienereigniß zum öffentlichen Aergerniß zu erheben.

Karl Boromäus, des Pabstes Neffe, erwählte plötzlich statt des bisher unbefleckten Lebenswandels eine streng moralische Lebensbahn; er verließ alle irdischen Freuden und ergab sich den strengsten Bußübungen. Der Pater Ribaira war sein Seelsorger. Man benutzte dieses Zurückziehen von der Welt und beschuldigte Karl Boromäus des Fanatismus und Wahnsinns; man hinterbrachte dem Pabst, daß sein Neffe die Absicht habe, in die Gesellschaft Jesu einzutreten, der nach seinem Reichthume gelüste. Der Pabst wies diese Anschuldigung zurück, der Trug aber hielt sich noch nicht überwunden.

Jene Mährchen von Montepulciano wurden wieder aufgewärmt und alle auf eine Persönlichkeit gehäuft.

Man beschuldigte den Pater Johann Ribaira und alle mailändischen Collegien der Jesuiten naturwidriger Verbrechen *). Ein

---

*) Der Jesuit Sachini, ein Geschichtsschreiber des Ordens selbst, drückt sich im achten Buche seines Werkes also aus:

„Domesticorum plerique, per varias artes, vel fictis impudissimum hominem foedissimis criminationibus tentarunt dirimere.“

Der Jansenist Quesnel weidet sich in seiner Geschichte der Geistlichen der Gesellschaft Jesu an allen diesen Scheußlichkeiten, die wir nur hier wiederholen, um zu zeigen, wie weit der Haß zu gehen vermag. Seite 40 des dritten Bandes sagt er: „Unter den Pagen, die den Prälaten bedienten, befand sich ein ausgezeichnet schöner Knabe, für den Ribaira die nichtswürdigste Zuneigung empfand.“

Pag. 41 begnügt der Pater Quesnel sich nicht damit, nur einen einzelnen Mann zu beschuldigen; dem gesammten Orden wird dieser Vorwurf gemacht. „Eines Tages,“ sagt er, „als Karl Boromäus in Braida in dem Jesuiten-Collegium war, dem man die Verführung der Jugend vorwarf, wollte er sich selbst von dem Grunde dieser Klagen überzeugen. Stets von dem Nächsten das Beste glaubend, konnte er so empörende Sachen unmöglich als wahr annehmen; zu seinem Schmerze aber führten die angestellten Untersuchungen und der eigene Augenschein ihn zur Ueberzeugung. Seine Erfahrungen waren so bitter und scheußlich, daß er mehreremale ausrief, wenn es möglich wäre, so wolle er den Jesuiten alle Collegien, die sie auf Erden besäßen, entnehmen.“

Diese Anschuldigung ist so gewichtig, daß wir sie genauer untersuchen müssen. Nicht die von den Jesuiten selbst abgelegten Zeugnisse genügen hier; Vertheidiger ihrer eigenen Sache, können sie als parteiisch erscheinen. Aus unverdächtigen Quellen, von den Neidern der Gesellschaft Jesu, müssen wir unsere Beweise entnehmen.

Vier Geschichtsschreiber haben das Leben des heiligen Karl Boromäus beschrieben, alle vier sind Gegner der Jesuiten; der erste der Pater Giussano (pater oblatus), Zeitgenosse Karls; der zweite Balthasar Oltrocchi, aus derselben Brüderschaft der Oblaten; der dritte der Dominikaner Touron; der vierte der strenge Baillet.

Giussano berichtet in Beziehung auf den Pater Ribaira die Vorgänge in Mailand also: „Unzufrieden mit den Reformen, die Karl Boromäus in seiner Umgebung eingeführt und mit dem strengen Leben, das er unter Anleitung des Paters Ribaira führte, warfen die Freunde und Verwandten des Cardinals großen Haß auf den Pater.“ (de vita rebusque gestis sancti Caroli Boromäi, in 4., Mediolani 1751). Weiterhin heißt es in demselben Werke wörtlich also:

„Die Nichtswürdigkeit einiger Hofleute ging so weit, selbst einen so ehren-

Ordensgeistlicher und Priester mag auch unseligen Neigungen ergeben sein, die die Geschichte nicht verstecken darf, aber sie muß, wenn sie sie veröffentlicht, zur Steuer der Wahrheit nicht ungerecht den ganzen Orden zum Mitschuldigen des einzelnen Verbrechens machen. Wir

---

werthen Mann, als Ribaira, eines Verbrechens zu beschuldigen, das sich nicht aussprechen läßt; aber dieser finstere Streich der Hölle blieb erfolglos. Der heilige Karl bewies ihm, nachdem er die Unschuld seines frommen Seelsorgers und die schändliche Nichtswürdigkeit seiner Feinde erkannt hatte, noch mehr Zuneigung und Vertrauen. So lange Ribaira in Rom anwesend war, blieb er der Seelsorger des heiligen Karl."

In den Noten, die der Pater Oltrochi, Conservator der Biblioteca ambrosiana, dem vorstehenden Werke beigefügt, sagt er: „Als der Pater Ribaira im Begriff stand, sich in Lissabon zur indischen Mission einzuschiffen, und durch den heiligen Franz von Borgia Nachricht von dem heiligen Leben seines Schülers und Beichtigers Karl Boromäus erhielt, schrieb er unter dem 4. November 1564 an den frommen Cardinal, daß er sich ausnehmend freue über die Fortschritte, die jener auf dem Wege des Herrn gemacht." „Wäre Ribaira schuldig gewesen, oder nur schuldig gehalten worden," sagt Oltrochi, „hätte er dann so freimüthig und in so väterlichem Vertrauen mit dem heiligen Cardinale reden dürfen?"

Der Pater Tournon aus dem Predigerorden berichtet im Leben dieses Heiligen, wie die vorgenannten Oblati, die Beweggründe, die Ribaira von Mailand entfernt:

„Alles, was man Uebertriebenes und Abnormes in dem Priesterleben des jungen Cardinals wahrnahm, schrieb man nicht dem Geiste Gottes und dessen Gnade, sondern dem Pater Ribaira zu, den man des Rigorismus beschuldigte. Von diesem Augenblicke an bewies man demselben nicht mehr die frühere Achtung."

Von der Gleichgültigkeit ging man zu Kränkungen und Beleidigungen; man suchte ihm alle Wege abzuschneiden, die ihn mit dem Cardinal in Berührung bringen konnten, der ihn mit seinem Vertrauen beehrte. Karln konnte das anstößige Gerücht über dessen Lebenswandel nicht unbekannt geblieben sein; er achtete seiner Weisheit gemäß gar nicht darauf und nutzte die Rathschläge, die er zu seiner geistigen Vollendung nothwendig erachtete.

In dem Leben der Heiligen, am 4. November, schreibt Baillet, der sich selbst zu sehr achtet, jener schmutzigen Gerüchte zu erwähnen, das heilige Leben des Karl Boromäus allein Gottes Einwirkung zu und sagt: „Der heilige Karl nahm mit der Zeit die Gelegenheit wahr, sich über die mit dem Priesterthume Jesu Christi verbundenen Pflichten zu unterrichten und empfing, da er mit tiefer Redlichkeit an das Werk ging, mehr durch Gott selbst, als durch seine Seelsorger, die Gabe, die Gebrechen und Mängel seines Strebens zu erkennen."

geben ein einzelnes Verbrechen zu, aber wir finden es ungereimt, eine ganze Gesellschaft desselben zu zeihen, ungereimter aber noch, annehmen zu wollen, sie rechtfertige und lehre es. So weit sind wirklich die Gegner des Ordens gegangen.

Wir haben diese Anschuldigungen der Jesuiten bis zu ihrer Entstehung verfolgt und erklären hier laut und mit voller Ueberzeugung: der Pater Ribaira ist so unschuldig an der ihm vorgeworfenen Schandthat, wie der heilige Karl Boromäus selbst.

Unsere Ueberzeugung haben wir durch die Lectüre jener Werke gewonnen, die den Pater Ribaira als einen Abschaum der Heuchelei und der Unzucht darstellen; wir haben sein Leben in den verschiedenen europäischen Landen und in seinen Missionen jenseits des Meeres verfolgt, überall aber hat er sich als ein keuscher und frommer Priester bewährt. Es ist also nichts als Verläumdung, was man zu verbreiten suchte. Indem man einen Neffen des Pabstes zum Urheber oder Opfer desselben erkohr, glaubte man der Lüge eine höhere Glaubwürdigkeit zu leihen. Pius der Vierte schenkte ihr durchaus keinen Glauben, aber er hatte mit Karl Boromäus große Plane und fürchtete, daß derselbe nunmehr auf alle kirchlichen Würden verzichten möge. Er zürnte daher der Gesellschaft Jesu, der er diesen Entschluß seines Neffen vorwarf.

Laynez war krank; kaum genesen, schleppte er sich zum Vatican und legte dem Oberhaupte der Kirche alles, was er für Karl Boromäus gethan, vor; er bewies, daß schon längst demselben gerathen worden, seinen Eifer zu mäßigen, welcher, wie alle Dinge auf Erden, anfangs übertrieben werden könne.

Der Pabst fürchtete den Einfluß des Paters Ribaira auf den Erzbischof von Mailand; Laynez zeigte ihm, um seine Besorgnisse zu heben, an, daß dieser augenblicklich in Rom anwesende Jesuit nach den indischen Missionen abgesendet werden solle. Der Pabst ward durch die von Laynez ihm dargelegten Beweise überzeugt; er ermaß, daß er begangenes Unrecht gut zu machen. Das Andenken daran auszu-

---

Der Unterschied dieser Berichte und der Mittheilungen des ungenannten Verfassers der Geschichte der Geistlichen der Gesellschaft Jesu liegt vor Augen. Wir enthalten uns aller Anmerkungen, zu denen der Leser selbst sich gedrungen fühlen wird. Im Verfolge dieses Werkes werden wir Briefe des heiligen Boromäus mittheilen, die dessen Ansicht über die Jesuiten aufklären.

löschen, besuchte er selbst alle Ordenshäuser, eines nach dem andern, und vertrauete den Jesuiten sein neues Seminar.

Selbst ein Bischof machte sich zum Echo aller dieser Schmähungen. Er verkehrte die Lehre, die Zwecke und die Ordensregel, und ging so weit, in zweien im Archive des Vaticans aufbewahrten Memorialen sich zum Zeugenbeweise seiner Anschuldigungen zu erbieten. Auf Befehl des Pabstes ladete der Cardinal Savelli diesen Prälaten vor Gericht. Der Bischof erschien; seine Zeugen waren aus dem Orden ausgestoßene, oder aus dem deutschen Collegium entlassene junge Leute. Savelli nahm ihre Aussage zu Protocoll, sie mußten sie als falsch anerkennen, und der Urheber der Schmähschriften wurde zum Gefängnisse verurtheilt. Solche Ereignisse fanden in Deutschland vielen Glauben. Die Protestanten unterließen nicht, dieselben als Waffen gegen die Jesuiten zu benutzen.

Der Unmuth des Pabstes richtete sich nunmehr gegen jene; Pius der Vierte wollte diejenigen nicht unterdrücken lassen, die er in einem Augenblick der Schwäche dem klüglich berechneten Angriffe der Feinde der Kirche blosgestellt. Am 29. September 1564 richtete er an den Kaiser Maximilian, den Nachfolger Ferdinands, ein Breve, das zu gleicher Zeit eine Ehrenerklärung und eine Belobung der Gesellschaft Jesu enthält.

„Uns ist kund geworden," schreibt der Pabst, „daß einige Gott- und Gewissenlosse, verblendet durch Herrschsucht und bösen Willen, in verschiedenen Gegenden ehrenrührige, unwahre und lügenhafte Libelle gegen die gesammte Gesellschaft Jesu, und namentlich gegen die geachtetsten und bekanntesten Mitglieder derselben veröffentlicht haben. Es schmerzt uns, also den guten Ruf und die Achtung einer Verbindung geschmälert zu sehen, die so fruchtbringend für die Kirche gewirkt hat und noch wirkt. Es ist ferner uns kund geworden, daß die vorgenannten ehrenrührigen Schmähschriften nicht allein in Italien, sondern auch in Deutschland verbreitet werden und, daß sie sogar Euer Majestät zu Ohren gekommen, der wir mitzutheilen nöthig erachtet, daß wir, damit die Wahrheit gerechtfertigt und klar erkannt werde, diese Angelegenheit einigen unserer Brüder aus dem heiligen Collegium der Cardinäle, Männern der ernstesten Gesinnung, überwiesen und sie beauftragt, sofort eine Untersuchung anzustellen und sorgfältig alles zu sammeln, was im Allgemeinen gegen den Orden und gegen seine Mitglieder, die zur Zeit in Rom anwesend, vorgebracht worden."

„Nachdem sie sich dieses Auftrages mit großem Fleiße unterzogen und die Wahrheit ermittelt, haben uns unsere Commissarien versichert, daß alles falsch und erfunden, lediglich das Werk der geschworenen Feinde der Gesellschaft sei, deren Absicht dahin gehe, diese Verbindung verhaßt und verachtet zu machen. Wir haben Euer Majestät um so mehr dies schreiben wollen, als wir uns verpflichtet erachten, der Wahrheit die Ehre zu geben und zugleich Euer Majestät anzuzeigen, diesen frech gegen die Gesellschaft verbreiteten Lügen keinen Glauben zu schenken, zugleich aber auch das Gesuch zu stellen, hinfort als ein gerechter, rechtgläubiger und weiser Fürst die Unschuld und Thatkraft der Väter dieser Gesellschaft zu schirmen."

Alle Gegner der Jesuiten haben von Schoppius an (bekannter unter dem angenommenen Namen Allphons von Vargas) *), bis zum Pater Quesnel hinauf, die dem Orden angedichteten Schmähungen in ihren Schriften wiederholt. Keiner dieser Schriftsteller aber war ehrlich genug, der vom heiligen Stuhle ausgegangenen Rechtfertigung zu erwähnen. Diese vom Pabste selbst ausgegangene Rechtfertigung verdient die höchste Glaubwürdigkeit, da Pius der Vierte der Oheim Karl Boromäus war und jene ihre Anschuldigungen und Lügen wider die Gesellschaft auf den unerwiesenen Ausspruch seines Neffen gründen.

Die römischen Professoren gaben ihre Feindseligkeiten dennoch nicht auf. Waren die Jesuiten ihrer Moral wegen auch nicht anzutasten, so mußte ihrer Selbstsucht daran liegen, sich gegen das neue Seminar und gegen so gefährliche Concurrenten zu erklären. In einem von ihnen dem Pabste übergebenen, Proteste liest man: „Es gereicht weder der Kirche zur Ehre, noch zum Nutzen, die Erziehung der jungen Geistlichen Fremden zu übertragen. Die Mütter, die selbst ihre Kinder nähren, sind achtbarer und die Kinder besser erzogen. Rom

---

*) Schoppius begnügt sich in seinem 1640 erschienenen Werke „Relatio ad Reges et Principes," die Vorfälle als zweifelhaft und ungewiß zu berichten. Die Jansenisten sind nicht so gewissenhaft, als der vorgenannte Schriftsteller. Der Pater Quesnel und seine Genossen führen Schoppius als Autorität auf und behaupten, Alphons von Vargas habe den heiligen Karl Boromäus mit eigenen Ohren die Jesuiten der scheußlichsten Verbrechen anklagen gehört.

Schoppius ward 1576 geboren, war also acht Jahre, als der Cardinal, Erzbischof von Mailand, im Jahre 1584 starb.

besitzt genug verdiente Männer, die fähiger sind, als die Jesuiten, die angehende Geistlichkeit in den Wissenschaften und im Glauben zu unterweisen. Der Unterricht, den diese Geistlichen ihren Zöglingen ertheilen, ist nicht gründlich; die befähigsten Schüler des Seminars werden sie demselben entziehen und für ihren Orden gewinnen."

Solche Beweggründe machten keinen Eindruck auf Pius den Vierten. Er hatte Lainez vorgeschlagen, den Jesuiten die Leitung dieser neuen Stiftung zu übertragen; man hatte die Jesuiten monstroser Verbrechen beschuldiget, der Pabst hielt sich daher verpflichtet, durch einen offenkundigen Akt päbstlichen Vertrauens für ihre Sittlichkeit und Unterrichtsfähigkeit eine Gewähr zu leisten, an der Niemand zweifeln dürfe, um sie völlig zu rechtfertigen. Er ließ sich von seinem Vorhaben nicht abwendig machen. Dies war der letzte Kampf, aber auch der letzte Sieg, den Lainez erfocht. Er war erst dreiundfünfzig Jahre; tiefe Studien und die Werke der Barmherzigkeit hatten seine Lebenskraft aufgezehrt. Der Tod trat an sein Lager; ohne Furcht erwartete er ihn, und unerschrocken sah er ihm ins Auge. Ueber zwei Tage währte sein Todeskampf; am 19. Januar 1565 hauchte er seinen Geist aus und schien mit dem zuletzt auf Franz Borgia, der ihn mit den Sterbesacramenten versah, gerichteten Blicke diesen Pater zu seinem Nachfolger zu bestimmen.

Zehntes Kapitel.

Am 6. Januar 1585 hielt Fenelon in der Kirche der auswärtigen Missionen in Paris seine wunderschöne Rede über die Erscheinung des Herrn.

„Aber was stellt sich seit zwei Jahrhunderten meinen Blicken dar?" rief er aus. „Ungemessene Lande öffnen sich plötzlich. Eine neue, der alten unbekannte, aber größere Welt, liegt vor meinen Blicken. Hütet euch wohl, diese wunderbare Entdeckung nur der menschlichen Kühnheit zuzuschreiben. Gott läßt der menschlichen Schwäche nicht mehr zu, als selbst da, wo sie als entscheidend auftritt, nur ein Werkzeug seines Rathes zu sein. Der Mensch denkt, Gott aber lenkt."

„Das in Amerika unter so vielen Stürmen aufgerichtete Kreuz wird nicht aufhören, Frucht zu bringen."

„Was widerstrebt ihr Völker des fernen Ostens? Eure Stunde hat geschlagen. Alexander, jener eilfertige Eroberer, deß Fuß, wie Daniel sagt, kaum den Boden berührte, er, dem gelüstete, die Welt sich unterthan zu machen, wie ferne blieb er dem Ziele, das ihr erreicht! Aber die Liebe vermag Größeres, denn der Stolz."

„Die von Gott gesendet, schreckt nicht der brennende Sand, nicht die Wüste und das Gebirge, nicht die Ferne, noch die Stürme und Klippen des Meeres, weder Hitze noch Kälte, weder der schicksalsschwangere Wendekreis, der einen neuen Himmel erschließt, noch feindliche Fluthen, noch barbarische Küsten; sie halten ihren Lauf nicht

auf. Wer sind sie denn, die den Wolken gleich dahin eilen? Ihr Völker traget sie auf euren Händen. O, daß dem Mittage, daß dem Morgen und jenen ungekannten Inseln nach ihnen verlangte, und ahnend von ferne sie nahen sähen. Wie lieblich sind die Füße derer, die von der Höhe der Berge den Frieden bringen, ewige Gaben verkünden, und das Heil predigen, die da rufen: O Zion, Zion, dein König herrschet über dir! Hier stehen sie vor euch, die neuen Eroberer; nur gewappnet mit dem Kreuz des Erlösers."

„Nicht gehen sie, eure Schätze zu nehmen, nicht euer Blut, ihr Ueberwundenen, zu vergießen, für euch ihr Blut zu vergießen sind sie bereit, die Schätze des Himmels in eure Hand zu legen, haben sie sich aufgemacht."

„Wer kann schildern das Staunen, das die Völker ergreift, da sie sie nahen sehen? Nicht der Handelsgeist, die Ehrsucht, noch die Wißbegierde, zogen diese Männer zu euch; sie kamen, ohne euer Antlitz geschaut zu haben, ohne eure Wohnsitze zu kennen. Von Liebe gedrungen verließen sie alles, euch, trotz der stürmenden Meere, trotz Mühen und Gefahren, des ewigen Lebens theilhaftig zu machen, das sie gefunden. Ihr Völker, die ihr sitzet im Schatten des Todes, welch Licht geht auf über eurem Haupte!"

„Wem, geliebte Brüder, gebührt der Ruhm und die Segnung der Gegenwart? Der Gesellschaft Jesu, die seit ihrer Entstehung mit Hülfe der Portugiesen dem Evangelio neue Wege nach dem fernen Indien gebahnt. Ist sie es nicht, die die ersten Funken des leuchtenden Apostelberufes in den Herzen derer entzündet, die sich der Gnade ergeben? Nimmer wird im Andenken der Gerechten der Name dieser Tochter eines Ignaz erlöschen, der mit derselben Hand, die jene vertrauensvoll ihm dargebotenen glänzenden Würden zurückwies, eine kleine Zahl Priester sammelte, aus der, als gesegneter Keim, diese Anstalt erwuchs *)."

---

*) Fenelons Werke T. 7. p. 144, 145, 146. Pariser Ausgabe 1791. Diese Worte des heiligen Erzbischofs von Cambrai enthalten eine Anspielung auf Alexander de Rhodes, einen in Avignon geborenen Jesuiten. Nachdem derselbe fünfundzwanzig Jahre in Tong-King und in Kochinchina als Missionar gelebt und zuerst den christlichen Glauben gepredigt, kehrte er nach Europa zurück. Er stellte sich Ignocenz dem Zehnten vor und machte demselben den

Die Jesuiten haben das Lob, das Fenelon ihnen vom Lehrstuhle der Wahrheit in so schönen Worten ertheilte, in Wahrheit verdient. Der einfache Bericht ihrer Missionen bestätigt Fenelons Ausspruch.

Franziskus Xavier war nicht mehr; der Geist aber, der diesen Apostel Indiens belebte, ruhete auch jetzt auf seinen Schülern und Nachfolgern. Nach ihm ward Caspar Barzee Provinzial von Indien *).

Im selben Jahre (1552) floß das Blut zweier Jesuiten auf der Fischerküste. Ludwig Mendez und Paul Vallez wurden von den Barbaren erschlagen.

Dieser zwiefache Martertod fachte in den übrigen Vätern neuen Eifer an. Zwei Genossen waren auf der Fischerküste umgekommen, sogleich begab sich der Pater Henriquez dahin.

Vorschlag, für die Christen des Orients eine eingeborne Priesterschaft zu bilden. Der Pabst erklärte sich beistimmig und wollte ihn zum ersten Bischof von Tong-King weihen; der Jesuit aber schlug diese Würde aus, ließ sich auch niemals zur Annahme bewegen. Von dem Pabste beauftragt, Männer zu erwählen, die durch ausgezeichnete Verdienste sich zur Führung eines Bisthums eigneten, richtete Rhodes sein Augenmerk auf Frankreich, das älteste Kind der römischen Kirche. Die Hoffnung, die ihn, da er an Frankreich dachte, erfüllte spricht er in folgenden Worten aus: „Nachdem ich, soweit es mir vergönnt war, ausgerichtet, was mich von dem entlegendsten Lande der Erde zurückgeführt, stehe ich im Begriff, zum Drittenmale diese Reise zu unternehmen; doch will ich jetzt dahin nicht allein zurückkehren; ich bin alt und stehe am Rande meines Grabes. Frankreich, das ich für das frömmste Reich auf Erden halte, wird mir Kämpfer geben, die den Orient besiegen und Jesu Christo unterwerfen. Hier hoffe ich Bischöfe zu finden, die uns Väter und Führer in jenen Gemeinden werden. Zu diesem Ende habe ich am eilften September 1562 Rom verlassen, nachdem ich die Füße des heiligen Vaters geküßt.“ (Reisen und Missionen des Paters Rhodes, dritter Theil, pag. 78.)

Seine Hoffnung wurde nicht getäuscht. Zwölf junge Studirende, theils Geistliche, theils zum Eintritt in den geistlichen Stand entschlossen, bereiteten sich unter Direction des Paters Bagot, eines Jesuiten, auf ihren künftigen Beruf, für das Heil der Seelen zu wirken, vor, dem sie ganz sich widmeten. Sie erschienen vor dem Pater Rhodes und wurden der Stamm der berühmten Congregation der auswärtigen Mission in Paris.

*) Caspar Barzee überlebte Xavier nur kurze Zeit. Er starb schon im Oktober 1553.

Zwei andere eilten nach Ceilon. Ein Fürst vom Vorgebirge Comorin begehrte die Taufe; sie wurde ihm gespendet und Ceilon von nun an eine christliche Insel. Im Jahre 1555 aber fielen die Einwohner der maurischen Inseln vom wahren Glauben wieder ab. Sie entweiheten die Kirchen, zerstörten die Kreuze und unterwarfen sich dem Fürsten von Gilolo, einer der molukkischen Inseln.

Um diese Zeit wurden jene Lande von den furchtbarsten Plagen heimgesucht. Hungersnoth, Ueberschwemmung, die Pest, verheerten die Städte, und feuerspeiende Berge schienen das Erdreich verschlingen zu wollen. Gleichsam, als sei es noch nicht genug an diesen Leiden, überzogen auch die Portugiesen die Inseln mit Krieg. Der Fürst Gilolo fiel den Siegern in die Hände, die Rache an seinen Unterthanen nehmen wollten, als plötzlich der Pater Johannes Bayra erschien. Er hatte zur Bekehrung dieser Insel mitgewirkt; sie war seine geistliche Tochter; er eilte, sie vor der Rache der Europäer zu schirmen. Sein Wort fand bei den Verzweifelten Eingang; er redete mit ihnen von Gott, den sie verleugnet, und beklagte mit ihnen die Leiden, die dem Abfalle vom Glauben folgen; er verhieß ihnen Sieg, sobald sie reuig zu Christo, den sie thöricht geschmähet, zurückkehrten.

Glücklicher, als die portugiesischen Waffen, ward Beyra.

Die Christen unterwarfen sich der Buße, und die Ungläubigen, die das Glück zurückkehren sahen, schlossen sich der gläubigen Gemeinde an.

Die Taufe war der Lohn der Neubekehrten; der Martertod der Lohn der Missionare. Der König von Bachian bekannte sich zum Christenthume. Die Muhamedaner aber wollten nicht müßige Zuschauer der Fortschritte bleiben, die das Evangelium in ihrem Reiche machte. Der Pater Alphons de Castro war das Haupt dieser Mission; im Jahre 1558 erlitt er von ihren Händen den Tod.

In Goa und in den nördlichen Gegenden dieses Gebietes zeigten sich die Heiden gefügiger. Zu tausenden eilten sie dem Kreuze zu, das ihnen ein Schirm gegen die Portugiesen ward. In Tanaa ward eine eigene Stadt für die Neubekehrten erbauet. Zu Cuman, am Meerbusen, erbaueten die Catechumenen ein Collegium.

Die Väter wurden zur Verkündigung des Evangeliums von der Insel Ciorano eingeladen. Kaum vermogten die Jesuiten allen Anfor-

derungen zu entsprechen und eilig genug den Wünschen des Volkes zu begegnen. Haufenweise eilte das Volk, an deren Spitze die Braminen, nach Goa, den Segen der Taufe zn erwerben.

Die Insel Divaran, eine der Callamiaden, folgte diesem Beispiele. Am 8. August 1560 bekehrten sich 1207 Ungläubige.

Auf der Insel Ormuz, auf der der Pater Barzee zuerst das Evangelium verkündete, gewann Arias Bundan dem Glauben neue Anhänger. Die Bagaden fielen zum zweiten Male in die Fischerküste ein. Der Pater Mesquita wollte die Neubekehrten vertheidigen, mit Wunden bedeckt fiel er den Siegern in die Hände; er ward gefangen und mußte mit eigenen Augen eine große Anzahl der Christen ins Meer stürzen sehen, die von seinen bebenden Lippen den Segen in den Qualen des Martertodes empfingen. Auf der Insel Celebes, auf die die Jesuiten längst ihre Blicke gerichtet, fanden sie nicht so verstockte Herzen. Der Pater Magallianes taufte den König und mehr als 1500 seiner Unterthanen. Die Fürsten von Siao und die Söhne des Königs von Banca gaben dem Volke ein Vorbild, indem sie ihre Sinnlichkeit dem sanften Joche des Evangeliums unterwarfen. Von den Jesuiten lerntn sie, ihr Volk glücklich machen, und das Volk mit der Taufe Gehorsam, den Keim aller Civilisation.

In Japan hatte Xavier die Väter Torrez und Fernandez zurückgelassen. Als Gefährten dieses Heiligen, dessen Name rühmlich durch das ganze Reich erklang, erhielten sie seinen durch unerschöpflichen Eifer erworbenen Ruhm.

Ganz allein hatte Xavier die Bekehrung Japans übernommen, Gott hatte sein muthiges Beginnen gesegnet. Japan war nicht feindlich gesinnt; es bedurfte nur Arbeiter, diesen Boden zu bauen. Drei Jesuiten eilten Torrez zu Hülfe. Bernhard, der erste Japanese, den Xavier getauft, wünschte in die Gesellschaft Jesu zu treten; er begab sich zu diesem Ende nach Rom, während welcher Zeit das Christenthum begründet ward. Die Insel Firando eilte mit Dank zu dem in ihrem Bereiche aufgepflanzten Kreuze. Der Pater Nunez Baretto und Ludwig Almeida führten am Hofe des Königs von Bungo das von Xavier begonnene apostolische Werk fort. Viele Unterthanen hatte er im Kriege verloren; er hoffte jedoch, der große europäische Bonze werde ihn gegen seine Feinde beschirmen, wenngleich

er selbst seine Bekehrung, der Sinnlichkeit zu sehr ergeben, noch hinausschob.

Die Missionare, die sich in weltliche Händel nicht einließen, bekümmerten sich lediglich, selbst in diesen Wirren, nur um Gottes Sache. Als Vermittler beider Parteien predigten sie den Herrschern, wie den Völkern, den Frieden. Die Bonzen schlossen sich keineswegs diesen friedlichen Unterhandlungen an. Sie waren die geheimen Triebfedern der Kriege, klagten aber die Jesuiten als Ursache derselben an, deren bloße Anwesenheit den Kampf verlängern solle. Zu zweienmalen war die Stadt Amangudschi eingenommen und verbrannt. Fudscheo schwamm in Blut. Das Königreich Firando ward die Beute verschiedener Factionen. Das bis dahin so friedliche Facata wurde unerwartet der Schauplatz von Insurrectionen. Die Bonzen benutzten diese Calamitäten und reizten die Einwohner Facatas gegen die Missionare auf. Im Monat April 1559 drängte sich die Menge zur Kirche und Wohnung der Jesuiten, steckte beide in Brand und zerstörte sie.

Die Väter Jago und Vilela, wie die mit ihnen arbeitenden Brüder, hatten die Streiche der fanatischen Menge zu ertragen.

Wenige Tage nachher schrieb ein Tunde (oberster Bonze) von Mont-Jesan (von den Portugiesen das glückliche Gebirge genannt), an den Pater Torrez: „Ihr habt Länder und Meere durchzogen, viele Gefahren bestanden, um eurem Gotte Ehre zu erwerben. Werdet ihr es mir abschlagen, auf dies Gebirge zu eilen, wohin euren Glauben zu verbreiten ihr wünschen müßt?“

Dieser Ruf klang tröstlich und hoffnungsreich. Vilela begab sich sogleich auf die Reise nach jenem glücklichen Gebirge. Seinen Bart hatte er geschoren und suchte überhaupt die Tracht der Bonzen nachzuahmen. Er schiffte sich auf einem nach Sakai segelnden Fahrzeuge ein. Die Schiffsmannschaft bestand aus abergläubischen Götzendienern. Auf hoher See stellte sich Windstille ein; sogleich ward die Verzögerung der Fahrt dem schlimmen Einflusse der europäischen Priester zugeschrieben. Die Priester schwebten in Gefahr; man drohete ihnen, schimpfte und mißhandelte sie.

Endlich erreichte das Fahrzeug seine Bestimmung. Die Väter konnten sich nunmehr nach dem Mont-Jesan auf den Weg machen,

von wo sie sich nach Meaco begaben, wohin Vilela am dreißigsten November 1559 gelangte.

Der Cubo-Sama residirte in dieser Stadt. Von ihm empfing der Jesuit die Erlaubniß zu predigen und durcheilte, das Kreuz in der Hand, die Stadt. Die Menge umdrängte ihn, der das Reich Gottes verkündete. Aufmerksam horchte das Volk. Die Bonzen aber wurden aufgebracht. Mioxiadono, der Liebling des Cubo-Sama, nahm die Missionare unter seinen Schutz. Zu mehrerenmalen sah der Jesuit den Kaiser. Sein liebenswürdiger Charakter, sein einschmeichelndes Betragen, hatten dem Fürsten gefallen; er befahl, einem Manne mit Achtung zu begegnen, der aus weiter Ferne herbeigeeilt, seine Unterthanen aufzuklären, wodurch den Bonzen die Verfolgnng der Jesuiten unmöglich ward. Sie unterrichteten sich nunmehr in der Religion, welche die Missionare nach Japan gebracht. Quenxu, einer ihrer unterrichtetsten Lehrer, bekannte zuerst die Wahrheit in Jesu Christo.

Dieser Erfolg ermuthigte Vilela; er wünschte, in Meaco ein Ordenshaus zu errichten, es gelang ihm. Sodann begab er sich nach Sakai in der Provinz Izuni. 1562 zählte diese reiche Stadt schon eine große Anzahl von Christen. Im selben Jahre bekehrte sich Sumitanda, König von Ormura. Er bewilligte Torrez das Recht, das Evangelium zu verkünden und Kirchen zu bauen.

Nicht zufrieden, auf diese Weise seinen neuen Glauben zu bethätigen, wünschte er nicht nur Catechumene zu bleiben, sondern sich selbst zum Missionare zu machen. Er hielt es für eine fromme Pflicht, inmitten des lärmenden Feldlagers seine Befehlshaber und Krieger selbst im wahren Glauben zu unterweisen. Der König von Arima folgte seinem Beispiele; auch er öffnete sein Reich den Jesuiten, an deren Spitze der Pater Almeida stand.

Milde und Barmherzigkeit waren ungekannte Tugenden in jenen Landen; durch das Kreuz erwarben sie sich bald Herrschaft.

Sobald die Missionare in ein ungläubiges Reich gelangt, setzten sie alle Sorge für ihre Gesundheit und Annehmlichkeiten des Lebens hintan.

Dem Volke muß Herz und Sinn bewegt werden, soll es das Evangelium in sich aufnehmen, daher wurden sie zugleich Krankenwärter und Aerzte. In den Augen eines durch den Geist seiner Re-

ligion selbstsüchtig gemachten, aber mit natürlichem Scharfsinn begabten Volkes konnte. eine solche Aufopferung nicht lange vergebens geübt werden. Die Japanesen verglichen beide Religionen; die christliche trug den Sieg davon. Die indischen und japanesischen Missionen hatten den glücklichsten Fortgang. Den Jesuiten aber genügte nicht an diesem; ihrem heiligen Eifer waren beide unermeßliche Reiche zu eng und beschränkt. Schon zu Lebzeiten Franziskus Xaviers war die Gesellschaft Jesu in andere Reiche eingedrungen. Vor unserm Blicke ihre Thätigkeit auf dem ganzen Erdenrunde zu entfalten, wollen wir mit ihnen raschen Schrittes alle jene Regionen durchwandern, in denen sie im Namen der Kirche auftraten.

Im Jahre 1549 durchschiffen die Portugiesen die Meere, um an dem Meerbusen von Bahia die Stadt San-Salvadore zu gründen. Sechs Jesuiten, Emanuel Nobrega, Johann Azpilcueta, Anton Petrio, Leonhard Nunez, Jacobeo und Rodriguez gingen mit der Flotte.

Die Stadt ward erbauet; zugleich aber legten auch die Jesuiten den Grundstein einer Kirche und beschäftigten sich mit Erlernung der brasilianischen Sprache, was ihnen nicht viele Zeit kostete; Einsicht und Fleiß gelangten bald zum Ziele. Sobald sie die ersten Elemente der Sprache erfaßt, begannen sie ihre Predigt; viele Hindernisse aber stellten sich ihnen entgegen, Zuhörer um sich zu versammeln. Brasilien war völlig barbarisch, nur aber aus Erschlaffung, der Folge übertriebener Verfeinerung.

Das Laster herrschte unter allen Gestalten; grausam verzehrten sie ihre Feinde; für einen Schein bevorstehender Lust und den Schimmer auf Gewinn würden die Männer Weiber und Töchter verkauft haben. Es gab keine Städte, folglich auch kein Familienleben. Als Religion galt ihnen die Zauberkunst mit allem Aberglauben.

Zum Aufbau San-Salvadores gebrach es den Portugiesen nirgend an Steinen, wohl aber an Menschen, die neue Stadt zu bevölkern; für diese wollten die Jesuiten sorgen. Sie suchten sich Kinder, um sie in europäischer Sitte aufzuerziehen. Nach und nach drangen sie tiefer in das Land, durcheilten es in allen Richtungen, suchten die Wilden in ihren Hütten auf, wußten ihr Vertrauen zu gewinnen, und leisteten ihnen alle Dienste, die nur von dem ausgezeichnetsten Eifer erwartet werden dürfen. Die Brasilianer wurden durch so viel

Liebe gewonnen, deren heldenmüthiger Beweggrund ihnen freilich verborgen war. Sie konnten der Väter nicht mehr entrathen; freundlich empfingen sie sie in ihren Wäldern und gestatteten ihnen selbst, ihren Magiern und falschen Propheten zu widersprechen. Das Licht des Glaubens ging in einigen Herzen auf. Seit dem Jahre 1550 gelang es dem Pater Nobrega, drei Residenzen zu erbauen, deren eine er in San-Salvadore selbst, die beiden anderen aber in den volkreichsten Dörfern errichtete; eine vierte ward später in der Colonie San-Vinzent gegründet.

Im Innern des Landes verkündete der Pater Nunez das Evangelium den Wilden; sein Mitarbeiter war Peter Correa, ein Abkömmling der portugiesischen Königsfamilie. Peter Correa hatte schon manches Jahr in Brasilien gelebt, wenig sich aber um die Verkündigung des Christenthums bekümmert; Soldat und Eroberer war er nur beflissen gewesen, die Zahl der Unterthanen, eigentlich der Sclaven des Königs von Portugal, zu mehren. Der Pater Nunez hatte den Heilsberuf, dem er sich gewidmet, von diesem Standpunkte nicht aufgefaßt; freiwillig hatte er Haus und Vaterland nicht verlassen, um anderen Ketten zu schmieden, sondern aus den Fesseln sie zu erlösen; nicht Sclaven, freie Menschen forderte der Glaube, dem er anhing. Nunez zeigte Correa, wozu die Liebe verpflichte. Correa erkannte seinen Wahn. Ihn wieder gut zu machen, ward der Nachkomme der Könige Jesuit. Eine der ersten Segnungen, welche das von den Vätern gepredigte Christenthum hervorrief, war die höhere Menschlichkeit der Sieger und der Schutz der Besiegten gegen die habsüchtige Rohheit der Eroberer.

Die Jesuiten hatten die Arbeiten unter sich vertheilt, einige hatten sich die Vereinigung der Wilden zu einem gesellschaftlichen Verbande, andere die Erweckung religioser Gesinnung unter den Europäern zum Vorwurfe genommen. Nunez widmete sich besonders den Sclaven. Ungemessene Gewinnsucht hatte eine große Anzahl Brasilianer ungerechter Weise ihrer Freiheit beraubt, besonders deren Ketten zu brechen, war er thätig. Für ihre Kinder erbauete er ein Hospitium.

Die Brasilianer lieben besonders den Gesang. Die Jesuiten brachten die Glaubens- und Heilswahrheiten der Religion in Verse und lehrten sie die Jugend; an ihrer Spitze durchzogen sie, die Wahrheiten

absingend, die Straßen, und so ward durch die Kunst der Musik das Evangelium der Menge lieb. Man fand viele Menschenfresser in jenen Gegenden. Den unblutigen Kreuzzug gegen solche Schandthaten unternahmen daher die Väter. Mitten unter der Horde, die sich ein so furchtbares Fest bereitete, sah man sie das Reisezelt aufschlagen; leicht konnten sie selbst den Martertod erleiden. Die Furcht aber hielt sie nie von der Erfüllung der Pflicht zurück.

Wenn die Bitten nichts über die Rohheit vermochten, wenn es ihnen nicht gelang, auch den Leib vor dem Tode zu retten, dann suchten sie wenigstens die Seele zu retten und tauften die Unglücklichen, die bald den Kannibalen zur Speise dienen sollten. Die Kannibalen wähnten, daß das auf die Scheitel der Opfer geträufelte Wasser deren Fleisch minder süß mache; man drohete den Jesuiten mit demselben Schicksale. Diese Drohungen aber wurden ihnen zum neuen Antriebe.

Um diese Zeit, 1553, erhob Ignaz Brasilien zu einer Ordensprovinz. Der Pater Nobrega wurde zum Provinzial ernannt. Mehrere Schulen wurden eingerichtet, in denen die Neubekehrten Unterricht empfingen. Zwei in der Colonie St. Vincenz zu Manrioba und Piratininga errichtete wirkliche Ordenshäuser nahmen schon einen guten Aufschwung. Joseph Anchieta erschien auf diesen Küsten. Dieser Jesuit, den seine Missionen berühmter gemacht, als seine schönen lateinischen Dichtungen, war 1533 auf Teneriffa geboren. Er begann sein Noviziat mit der Friedenspredigt an die Tamuyas.

Die Tamuyas aber, statt seinen Vorträgen zu horchen, bestimmten ihm schon den Tag, an welchem er ihnen zum Festmahle dienen solle. Anchieta antwortete ihnen zuversichtlich, „daß seine Stunde noch nicht gekommen." Er hätte entfliehen können, freiwillig aber blieb er unter den Wilden, um ihnen zu zeigen, daß selbst der Tod ihn nicht schrecken könne, ihnen seinen Gott zu verkündigen. Die Tamuyas, Barbaren wie sie waren, wurden dennoch von diesem ruhigen Muthe betroffen; sie verzichteten auf ihr Vorhaben und liehen sogar seinen Predigten Gehör.

Die Carigen, ein in Amerika lebendes Volk, hörte von den Wunderthaten dieser Priester reden; sie luden sie zu sich ein, und da sie nicht sofort erschienen, machten sich 200 von ihnen auf den Weg, um

die Taufe zu empfangen. Diese Wanderer geriethen, von einigen Spaniern geleitet, unter eine wilde Horde; mehrere von ihnen wurden getödtet, die übrigen aber für ihre Freudenfeste aufbewahrt. Die Jesuiten erfuhren dies neue Verbrechen gegen die Menschheit. Soza und Correa begaben sich zur Befreiung dieser Götzendiener, die der Glaube urplötzlich durch das Begehren der Taufe, vor deren Empfang schon zu Christen geweiht, zu befreien; es gelang ihnen, sie dem Tode zu entreißen und mit ihnen in ihr Vaterland zurückzukehren. Unter den Eingebornen, die durch Soza's und Correa's Liebe gerettet waren, befand sich ein Spanier, der mit einer Eingebornen jener Gegend lebte. Soza erweckte im Herzen dieses Weibes, das der Spanier liebte, Reue. Der Spanier sann auf Rache. Die Carigen sind gutmüthig aber leichtgläubig. Der Spanier verläumdete die Väter, deren geheime Absicht, seiner Angabe nach, ihre Unterjochung sei. In der Aufregung ward dies Volk der Mörder derer, die sich auf sein ausdrückliches und inständiges Bitten zu ihm begeben.

Der Ruf so vieler Erfolge, so mancher erduldeten Marter durchflog die Welt; er erscholl auch in Genf und erweckte Calvins wüthende Eifersucht. Die Gesellschaft Jesu hatte in der neuen Welt Missionen; auch Calvin wollte dahin seine Missionen senden.

Nikolaus Dürand de Villegagnon, Maltheser, ein Renegat, erbot sich ihm, eine französische Kolonie und mit ihr die Irrlehre nach Brasilien zu führen. Der Vorschlag ward angenommen; Ende November 1555 landete Villegagnon. Zwei Prediger machten die Reise mit; allein beide konnten sich über die Grundlehren ihres Glaubens nicht einigen. Das Prinzip der freien Forschung erzeugte schon damals Zwiespalt. Villegagnon, Zeuge und Opfer ihrer Mißhelligkeit, hatte zugleich die Beweise der Hingebung und Folgsamkeit der Jesuiten vor Augen; die Einheit ihrer Lehre, die Uebereinstimmung ihres Handelns erweckten seine Bewunderuug. Neigungen hatten ihn zum Apostaten gemacht, Vernunft und Nachdenken machten ihn wieder zum Katholiken.

Die beiden Calvinisten hatten mit ihren Streitigkeiten vollauf zu thun, die Väter aber sammelten in dieser Zeit die zerstreueten Horden, ordneten ihre Dörfer, bauten ihre Häuser, errichteten Schulen, und bewiesen ihren Catechumenen, daß Alles durch den Glauben möglich werde. Die Catechumenen glaubten ihnen, krank ließen sie sich in die

Kirche tragen, die sie geheilt verließen; dem Tode nahe begehrten sie die Taufe und nicht selten half die Taufe, mächtig die Lebenskräfte aufregend, ihnen wieder zur Gesundheit.

Zur selben Zeit drangen andere Jesuiten bis nach Aethiopien vor. Dies große, von Aegypten, dem rothen Meere, der Wüste Sahara und Guinea begrenzte Gebiet liegt fast ganz unter der heißen Zone. Das Klima ist heiß, und die daselbst lebenden Neger zeigen sich nicht völlig so stumpfsinnig als sie in andern Gegenden angetroffen werden. Das mittlere Afrika wird gemeinhin mit dem Namen Aethiopien benannt, das aber verschiedene Volksstämme bewohnten. Die Väter erhielten den Auftrag, sich zuvörderst nach Abyssinien, einem Theile Aethiopiens, zu begeben.

Priester Johannes *) so heißt der Herrscher des Landes — war im Jahre 1546 Asnaf, oder Claudius, Sohn Davids, der auch Onay Seyned genannt worden war. In Abyssinien lebten viele ursprüngliche Christen, ihre Religion aber war damals ein Gemisch der Ketzerlehren des Eythychos und des Dioscoros. Die übrigen Einwohner waren Juden, Muhamedaner und Heiden. Claudius wollte, nach dem Rathe seines Vaters, den vom Patriarchen von Alexandrien gesendeten griechischen Bischof nicht als Oberhaupt der Christen anerkennen, und hatte den König von Portugal ersucht, einigen katholischen Priestern dies Amt zu übertragen. Wegen der Ernennung eines Patriarchen von Aethiopien hatte sich Johann der Dritte an den Pabst und Ignaz von Loyola gewendet.

Es war mit dieser Würde bei weitem mehr Beschwerde und Gefahr als Ehre zu erlangen. Der Ordensgeneral gehorchte dem Befehle des Pabstes und schlug Nunez Baretto zum Erzbischofe, Andreas Oviedo und Melchior Carnero zu seinem Gehülfen unter dem Titel Bischof von Hierapolis und Bischof von Nissa vor. Sie reisten im Anfang März 1555 mit zehn andern Vätern von Rom ab, berührten Goa, von wo aus die neuen Prälaten Gonzales Rodriguez nach Aethiopien entsandten, sich über die Verhältnisse des Landes zu unterrichten. Der Herrscher hatte sich besonnen, oder viel-

---

*) Priester Johannes bezeichnet im Aethiopischen: groß, herrlich. Diese Dynastie behauptete von Salomo abzustammen.

mehr die Griechen hatten seinen Argwohn zu erregen gewußt, indem sie die Missionare für die Vorläufer eines europäischen Einfalles ausgaben. Man sagte ihm, daß er, gleich den benachbarten Königen, den Siegern tributpflichtig werde, da die katholische Religion jede Plünderung gutheiße. Asnaf schenkte diesen Einflüsterungen Glauben und übergab, nachdem er Gonzalo's Erklärung der Grundwahrheiten der Lehre in seinem geheimen Rathe angehört, demselben ein Schreiben an den König Johann, das eine förmliche Verabschiedung enthielt. Gonzalos kehrte nach Goa zurück; Andreas Oviedo wollte so leicht nicht das Vorhaben aufgeben. Im Jahre 1557 drang er in Abyssinien ein und schlug dem Fürsten vor, ihm eine Discussion mit seinen berühmtesten Gelehrten zu gestatten. Claudius war so gerecht, als unentschieden, er bewilligte Oviedo die Befugniß, Gottesdienst zu halten. Er selbst wohnte den Conferenzen bei, verhehlte aber dem Jesuiten nicht, daß seine Bemühungen vergeblich sein werden, denn er werde sich mit Anerkennung des heiligen Stuhles inneren Unruhen aussetzen, die zu dämpfen es ihm an Macht gebreche. Oviedo stand hier zwischen einem unentschlossenen Fürsten und einer dissentirenden Parthei, denen an seiner Entfernung gelegen sein mußte; dennoch blieb er und bekämpfte die Anhänger des Dioscoros, erhob gegen die jüdische und muhamedanische Lehre Einwürfe, und achtete der mancherlei Gefahren nicht, die ihn bedroheten.

Unter diesen Verhältnissen verstrichen zwei Jahre. Im Jahre 1559 fiel Claudius in einer Schlacht gegen die Saracenen. Sein Bruder Adamas Segued folgte ihm auf dem Throne. Adamas hatte, unter den Türken erzogen, den Christen Haß geschworen. Claudius hatte sie geduldet, Adamas aber beschloß ihre Verfolgung. Oviedo erschien vor ihm; der Kaiser untersagte ihm die Ausübung des christlichen Ritus. Der Jesuit antwortete: „Du sollst Gott mehr gehorchen, denn den Menschen!“ Bei diesen Worten zückte Adamas seinen Säbel und wollte Oviedo den Kopf spalten, die Kaiserin aber warf sich ihm zu Füßen. Im Anschauen dieses Fremden aber, dessen Antlitz vor dem Drohen des Todes nicht erbleichte, erkannte der Kaiser die Nutzlosigkeit seines Zornes. Der Bischof von Hierapolis fiel nicht als Märtyrer des kaiserlichen Schwertes; zu grausameren Qualen fristete man seine Lebenstage.

Die Verfolgung der Katholiken begann. Man verjagte sie aus den Städten, warf sie ins Gefängniß und verhängte über sie alle die

Leiden, die die Grausamkeit zu erdenken vermochte. Oviedo und seine Gefährten wurden in eine Wüste verbannt. Die Furcht, die der portugiesische Name ihnen einflößte, verhinderte allein ihre Ermordung; allein sie verhinderte dennoch nicht die Ungläubigen und Dissidenten, jene Wüste wie ein Gefängniß abzusperren, und jede Mittheilung zu verhindern.

Ein aus dem Collegium da Santa Fede zur Aufsuchung seiner Brüder ausgesendeter Jesuit ward von den Saracenen aufgegriffen und als Sklave verkauft. Am 22. December 1561 starb der Patriarch Rugnez Baretto in Goa; Oviedo wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Mit den Seinigen aber stets der Unmöglichkeit zu fliehen preisgegeben, konnten dennoch die ihn umringenden Gefahren ihm kein Hinderniß werden, das Evangelium zu verbreiten. Von Sklaverei oder dem Tode bedroht, durcheilte er die Wüste, auf die allein sein frommer Eifer beschränkt war, den Negern das Licht des Evangeliums zu spenden, sie in ihren Leiden zu unterstützen, zur Thätigkeit aufzufordern und durch das Beispiel einer dem Glauben entquillenden Geduld und Resignation zu trösten.

Dieses neue Marterthum kam dem heiligen Vater zu Ohren. Oviedo war ein Mann von seltener Befähigung, dessen Kraft wirksamer verwendet werden konnte. Der Pabst schrieb ihm, sobald als möglich das dürre Abyssinien zu verlassen und die frohe Botschaft von Jesu Christo in Japan oder China zu verkünden.

Dem Patriarchen von Aethiopien fehlte es an Allem, an Brot, seinen Hunger zu stillen, an Kleidern, sich gegen das ungesunde Klima zu schirmen; um dem Pabste zu schreiben, sah er sich genöthigt, die wenigen ungedruckten Ränder aus seinem Breviere zu reißen. Auf diese schmalen aneinander gehefteten Papierstreifen schrieb er an den Pabst: „Ich sehe, heiliger Vater, kein Mittel zu entkommen. Die Muhamedaner umstellen uns auf allen Seiten. Erst kürzlich haben sie einen der Unsrigen, Andreas Gualdamey, getödtet. Wie groß aber auch die uns umlagernden Leiden sein mögen, wünsche ich dennoch auf diesem undankbaren Boden zu weilen, um hier um Jesu willen zu leiden und, so es mir vergönnt ist, für ihn zu sterben.“

Pater Oviedo widmete sich dem Martertode. Andern Orts gelobten andere Jesuiten dasselbe und unterzogen sich willig gleichen Verfolgungen.

Als die Portugiesen im Jahre 1485 an der Mündung des Flus-

ses Zaire landeten und das Gebiet von Congo in Besitz nahmen, führten sie drei Dominikaner mit sich. Diese Brüder des Predigerordens veranlaßten die Eroberer, die Eingebornen mit Milde zu behandeln, wodurch das gewünschte Ziel vollkommen erreicht ward. Die Neger nahmen willig den christlichen Glauben auf; ihr König nahm zum Zeichen der Dankbarkeit gegen den König von Portugal, den er als seinen Wohlthäter ansah, in der Taufe den Namen Johann an. So lange die Geistlichen die Seelsorge dieses Volkes auf eine dem Priesterstande würdige Weise betrieben, blieben die Einwohner Congos Christen. Aber nach und nach wurden aus den Hirten Wölfe. Trägheit erzeugte Laster; die niedrigsten Begierden, die sträflichsten Leidenschaften gaben überall Aergerniß und Anstoß. Der Glaube erlosch in den Herzen der Schwarzen, und nach kurzer Frist fand sich in dieser so schön von den Dominikanern begründeten Colonie keine Spur von Civilisation, kein Zeichen der Schaam mehr.

Der Pabst und der König von Portugal beschlossen dies einst so glückliche Volk der Rohheit wieder zu entreißen. Im Jahre 1547 verließen vier Jesuiten, Georg Vaz, Christoph Ribera, Jacob Diaz und Soreval das Collegium von Coimbra und schifften sich nach Congo ein. Soreval war noch Scholastiker. Er richtete eine Schule für Kinder ein. Die übrigen predigten in der Stadt, durchwanderten die Wälder, zuerst die Wilden dem Familienleben, sodann dem Gemeindeleben zu gewinnen. Den Wilden war noch eine dunkle Erinnerung des glücklichen Zustandes ihrer Voreltern, unter der Herrschaft des vor ihren Augen wieder errichteten Kreuzes von Holz geblieben, die sie Haufenweise zu den Missionaren zog. Einige wurden getauft, Anderen gelehrt, was der Christ unter der Ehe verstehe und ihnen die Pflichten der Gatten und Eltern klar gemacht. Alle unterwarfen sich willig.

Bis zum Jahre 1553 dauerte dieser Zustand. Sobald aber der Pater Georg Vaz der Last seiner frommen Anstrengungen erlag, fing der König von Congo, der sich nicht entschließen konnte, seine zahlreichen Frauen zu verlassen und zugleich den Einfluß der Jesuiten fürchtete, sie zu verfolgen an. Um diese Zeit segelte Soreval nach Europa zurück, dem Ordensgenerale über die betrübende Lage dieser einst so blühenden Mission Bericht zu erstatten.

Nicht allein in dem Wankelmuthe jenes Fürsten hatten die Leiden ihren Grund, auch Diaz und Ribera beschuldigte man. Sie wa=

ren als Arbeiter im Weinberge des Herrn nicht eingedenk geblieben, daß ihr Reich nicht von dieser Welt sei. Congo hatte sich zum Christenthume bekehrt, trotz der Regel, der sich die beiden Väter gelobt, sah man sie zu sehr mit weltlichen Dingen, besonders für Anknüpfung von Handelsverkehr mit den Eingebornen, beschäftigt. Diese vielfachen Beziehungen mußten nothwendig politischen Befürchtungen zum Vorwande dienen und selbst den König gegen sie einnehmen, als ob sie das Wesen des apostolischen Berufes verkannt hätten.

Soveral theilte diese Einzelheiten Loyola mit. Diaz und Ribera wurden sofort abberufen. Die Patres Noguera und Cornelius Gomez wurden zu ihren Nachfolgern ernannt. Noguera starb, sobald er in Congo landete. Der Pater Cornelius war jenem Mißtrauen bloßgestellt, das seine Vorgänger erregt und das der König nährte. Gomez verlor indeß noch nicht alle Hoffnung. Er suchte den Glauben wieder zu beleben und ging ihnen in Selbstverleugnung voran. Er blieb und wollte für immer in diesem kirchlichen Berufe verbleiben. Allein das Loos war schon gefallen. Erst mit der Zeit konnte Gomez dem Christenthume jenes Ansehn wieder gewinnen, das irrig eingeschlagene Wege ihm entrissen. Der König widerstrebte der Thätigkeit des Paters und verwies 1555 die Missionare und Portugiesen aus dem Reiche. Im Jahre 1589 rief der König Alvarez die Jesuiten nach Congo zurück. Wir werden später über diese Mission Bericht erstatten.

Dies unglückliche Vorkommniß entmuthigte keineswegs den frommen Eifer der Väter. Ein mächtigeres Prinzip, als Hoffnung oder Verzweiflung, gelobter Gehorsam, war die Quelle ihrer Thätigkeit. Sie wußten es, daß bei der leicht erregten Leidenschaft roher Völker der Tod Hand in Hand mit dem Siege geht und der Martertod der Verkünder baldigen Sieges ist; auf den ersten Wink ihrer Obern machten sie sich auf den Weg. Die Mission in Congo hatte nicht die von dem Orden gehofften Erfolge gehabt, sogleich wendete er seine Thätigkeit auf ein neues Feld. Im Jahre 1555 vertrieb man sie aus Congo. 1559 finden wir sie im Lande der Kaffern.

Gamba, König der Mosawanger, hatte von einem seiner Söhne, der in Mozambik getauft worden war, gehört, wie viel Heil die christliche Religion durch die Hand der Missionare für die Throne und die Völker stifte; er entsendete einen Bevollmächtigten nach Goa und lud die Jesuiten ein. Gonzalvo Silveria, Andreas Fernandez

und Acosta langten im März 1560 in seinem Reiche an. Gamba empfing sie voller Freude. Er bewilligte seinen Unterthanen völlige Freiheit, sich in der neuen Lehre zu unterrichten und sich zu derselben zu bekennen. Er selbst, seine Familie und die meisten Großen des Reichs wurden Christen. Zur Ehre der heiligen Jungfrau ward eine Kirche erbaut. Silveria hatte bei den Masawangern keinen Widerstand gefunden; seinem Eifer konnte ein so leichter Sieg nicht genügen, er suchte ihn theurer zu erkaufen. Der Pater d'Oultreman drückt sich in einer Anmerkung so aus *): der Erbadel potenzirt nicht selten nur äußerlich und in die Augen fallend die Tapferkeit, sondern wahrhaftig und wesentlich: es läßt sich nicht verkennen, daß junge Adliche, die sich dem Dienste der Könige oder ihres Gottes widmen, mehr Muth und Beharrlichkeit an den Tag legen, als jene, die von niedriger Herkunft stammen."

Silveria war ein portugiesischer Edelmann. Ritterliche Tapferkeit und die Selbstverleugnung des Missionars vereinigte er in sich. Er ließ die beiden ihn begleitenden Väter in diesen Kralen und erreichte im Monat December 1561 allein Monomotapa. Fünf und zwanzig Tage, nachdem er dem Könige das Bild der heiligen Jungfrau geschenkt, erfuhr er, sagen die gleichzeitigen Schriftsteller, den segensreichen Erfolg der Fürbitten Maria's. Der König und seine Mutter begehrten die Taufe. Den Jesuiten willfahrete er in allen ihren Wünschen. Mehr als 300 Vornehme des Landes schlossen sich den Ansichten des Königs an. Die aufgereizten Saracenen suchten den Fortschritten des Christenthums entgegen zu wirken. Silveria ward von ihnen als Zauberer verschrieen. Der König selbst machte sich den Einfluß, den der Jesuit auf ihn ausgeübt, nicht klar. Die Muhamedaner überredeten ihn, daß seine Bekehrung mehr durch Hexerei des Jesuiten, als durch freien Entschluß bewirkt worden. Er ward argwöhnisch und gab den Pater in die Hand seiner Feinde. Der Geschichtschreiber d'Oultreman berichtet seinen Martertod mit folgenden Worten seines alterthümlichen Styles: „Der Pater Silveria that sich mit seinem Chorhemde an, entzündete zwei Kerzen zuneben dem Kruzifix und knieete zu beten nieder, die lang erharrte Stunde erwartend. Gleichsam ungeduldig, daß sein Heil noch zögere, machte

---

*) **Tableau des persoanages signalés de la compagnie de Jesus edit. de Douai chez Balt-Bell 1623.**

er sich um die Mitternacht auf und schritt ein gut Stück Weges die Straße entlang, seinen Henkern entgegen. Da er aber nichts erkundet, ging er in seine Wohnung zurück und entschlief alsbald. Plötzlich schlichen die Mörder, deren Haupt Mokruma hieß, in sein Zimmer, darin sie ihn belauscht, und erwürgten ihn mit einem Strick; das Blut drang aus Nase und Mund hervor. Nachdem sie ihn einen grossen Stein angebunden, stürzten sie ihn am 16. März 1561 in den Fluß Mosengessem. Desgleichen auch verfuhren sie mit 50 anderen, die erst heuer der Pater getauft."

Der König von Monomotapa sah sofort sein Unrecht ein. Die Muhamedaner hatten ihn des Verbrechens mitschuldig gemacht, er ließ sie, den Tod des Paters zu rächen, hinrichten.

Die beiden von Silveria im Lande der Kaffern zurückgelassenen Jesuiten setzten inzwischen ihre apostolischen Arbeiten fort. Acosta büßte sein Leben an einem hitzigen afrikanischen Klimafieber ein. Fernandez überstand es; nach zwei Jahren aber sah er sich gezwungen, nach Indien zurückzukehren. In der ersten Aufregung des Gefühls hatte der König die Vortrefflichkeit der christlichen Religion anerkannt; er bekannte sich freilich auch jetzt noch zu ihr, aber seine und seines Volkes Leidenschaften stimmten wenig zu ihren Vorschriften. Das Laster riß ihn fort und Fernandez wollte nicht Zeuge der Ausschweifungen werden, die sein Wort nicht mehr zu beschwören vermochte.

Paul Diaz de Novaez, Gesandter des Königs von Portugal, brachte um diese Zeit vier Missionare zum großen Angola.

Der große Angola war ein König, der alle seine Nachbarstämme unterjocht und zum Zeichen seiner Macht diesen Titel angenommen.

Der große Angola nahm dankbarlichst die Jesuiten auf, die auf sein Gesuch unter Leitung des Paters Franz Govea einige Weiler erbaueten. Der Fürst beauftragte Govea, seinen Sohn zu unterrichten; bald aber erfüllte Furcht diesen habgierigen Fürsten.

Die Nähe der Europäer erschreckte ihn; er bildete sich ein, daß er durch Verfolgung der Väter die Portugiesen ermüden werde.

Die Väter wurden genau überwacht, fast gefangen gehalten.

Diaz de Novaez rieth ihnen, sich an weniger argwöhnische Stämme zu wenden. Govea entgegnete ihm, daß, wenn schon ein ehrenwerther Krieger niemals einem Befehle sich widersetze, er als Christ und Priester allen ein Beispiel des Gott und dem geistlichen Obern gebührenden Gehorsams schuldig sei. Er blieb unter jenen

Wilden, deren üble Behandlung er täglich zu ertragen hatte, täglich aber ihre Grausamkeit wider ihn segnete und den Martertod erflehete. In solcher Gesinnung starb Govea im Jahre 1574. In eben diesem Jahre führte Novaez mit einer Flotte mehrere Jesuiten, deren Superior der Pater Balthasar Barreyra war, nach Afrika.

Im Jahre 1560 ersuchte der Patriarch von Alexandria, Gabriel, schriftlich den Pabst um Missionare für die Kopten. Die Alexandrinische Kirche hatte sich der römischen Oberhoheit entzogen, von Zeit zu Zeit aber hatte diese vom heiligen Apostel Marcus gegründete Kirche, aus der ein Clemens, Origines, Ambrosius, Hilarius und Carillus hervorgegangen, dem heiligen Stuhle Hoffnung auf eine Vereinigung gemacht. Das tridentinische Conzil sollte zusammentreten.

Alles trug bei, Pius annehmen zu lassen, daß sein und seiner Vorgänger Wunsch zu erreichen stehe. Das Gesuch des Patriarchen wurde freudig aufgenommen. Der Pabst ernannte die beiden Jesuiten Christoph Rodriguez und Johann Babtist Elian zu seinen Nuntien in Aegypten. Im Jahre 1561 trafen sie in Memphis, der Residenz des Patriarchen, ein.

Die Väter ließen sich sogleich mit den gelehrten Aegyptiern in Verhandlungen ein, die allerdings ein Vorgefühl der zu erleidenden Niederlage hatten. Um diesen Schlag ferne zu halten, durch den sie bei den Mitgliedern ihrer Sekte alles Ansehen einbüßen mußten, suchten sie den großen Haufen gegen die beiden römischen Nuntien aufzuregen. Die Menge drohete ihnen, und die Juden, die durch ihren Reichthum im Oriente in Ansehen standen, schlossen sich der allgemeinen Volksaufregung an. Rodriguez und Elian hatten nur Zeit, einige Christen aus der Sclaverei loszukaufen, und kehrten in Begleitung eines Deputirten, den der Patriarch auf das Conzil schickte, nach Italien zurück.

Franz Xavier hatte Angesichts Chinas seinen letzten Seufzer verhaucht; sein Fuß hatte den Boden, dem er so sehnlichst das Reich Jesu Christi zu verkünden begehrte, nicht betreten. Die von den Mandarinen erregten Hindernisse waren vom menschlichen Eigenwillen dictirt, daher unvermögend, die Beharrlichkeit der Nachfolger des Apostels Indiens zu überwältigen. Die Chinesen bewachten ihr Reich, wie Soldaten eine Citadelle.

Sie hatten eine Gottesverehrung, Sitten und Gesetze, und eine

eigenthümliche Bildung; die christliche Religion aber kannten sie durchaus nicht. Die Jesuiten wollten, damit das Wort der Schrift erfüllt werde, ihre Lehren allem Volke verkünden. Nur der Tod hatte Xavier an der Ausführung dieses Vorhabens verhindert.

Vier Jahre später, 1556, öffnete der Himmel dem portugiesischen Handel einen Eingang. Der Pater Rugnez schritt mit dem Kreuze durch diese Thür. Er drang bis Canton, einer der reichsten und bevölkertesten Städte dieses Reiches vor. Er hatte häufig Unterredungen mit den Mandarinen, die Gesetze aber verboten jedes offene Bekenntniß. Pater Melchior wollte nicht durch einen unzeitigen Eifer für immer den Seinigen den Eingang in ein Reich sperren, in welchem einstens das Christenthum Wunder wirken sollte. Melchior begnügte sich, im Namen der Gesellschaft Jesu Besitz zu ergreifen.

Sieben Jahre nachher, 1563, sendeten die Portugiesen eine mit reichen Geschenken versehene Gesandtschaft an den Kaiser von China, in deren Gefolge sich drei Jesuiten befanden. Das Mißtrauen der Chinesen ging sehr weit; sie nahmen zwar die Geschenke an, die diplomatische Verbindung aber wurde durchaus nicht geförderdert. Die Jesuiten geduldeten sich noch. Wir werden in der Folge sehen, wie dieses ruhige Erwarten belohnt ward.

Seit vierundzwanzig Jahren erst war die Gesellschaft Jesu errichtet, und schon war sie fast über den ganzen Erdball verbreitet. Die europäischen Katholiken wendeten sich an die Väter in ihrer Bedrängniß, bald sie sich zu Führern, bald als Lehrer des Glaubens zu erbitten. Die Bewohner der neuen Welt riefen sie als Vermittler menschlicher Begehrlichkeit und der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, herbei. Ueberall erschienen sie als Verbesserer der Sittlichkeit, Lehrer der Jugend, Obsieger der Irrlehre, die Verläumdung zu Schanden machend, die Leiden muthig tragend und dem Martertode sich weihend.

Dies Institut, kaum entstanden, umfaßte die ganze apostolische Wirksamkeit; in ihm lag eine Kraft und Stärke, die sein kurzes Bestehen evident vor Augen stellt; diese unerwartete und unwiderstehliche Kraft machte Alle stumm, die sie nicht mit Freude und Stolz erfüllte.

Dies war der Grund — sagt Florimond de Rémond *) —

---

*) **Histoire de la naissance, progrés et décadence des Heresies, par Florimond de Rémond, conseiller au parlement de Bordeaux, t. V. chap. III. p. 536. edit. de Rouen, 1648.**

der schmerzlichen Klagen, welche Melanchton *), dem Tode nahe ausstieß, da er erfuhr, so viele Jesuiten durchziehen die Meere und Wüsten; an allen Enden der Welt finde man ihre Spuren, nicht selten geröthet von vergossenem Blute. „Guter Gott," rief er seufzend auf seinem Sterbebette, „was deutet das? die Welt erfüllt sich mit Jesuiten!"

---

*) Philipp Melanchton starb am 19. April 1560.

Ende des ersten Theils.

Inhalt des ersten Theils.

Erstes Kapitel.

Darstellung des 16ten Jahrhunderts. — Ignaz von Loyola. — Seine Verwundung bei der Belagerung von Pampelona. — Seine Bekehrung. — Er weihet sich Gott. — Seine Buße. — Das Buch der geistlichen Uebungen. — Plan und Inhalt dieses Werkes. — Ignaz in Palestina. — Er beginnt seine Studien. — Kommt nach Paris. — Wählt seine ersten Genossen. — Lefevre und Xavier. — Laynez, Salmeron, Bobadilla und Rodrignez verbinden sich mit Loyola. — Ihr Gelübde zu Montmartre. — Loyolas Vision. — Die Väter kommen nach Rom. — Lage des römischen Hofes und Katholicismus. — Ignazius stellt sich dem Pabste vor. — Seine ersten Genossen entschließen sich, eine religiose Gesellschaft zu stiften. — Ihre Arbeiten in Rom. — Man verläumdet sie. — Ihre Rechtfertigung und Ergebung. — Der Cardinal Giudiccioni widersetzt sich dem Institute. — Der Pabst beauftragt die Väter mit verschiedenen Missionen. — Die Gesellschafl Jesu wird gestiftet. — Die Stiftungsbulle. — Ignaz von Loyola wird zum General erwählt.

Zweites Kapitel.

Die Ordens-Constitutionen. — Deren Plan. — Deren Zweck. — Innere Einrichtung des Ordens. — Coadjutores temporales. — Novizen. — Coadjutores spirituales. — Profesſe. — Begutachtung der Constitutionen und Erklärung abseiten des Ordens. — Einwürfe gegen die Gesellschaft Jesu. — Deren Beantwortung. — Die Gelübde und Privilegien der Jesuiten.

Drittes Kapitel.

Pasquier Brouet und Salmeron, päbstliche Nuntien in Irland. — Verfolgungen unter Heinrich VIII. — Ignaz Instruction an die beiden zu päbstlichen Nuntien erwählten Jesuiten. — Irlands Lage. — Brouets und Salmerons Unternehmen. — Sie kehren nach Italien zurück. — Ihre Mission nach Foligno. — Lefevre und Laynez. — Laynez in Venedig. — Die Pariser Universität. — Erstes Erscheinen des Ordens Jesu in Frankreich. — Wilhelm du Prat, sein erster Beschützer. — Der Doktor Pastel will in den Orden treten. — Muß austreten. — Entstehung der Pariser und der übrigen Universitäten. — Erziehungs- und Unterrichtsmethode derselben. — Rodriguez in Portugal.

— Seine und Xaviers Erfolge. — Das Collegium zu Coimbra. — Pater Araoz in Spanien. — Lefevre in Deutschland. — Lage des deutschen Reichs. — Lejay und Lefevre auf den Reichstagen zu Worms, Speier und Regensburg. — Bobadilla in Deutschland. — Lefevre in Mainz. — In Cöln. — Geht nach Portugal. — Kehrt nach Deutschland zurück. — Karl V. und die Protestanten. — Pater Canisius als Gesandter des Kurfürsten von Cöln vor dem Kaiser. — Lefevre geht nach Spanien. — Seine Wirksamkeit. — Kehrt nach Rom zurück. — Ignaz Thätigkeit. — Seine Stiftungen in Rom. — Seine Regierungskunst. — Die Prophezeihung der heiligen Hildegard gegen die Jesuiten. — Die Allegorie der Heuschrecken von dem Jansenisten Quesnel.

Viertes Kapitel.

Xavier geht nach Indien. — Predigt in Mozambik. — Die Insel Socotora wird christlich. — Die Portugiesen in Goa. — Ihr Luxus. — Xavier straft ihre Verderbtheit. — Er sucht die Kinder zu gewinnen. — Die Stadt bekehrt sich. — Xavier auf der Fischerküste. — Auf dem Cap Comorin. — Die Braminen. — Krieg mit den Bagaden. — Xavier besiegt sie. — Erweckt zu Travankor einen Todten. — Verfolgungen unter dem König von Jafanapatam. — Xaviers Schreiben an den König von Portugal. — Kommt in Meliapor an. — Geht nach Malakka. — Verkündet auf der Insel Amboge das Evangelium. — Die Molukken. — Die Insel More. — Sein Schreiben an Ignaz. — Bündniß der indischen Könige gegen die Portugiesen. — Sie belagern Malakka. — Xavier errettet die Stadt von diesen Feinden. — Geht nach Japan. — Landet in Cochinchina. — Die Bonzen. — Deren Religion. — Deren Wandel. — Kommt nach Amangudschi. — Seine Leiden und Predigten. — Das Königreich Bungo. — Feierlicher Einzug des Jesuiten in die Hauptstadt. — Er beschließt nach China zu gehen. — Besucht Goa. — Sein Schreiben an den König von Portugal. — Don Alvarez d'Atayde widersetzt sich seiner Reise nach China. — Er will allein sich in dies Reich wagen. — Kommt nach Sazian. — Sein Tod. — Die seinem Gedächtniß gewidmeten Ehrenbezeugungen.

Fünftes Kapitel.

Eröffnung des tridentinischen Conzils. — Laynez und Salmeron als Theologen des heiligen Stuhes. — Loyolas Instruktion an dieselben. — Thätigkeit des Paters Lejay, Prokurator des Cardinals von Augsburg, Otto von Truchseß. — Laynez und Salmeron erörtern die Frage über die Eucharistie. — Das Conzil wird durch den von den Protestanten erregten Krieg unterbrochen. — Wiederbeginn desselben. — Laynez in Paris. — Spricht mit Theodor Beze. — Dessen Charakterschilderung. — Laynez auf dem Conzil. — Die übrigen Ordensgenerale widersetzen sich gegen den ihm von den Legaten angewiesenen Platz. — Schreiben des heiligen Karl Boromäus zu Gunsten der Jesuiten an das Conzil. — Diskussionen über die Messe. — Erörterungen über heimliche Ehen. — Laynez widersetzt sich dem päbstlichen Stuhle, den Königen von Frankreich und Spanien. — Untersuchung der bischöflichen Gewalt. — Laynez

und Salmeron reden für den Pabst. — Laynez Rede. — Schilderung desselben. — Erfolg dieser Rede. — Sittenverbesserung und Auftrag an die Gesellschaft Jesu, dieselbe durch Erziehung und Lehre einzuführen. — Der römische König ernennt Lejay zum Bischofe von Triest. — Lejay's Weigerung. — Ignaz Gründe. — Bobadilla schlägt das Bisthum Trient aus. — Bobadilla geht mit dem kaiserlichen Heere gegen die Protestanten. — Wird in der Schlacht bei Mühlberg verwundet. — Publikation des Interims. — Bobadilla predigt und spricht gegen dasselbe. — Karl V. verweiset ihn aus seinen Staaten. — Ignaz verweigert ihm den Aufenthalt im Profeßhause zu Rom. — Die Gegner der Jesuiten in Spanien benutzen dies Ereigniß. — Der Dominikaner Melchior Cano. — Seine Feindseligkeit. — Der Dominikanerorden erklärt sich gegen ihn. — Melchior wird zum Bischofe der canarischen Inseln ernannt. — Don Siliceo, Erzbischof von Toledo, spricht das Anathema aus. — Franz von Borgia, Herzog von Gandia, tritt in die Gesellschaft Jesu. — Ignaz Schreiben an ihn. — Portugal wird Ordensprovinz. — Erklärung des Begriffs Provinz. — Berechtigungen des Provinzials. — Manzals strenge Disciplin im Collegium zu Coimbra. — Miron an Rodriguez Stelle Provinzial. — Franz Borgia in Ognate. — Aufruhr gegen die Jesuiten in Saragossa. — Franz Borgia in Spanien. — Seine Thätigkeit daselbst. — Die Jesuiten auf Sicilien.

Sechstes Kapitel.

Der Cardinal von Lothringen bestimmt Heinrich II., König von Frankreich, den Orden anzuerkennen. — Widerstand des Parlaments, der Universität und des Bischofs von Paris. — Wesen des Parlaments, dessen Ursprung. — Verhandlungen zwischen dem Könige und dem Parlamente. — Königliche Erlasse. — Eustachius du Bellay widersetzt sich den Jesuiten. — Gründe dieser Widersetzlichkeit. — Die Jesuiten auf Corsika. — Canisius in Deutschland. — Sein Katechismus. — Schreiben des römischen Königs. — Das Wiener Collegium. — Canisius schlägt das Bisthum der Hauptstadt Oestreichs aus. — Das Prager Collegium. — Ignaz in Rom. — Dessen Schreiben an die afrikanische Armee. — Laynez und sein Ungehorsam und Reue. — Paul IV., Gegner des Ordens, will Laynez zum Cardinal erheben. — Loyolas Hinfälligkeit. — Sein Tod. — Das römische und deutsche Collegium.

Siebentes Kapitel.

Die neue Generalswahl; Gründe der Verzögerung. — Laynez wird ernannt. — Erste General-Congregation. — Der Pabst Paul IV. will die Regel des Ordens ändern. — Die Väter widersetzen sich. — Unterredung des Pabstes und des Generals. — Ihre Verhandlungen. — Franz von Borgia im Kloster Santo Justo beim Kaiser Karl V. — Ihre Unterredung. — Franz von Borgia in Portugal. — Der Pater Ludwig Gonzales Erzieher Don Sebastians von Portugal. — Ketzerei in Sevilla. — Beschuldigungen Franz Borgias und der Jesuiten. — Philipp II. — Schreiben des Franz Borgia an diesen Fürsten. — Er geht nach Rom. — Die Assistenten der Provinzen.

— Laynez wird von einer Partei des Conclave zum Pabste vorgeschlagen. — Das Conclave. — Pius **IV.** Pabst. — Verurtheilung der Neffen Pauls **IV.** — Der Pater Perucci bereitet sie zum Tode. — Verfolgung der Jesuiten in Venedig. — Johann Trevisani, Patriarch von Venedig, ist ihr Feind. — Der Pater Palmio und der Doge Priuli. — Bulle Pius **IV.** zu Gunsten der Jesuiten. — Laynez geht auf das Colloquium zu Poissy mit Hyppolyt von Este, Cardinal von Ferrara. — Der Pater Pontius Cogordan. — Franz **II.** entschließt sich, die Erlasse seines Vaters, Heinrichs **II.**, anerkennen zu lassen. — Opposition der Universität, des Parlaments und des Bischofs von Paris. — Die Jesuiten verzichten auf ihre Privilegien. — Bedingte Einwilligung des Eustachius du Bellay. — Befehl Karls **IX.** an das Parlament. — Die Königin Regentin Catharina von Medicis. — Cogordan vor dem Parlamente. — Die Jesuiten in Pamiers, Marseille und Avignon.

Achtes Kapitel.

Ankunft des Cardinals von Ferrara und Laynez zu Poissy. — Die Katholiken und Hugenotten. — Bedingungen, unter welchen die Jesuiten in Frankreich zugelassen werden. — Aufnahmsakte. — Theodor Beze und Peter Martyr. — Laynez Rede. — Laynez und der Prinz Condé. — Der König und der Hof wohnen ferner den Sitzungen nicht mehr bei. — Calvins Brief über das Colloquium. — Laynez Memorandum an den Prinzen von Condé über die Vereinigung beider Parteien. — Laynez Vorstellung an die Königin Regentin, die Einräumung von Bethäusern betreffend. — Politische Folgen, von Laynez vorausgesehen. — Registrirung der Aufnahmsakte von Poissy im Parlamente. — Die ersten Erfolge der Jesuiten auf dem Gebiete des Unterrichts, bestätigt durch du Boulay, Sekretars der Universität, d'Alembert und Ranke. — Cogordan. — Verhör im Parlamente. — Prozeß mit der Universität. — Stephan Pasquier und die Advokaten der Universität. — Versoris, Advokat der Jesuiten. — Pater Auger zu Valence. — Wird von dem Baron Adrets gefangen. — Pater Pelletier zu Pamiers. — Die Jesuiten Possevin und Auger zu Lyon. — Pest in Lyon. — Das Gelübde der Lyoneser. — Possevin in Savoyen. — Seine Predigten. — Krieg in den Thälern. — Erscheint als Abgesandter Emmanuel Philiberts bei dem Landvolke. — Die Universität Löven folgt dem von der Pariser Universität gegebenen Beispiele. — Widersetzlichkeit der Generalstaaten gegen die Einführung der Jesuiten. — Erfolge der Jesuiten in den Rheinprovinzen. — Aufopferung der Jesuiten zur Pestzeit. — Canisius auf dem Reichstage zu Petrikaw in Polen. — Seine glückliche Thätigkeit für den Glauben. — Er bekehrt Agricola. — Reichstag zu Augsburg. — Canisius in Schwaben. — Der Cardinal Truchseß überweiset den Jesuiten die Universität Dillingen. — Pater David Wolff als päbstlicher Nuntius in Irland. — Pater Nicolaus Gaudan als päbstlicher Nuntius in Schottland. — Maria Stuart. — Pius **IV.** augenblicklich gegen die Jesuiten eingenommen. — Der Pater Ribaira und der Cardinal Karl Boromäus. — Laynez rechtfertigt den Orden. — Breve des Pabstes an den Kaiser Maximilian zur Wi-

derlegung der Gerüchte. — Das römische Seminar wird den Jesuiten überwiesen. — Protest einiger römischen Geistlichen. — Laynez Tod.

Neuntes Kapitel.

Die auswärtige Mission. — Caspar Barzee wird an Xaviers Stelle zum Provinzial von Indien ernannt. — Ludwig Mendez und Paul Vallaz werden von den Witden getödtet. — Mission auf der Insel Zeilon. — Die mauritschen Inseln und der Pater Johann Beyra. — Martertod des Paters Alphons de Castro. — Die Jesuiten zu Janaa auf der Insel Dschorano, Divaran und Celebes. — Baretto und Almeida in Japan. — Verfolgung zu Facata. — Der Pater Vilela auf dem Gebirge Jesau. — Vilela zu Meaco. — Der König von Ormura wird Christ. — Die Jesuiten in Brasilien. — Die Aenthropophagen. — Die Missionare unter ihnen. — Peter Correa tritt in den Orden. — Joseph d'Archieta mitten unter den Wilden. — Die Väter Correa und Soza werden von den Carigen erschlagen. — Der Calvinist Villegagnon in Brasilien. — Die Jesuiten in Aethiopien. — Pater Andreas Oviedo und der König von Abyssinien. — Oviedo wird verbannt. — Die Mission von Congo. — Die Jesuiten werden aus Congo vertrieben. — Pater Silveria bei den Kaffern. — Sein Martertod zu Monomotapa. — Mission in Angola. — Zwei Jesuiten als päbstliche Legaten in Aegypten. — Pater Melchior Nugnez dringt in China ein.

Berlin, gedruckt bei J. Petsch.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Crétineau-Joly, Jacques,

Geschichte der Jesuiten vom religiosen, politischen und literarischen Standpunkte

Bd.: 1

Berlin 1845

Jes. 274 h-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10567949-4